Leidenschaften

Georg Ompteda
(Freiherr von)

Leidenschaften

Von Georg Freiherrn von Ompteda erschienen im Verlage von Egon Fleischel & Co. Berlin nachfolgende Werke:

Romane: Die Sünde / Geschichte eines Offiziers. Unser Regiment / Ein Reiterbild. Drohnen / Moderner Roman. Maria da Caza. Die sieben Gernopp / Eine lustige Geschichte. Der Zeremonienmeister. Monte Carlo. Philister über dir! / Das Leiden eines Künstlers. Die Radlerin / Geschichte zweier Menschen. Aus großen Höhen / Alpenroman. Denise de Montmidi. Heimat des Herzens. Herzeloïde. Deutscher Adel um 1900: Erster Teil: Sylvester von Geyer / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: Eysen. Dritter Teil: Cäcilie von Sarryn / Aus einem armen Leben. **Novellen:** Freilichtbilder. Vom Tode. Unter uns Junggesellen / Freie Geschichten. Weibliche Menschen. Leidenschaften / Männliche weibliche sächliche Geschichten. Lust und Leid. Das schönere Geschlecht. Nerven. **Gedichte:** Von der Lebensstraße. **Theater:** Eheliche Liebe / Schauspiel.

Freie Übertragungen aus dem Französischen:

Ossit: Ilse. Gesammelte Werke von Maupassant: Fräulein Fifi / Novellen. Die Schwestern Rondoli / Novellen. Miß Harriet / Novellen. Das Haus / Novellen. Mondschein / Novellen. Herr Parent / Novellen. Der Horla / Novellen. Die Schnepfe / Novellen. Der Liebling / Roman. Ein Menschenleben / Roman. Stark wie der Tod / Roman. Dickchen / Novellen. Hans und Peter / Roman. Die kleine Roque / Novellen. Nutzlose Schönheit / Novellen. Der Tugendpreis / Novellen. Schnaps-Anton / Novellen. Unser Herz / Roman. Tag- und Nachtgeschichten / Novellen. Mont Oriol / Roman.

Leidenschaften

Männliche weibliche sächliche Geschichten

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Vierte Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1906

Professor Dr. Alfred Lichtwark
Direktor der Hamburger Kunsthalle

in Freundschaft

zu eigen.

Es sind von diesem Buche dreißig nummerierte Exemplare auf Büttenpapier abgezogen und vom Verfasser signiert.

Inhalt

Sonnenzeit

Unter strömendem Regen kam er bei einbrechender Dämmerung in Berchtesgaden an.

Er hatte nichts von den Bergen gesehen, nichts vom Thal, denn alles war in graue Dunstschleier gehüllt. Und unablässig seit vielen Tagen schon rieselte es ohne Erbarmen vom Himmel herab. Kurz vor der Ankunft hatte er im Reisebuch geblättert, um sich für ein Hotel zu entscheiden. Aber als ihm ein Gepäckträger Handtasche und Gepäckschein abgenommen, wußte er die dummen Namen nicht mehr und überließ es dem Zufall, wo er ein Unterkommen finden möchte.

— Wohin wünschens der Herr? „Sonne"? — fragte der Mann.

Damit war es auch entschieden — also „Sonne".

Er wurde in den wartenden Hotelwagen geschoben; noch ein Herr stieg ein, nach dem Anzug mit Kniehosen und -Strümpfen zu schließen, ein Steiger. Dann gings fort. Und immer noch war nichts zu sehen. Nichts von dem Ort, kein Haus, keine Kirche — nichts, als die graue, schmutzige Straße, auf der das Wasser in Lachen stand. Nichts, als der graue, dunstige Himmel, von dem es unablässig niederströmte.

Er kümmerte sich nicht um sein Gegenüber und blieb in Gedanken versunken. In ihm war es dunkel wie draußen, trübe und regnerisch, und er glaubte, in trau-

riger Stimmung, es könne nichts anderes geben, als solches Wetter, das ihm folge, wohin er den Fuß setze.

Vor der „Sonne" hielt der Wagen. Vom Haus konnte man nichts erblicken, als kahle Wände mit eintönigen, angelaufenen Fensterscheiben. Mißmutig erschien der Portier. Er blieb halb zögernd im Flur stehen, als er entdeckte, daß nur zwei Herren ausstiegen. Auch er scheute den Regen.

Der andere, der mitgefahren, der Steiger, schien erwartet zu sein. Er ging sofort, ohne zu fragen, die Treppe hinan. Der Neugekommene verlangte ein Zimmer, und der Portier fragte, wobei er ihn zu mustern schien:

— Es ist nur noch eins da, im ersten Stock, — drei Fenster und Veranda!

Er schien zu erwarten, es würde dem Fremden zu teuer sein; doch der Gast schritt sofort hinauf und nun, wo der neue Mieter bedeutend in der Achtung des Bediensteten gestiegen, rief ihm jener nach, höflich die Goldstreifenkappe ziehend:

— Das Zimmer hat prachtvolle Aussicht auf den hohen Göhl und Watzmann!

Und spöttisch klang es zurück:

— Muß ja heute besonders schön sein!

Das Zimmer war schon fast dunkel, denn draußen klatschte der Regen aus der ewigen, grauen Wolke auf das Dach der Veranda herab, und es war, als ob eine Nebelwand gegen die Fenster gelagert stünde. Der Kellner erschien mit dem Anmeldezettel für die Fremden, und der Gast trug eilig ein:

„Arthur Riemer, Gutsbesitzer aus Karrstein bei Mügeln".

Dann war Arthur Riemer allein. Er dachte einen Augenblick an das „Karrstein", das er da geschrieben, an

sein Gut, das nun schon seit drei Jahren, seitdem der Vater gestorben, verpachtet war, wo er geboren, wo er groß geworden und das er nun mied, weil er meinte, dort vor Langeweile vergehen zu müssen.

Ein wenig packte er noch aus, dann brach die Dunkelheit mehr und mehr herein, und er ging in den Speisesaal hinab. Es war kühl und unbehaglich unten, halb dunkel. Der Oberkellner entschuldigte, daß die Lampen noch nicht entzündet, aber bis zur Abend-table-d'hôte sei noch über eine halbe Stunde Zeit. Alles war so frostig, und so tödliche Öde schlummerte über dem ganzen verschlafenen, nebeligen Regenneste.

Arthur blieb an einem Fenster stehen und blickte hinaus in das eintönige, nun schon schwärzliche Grau, aus dem nur irgend woher ein paar irre Lichter, matt, mit Strahlenmonden, blinkten. Man hörte von draußen ununterbrochen „klitsch, klitsch“, das Fallen von Tropfen auf ein Blechdach und das leise Rauschen des Regens. Arthur ärgerte sich über dies gleichmäßig leise Geräusch, diesen unerträglichen, eintönigen Landregen. Er empfand Sehnsucht nach Gewittertoben, nach stürzenden Gießbächen, Blitz, Einschlag und Donner, nach einem gewaltigen Entladen der Naturkräfte, das die Luft reinigte und bald vorüber war. Er begehrte endlich wieder warmen, freundlichen, hellen, lachenden Schein: die Sonne.

Und wie er so aus seinen Gedanken emporfuhr, entdeckte er, daß nun schon Licht war, und an der Tafel ganz unten, quer vor, ward ihm als neu Gekommenen der letzte Stuhl gewiesen. Hier konnte er doch wenigstens ruhig die Menschen betrachten, die Pfahl- und Spießbürger der Ebene, mit ihren Schwächen und Albernheiten, die sie bis ins Gebirge geschleppt.

Er beobachtete sie alle, wie sie der Reihe nach kamen, sich setzten, mit Verbeugungen gegeneinander, mit gegenseitigem Artigkeiten-Sagen. Er sah sie an auf Kleidung und Art, schätzte sie nach Beruf und Herkommen ein, suchte festzustellen, wie sie wohl zu einander gehörten. Das vertrieb ihm ein wenig die Zeit. Aber er ärgerte sich über die Leute, deren enger Horizont aus den Gesprächen klang, da sie sich nur immer um Sippe und Herd, um das Nächste drehten. Als nun endlich das Essen begonnen: um die Güte der Speisen, die Zahl der Gänge, um Wein oder Bier, vor allem um das Wasser. Der Regen gab den hauptsächlichsten Stoff: vom Regen fing jeder an, mit dem Regen hörte er auf. Es wurde gefragt, wann der Regen begonnen, wie lange es regnete, ob es auch anderwärts Regen gäbe, wann er aufhören würde, was der Landwirt dazu sagte, ob der Weinbauer damit zufrieden sei. Regen, Regen, Regen klang es eintönig allerorten! Als einmal eine Pause eintrat im Schwatzen und Messerklappern, im Klirren der Gläser, da vernahm man es platternd vom Blechdach des angebauten Saales, da tönte es herein von den Büschen im Garten, von den Steinfliesen des Hofes, das Tropfenfallen, gleichmäßig, langsam, unerbittlich — der Regen.

Neben Arthur waren die Plätze freigeblieben.

— Die Herrschaften haben eine Partie gemacht! — erklärte der Oberkellner dem einsam in seiner Ecke Sitzenden, dem ein spöttisches Lächeln um seine Lippen zog über den Gedanken, Ausflüge zu unternehmen bei solchem Wetter. Da ihm Wein und Essen nicht schmeckte, erhob er sich bald, um auf sein Zimmer zu gehen. Er wollte noch lesen. Aus der Hausbibliothek, die keine große Wahl ließ, nahm er sich irgend einen Band mit, aber da

er keine Lampe bekommen konnte, weil es in der „Sonne“ für die Gäste nur fünf Lampen gab, die alle vergeben waren, so legte er sich im Ärger gleich zu Bett und löschte sein Licht.

Doch er vermochte nicht zu schlafen, wieder störte ihn der Regen. Sein Bett stand nicht weit vom Fenster, und er hörte unausgesetzt das Aufschlagen der Tropfen auf dem Verandadach.

So hing er seinen Gedanken nach. Er dachte noch einmal an die table d'hôte unten mit den albernen, thörichten Menschen dort, die in lächerlicher Ehrerbietung vor einander erstarben, nachdem sie sich betitelt und begrüßt, daß zu ehrlichen Worten die Zeit nicht mehr blieb. Ihre aufgefangenen Gespräche fielen ihm von neuem ins Ohr, und das Urteil kam ihm auf die Lippen: Elende Alltagsmenschen!

Erfahrungen traten vor die Erinnerung, die er an Menschen, mit Menschen in seinem Leben gemacht, und er meinte, ein tiefer Ekel müsse ihn überkommen vor all dem Gezücht und Gewürm, das herumkroch und sich schob und prahlte auf der ganzen Erde, auf dieser Erde, die nichts bot als schale Genüsse, und selbst die Natur verleidete durch Nebel, Wolken, Regen!

Verwandte hatte er nie gehabt, die Mutter bei der Geburt verloren, mit dem Vater bis zu seinem Tode vor drei Jahren sich nicht vertragen, weil jener für nichts Gedanken gehabt, als für die Bebauung seines Gutes, um das sich der Sohn nicht kümmern durfte, weil der Vater eifersüchtig ward, wenn er auch nur einen Stein aufhob. Freunde hatte er nie besessen, denn was sich an ihn geschmiegt, hatte ihn, den reichen, jungen Mann, nur ausnutzen wollen, um auf seine Kosten zu leben. Diener hatten ihn betrogen, Geschäftsleute

ausgebeutet und das Weib kannte er nur von der unwürdigen Seite.

So war ein großer Ekel in ihm, Übersättigung, Verachtung und Öde.

Er wälzte sich im Bett herum und versuchte alle Mittel, um endlich einzuschlafen. Er ließ das Kornfeld wogen im Geiste, gelb, früchtegebeugt, wie es sich legte beim Darüberstreichen des Windes, wie es wieder aufstand hinter ihm. Er dachte an das Meer, das endlose, wogende Meer, gelb, grünlich und wieder dunkelblau, mit langen, unabsehbar breiten Wellen, die in tiefen Thälern niedersanken, um wieder aufzusteigen zu hohen Wasserbergen, schaumgekrönt. Schiefergrau der Himmel, nur mit einem schmalen, fahlen Lichtstreifen, ganz weit am Horizont. Von draußen schoben sich die Wogen heran in erdrückenden, nie endenden Reihen, rollten, türmten sich, stiegen in steilen, dünnen Kämmen, die sich, wenn sie nahe waren, reckten, spitz und schmal, und dann mit Brausen überneigten und in weiten Brandungsstufen schäumend überschlugen.

Und nie endete das Spiel.

Immer fort ging das Schäumen und Rauschen des Wassers, und bald wußte er nicht mehr, war es das Meer oder der Regen, der Regen oder das Meer.

Da schlief er ein.

Draußen aber fiel ununterbrochen, eintönig, erbarmungslos der Regen.

2.

Regen sank noch immer am andern Morgen herab. Arthur blickte zum Fenster hinaus: Alles war in

graue Dunstschleier gehüllt. Es war zu trostlos. Er dachte daran, sofort wieder abzureisen, und ging in den Saal hinab.

Es war schon ziemlich spät und niemand mehr da, denn die anderen Gäste hatten bereits gefrühstückt. Der Oberkellner behauptete bestimmt, es müsse besseres Wetter werden, da das Barometer in fortwährendem Steigen sei. Dabei redete er Arthur zu, doch keinesfalls abzureisen, ehe er nicht einen Blick wenigstens in die Schönheiten des Thales geworfen. Den Königssee dürfe er doch nicht vorübergehen lassen. Aber gerade diese Redensart reizte ihn dennoch, Berchtesgaden zu verlassen. Alle Welt sprach vom Königssee, jedermann war dort gewesen, überall hingen die Bilder von Sankt Bartholomae. Es war zu schrecklich, auf breiter Straße zu gehen und immer dasselbe zu thun, wie die anderen Menschen. Aber er wußte selbst nicht, wozu er sich entschließen sollte, als ob ihm der ewige Regen die Willenskraft geraubt. Schließlich war es auch nirgends besser: überall traf man die entsetzlichen Sommerfrischler, die sich abhetzten, möglichst billig und schnell soviel Schönheit zu sehen, wie es nur anging. Keiner doch fühlte und verstand etwas davon. Da entschloß er sich, noch bis zum nächsten Tage zu warten.

Bis zum Nachmittag wurde es nicht anders. Immer noch rauschte der Regen herab. Auf Minuten hörte er wohl einmal auf, und die trüben Schleier zogen sich etwas zurück, daß man den Ort sah mit Häusern und Villen, und ein paar Sekunden lang einmal den grünen Wald der Vorberge auf hundert Meter hinauf, aber bald zog sich wieder dichtes Gewölk zusammen und der Regen strömte von neuem.

Zum Mittagstisch ging Arthur sehr zeitig. Er war

wieder der erste, der sich setzte. Nun beobachtete er von neuem das Eintreffen der Gäste mit all ihren Kleinlichkeiten, ihrer Wichtigthuerei, ihrer herzlichen Lächerlichkeit. Die Plätze neben ihm blieben noch leer. Endlich, als die Suppe schon abgeräumt war, kamen drei Personen. Die Eltern, wie es schien, mit der Tochter. Nach kurzer Verbeugung nahmen sie Platz. Auf der rechten Seite Arthurs die Tochter, ihre Mutter daneben und links der Vater, ein großer, schöner Mann mit dunkelblondem Vollbart und großen, blauen Augen. Er trug Kniehosen. Mutter und Tochter waren gleichfalls zum Steigen gekleidet mit Bluse, Jacke und dunklem Wollenrock, der ringsherum durch Riegel zu verkürzen ging. Blond waren sie beide, sonnverbrannt, und die Mutter sah aus wie die ältere Schwester der anderen.

Arthurs Blick blieb an dem jungen Mädchen hängen, an ihrem vollen, dunklen, gesundheitlachenden Gesicht, aus dem die blauen Augen des Vaters schauten. Und es war ihm ganz sonderbar zu Mut, wie er dieses starke, schöne Geschöpf sah, das so wundersam gesund schien an Leib und Seele, denn die Seele lag in den frohlockenden, großen, treuen Augen.

Und mit einem Mal wußte er es in der Überlegung einer Sekunde: Er blieb in der „Sonne", er reiste nicht ab.

Die Fremden lachten mit einander und erzählten sich etwas von einem Spaziergang am Morgen, den sie trotz des Wetters gemacht.

Plötzlich sah der Vater Arthur an, nachdem er den Löffel aus der Hand gelegt und begann:

— Wir sind doch schon mit einander gefahren? Gestern vom Bahnhofe aus mit dem Hotelwagen?

Da erinnerte sich Arthur des Steigers, der ihm gegenübergesessen. Und ein Gespräch entspann sich. Die

beiden Damen beteiligten sich zuerst nicht, sondern hörten nur ruhig zu. Doch wie Arthur über den ewigen Regen klagte, lachte das junge Mädchen hell auf:

— Das dürfen Sie Papa nicht sagen!

— Warum nicht?

Die ganze Familie lachte, und so herzlich und anhaltend, daß Arthur einen Augenblick glaubte, sie machten sich lustig über ihn. Doch der blonde Herr erklärte, um ihn zu versöhnen:

— Nehmen Sie unsere Fröhlichkeit nicht übel. Sie werden gleich hören, warum wir lachen. Darf ich mich Ihnen bekannt machen . . . Professor Müller-Wiegand aus München.

Arthur stellte sich vor, und der Professor machte ihn mit seinen beiden Damen bekannt. Und nun übertrug der Professor, um ungestört essen zu können, der Tochter die Erklärung:

— Papa braucht nämlich augenblicklich diese Regen- und Nebelstimmung, weil er ein Haus mit einem Stück Wiese angefangen hat, auf dem Wege zum Königssee. Wenn nun etwa die Sonne käme, dann könnte er die Skizze nicht fertig machen, deshalb hat er fortwährend Angst, es möchte schönes Wetter werden.

Da mußte der junge Mann auch lachen, trotz seiner griesgrämigen Stimmung. Da rief der Professor:

— Ich wollte, es bliebe so, noch acht Tage lang! — aber die Damen erklärten, morgen müsse es schön werden, sonst führen sie einfach wieder nach München zurück. Der Vater stellte sich böse:

— Was, Kinder, ihr wollt mich armen, alten Mann im Elend zurück lassen?

— Ohne Erbarmen!

— Schadet gar nichts! — antworteten Mutter und

Tochter zugleich. Dann lachten sie wieder alle drei, daß man ihre blitzenden, kräftigen, schönen Zähne sah, aus denen die Gesundheit sprach, wie aus dem ganzen Wesen dieser Menschen. Und in Arthurs Herzen stieg etwas empor wie anheimelndes Gefühl. Die Lebenslust regte sich in ihm, er fühlte sich fortgerissen von den dreien. Das Gespräch ging weiter. Sie unterhielten sich über Berchtesgaden, über die Schönheiten der Umgebung, die sie genau zu kennen schienen, über Partieen und Ausflüge, dann über die Berge und Thäler und Seen überhaupt, Oberbayern, die Alpen, München. Und da fiel Arthur plötzlich, als der Professor so besonders von den Umgebungen des Königssees sprach, ein Bild ein, das er auf der Fahrt hierher in München, in der Ausstellung der „Secession" gesehen. Eine große Leinwand, die ihm dadurch noch jetzt im Gedächtnis geblieben, daß auf ihr das Leuchten des Firnes wiedergegeben war, wie er es noch nie erblickt. Wenn man davorstand, blendete förmlich der Schnee. Ein Wiederschein schien davon auszugehen, als ob wirklich die Sonne auf den Eis- und Schneekrystallen funkele.

Undankbar gegen den Künstler, hatte er an den Namen nicht mehr gedacht: nun erinnerte er sich, wie er sofort im Katalog das Bild gesucht, unter dem auch schon die kleine Tafel hing mit dem „Angekauft von der Kgl. Pinakothek". Das Wunderbild hieß: „Das Firnelicht". Im Augenblick wußte er den Maler: Müller-Wiegand. Er fragte sofort:

— Ist das „Firnelicht" von Ihnen, Herr Professor?

Der Maler lächelte, er strich sich den Vollbart, drehte den Schnurrbart in Spitzen, und mit festem, freudigem Ausdruck, wie einer, dem etwas Gutes gelungen, sprach er:

— Ja, das „Firnelicht" ist von mir!

Eifrig fiel ihm das junge Mädchen ins Wort:

— Das heißt das Bild. Den Titel habe ich erfunden!

Dann fragte sie Arthur schnell, wie es ihm gefiele, das „Firnelicht".

Er wußte nicht Worte zu finden, es zu preisen, und der Professor wehrte mit Hand und Gebärde ab, indem er bescheiden meinte, er habe Glück gehabt, daß er zufällig das Motiv gefunden. Es sei eben aus der Umgebung des Königsees, und nichts anderes als die übergossene Alp, mit dem Hochkönig im Hintergrund daraus ragend. Einmal vom steinernen Meer kommend, habe er den blendenden Firn so gesehen bei Morgenlicht etwa um zehn Uhr früh. Wie er das erzählte, strahlten seine Augen, und mit den Händen malte er bei den Worten, indem er alles mit entsprechender Rundung und Krümmung der Finger zu umgreifen schien. In Gedanken hielt er inne, dann sagte er noch:

— Gott, war das schön! War das schön! Dieser krystallene Schnee mit den bläulichen, violetten Tönen, den Schatten, blau, tiefblau, und dem Strahlen, das davon ausging. Dieses Glitzern, dieses Glimmern, dieses Licht! Die Sonne überall! Überall ein Flackern und Spiegeln, ein Strahlen und Gleißen und ein Zurückwerfen nach unten gegen die Tiefe, wo der Obersee liegt und ein Hinaufschleudern gegen den trockenen Fels, gegen das Gestein, den Hochkönig und ein letztes Zucken, ein Reflex in den Himmel hinein, in die Luft. Sehen Sie, Herr ... Herr Riemer: weiß Gott, die Natur ist doch unerhört schön! Was? Unerhört, was?

Arthur wollte irgend etwas sagen. Es war ihm, als fühlte er mit, als ergriffe auch ihn, was der andere ge-

sehen, aber er dachte daran, daß er von dieser Schönheit bis jetzt nichts geahnt, er, der Mensch der Ebene, der Stadt, der sich in den Vergnügungslokalen herumgetrieben, in stickichter, unreiner Luft, während draußen in den Bergen ein reinerer Hauch von den Höhen wehte. Und traurig fast kam ihm das Geständnis, daß er die Herrlichkeiten da droben über den Thälern nicht kannte, er, der Genuß- und Vergnügungs-, der Kultur- und Gesellschaftsmensch der Stadt.

Fast mitleidig schienen ihn die drei zu betrachten. Er kannte die Berge nicht! Fast begriffen sie es nicht, fast glaubten sie es nicht, fast konnten sie es nicht fassen. Wie im Erbarmen versprachen sie ihm, daß er sie auf einem Ausfluge einmal begleiten solle. Der Professor schlug vor, am nächsten, günstigen Tage schon den Beginn zu machen und irgendeinen Berg in Angriff zu nehmen, und die Mutter fügte schalkhaft hinzu:

— Nur darf es Sie nicht stören, wenn wir beide mitgehen, denn wir machen alles zusammen. Sie müssen uns beide schon mit in den Kauf nehmen!

Da klopfte der Maler leicht seiner Frau auf die Hand:

— Sie können's ruhig thun, denn die beiden sind ganz brave Steigerinnen. Mein Mädel da fängt zwar erst an, aber sie wird's schon ihrer Mutter nachmachen, und die ist auf dem Ortler gewesen. Also für eine Dame sehr tapfer!

— Wir wollen aber alles hier machen, Papa! Jeden Berg! Nicht wahr? — fragte eifrig das junge Mädchen.

— Alles! Alles! — gab er zurück.

Und als sie sich von Tisch erhoben und ans Fenster traten, um nach dem Wetter zu sehen, da war der Regen für den Augenblick versiegt. Der Himmel lag zwar noch

grau und schwer über dem Thal, aber es schien doch besser zu werden. Und Arthur war es leichter und freier zu Sinn. Das dumpfe Gefühl war von ihm gewichen, die Öde zog sich langsam zurück. Er hatte Menschen gefunden, Anschluß. Er war nicht mehr allein. Dabei schienen es Menschen zu sein einer Art, wie sie bisher in seine Umgebung nicht getreten, unverbrauchte, kraftvolle Menschen mit offenen Augen und heiteren Sinnen. Zwanglos ohne verdorbenes Zieren, einfach, wie die Mutter war, die sie so liebten. Das Heimatsgefühl, das er so lange nicht gekannt, regte sich wieder in ihm. Er fühlte sich hingezogen zu diesen drei, und es war ihm, als stünde nicht zwischen ihnen die Scheidewand der Fremdheit, sondern als habe er sie immer gekannt.

— Es wird schön! — rief frohlockend das junge Mädchen, das noch zum Fenster hinaussah. Der Professor that, als ob er böse darüber sei, wegen seiner Skizze, aber als die Tochter ihm den Bart streichelte, nahm er sie beim Arm und sprach:

— Ach was, ich wollte ja eigentlich das Malen ein bißchen lassen. Wollen wir uns erholen, Kindl, was? Die Nebelskizze mach' ich ein ander' Mal! Wie wär's mit einem ordentlichen Marsch? Gut. Vorwärts!

Dann grüßten sie Arthur, und der Maler sagte ihm noch im Händeschütteln des Abschieds:

— Sobald es mal wirklich schön wird, nehmen wir Sie mit!

Auch die Damen gaben ihm zwanglos die Hand, und das junge Mädchen drückte sie ihm kräftig wie ein Mann. Dann verschwanden sie im Flur, aber ihr helles Lachen klang noch hinterher.

Er sah ihnen nach und lauschte, und es war ihm wieder ganz wundersam erhoben zu Sinn. Glückliche

Menschen! Ein tiefes Sehnen fühlte er im Herzen, auch so frei, so natürlich, so glücklich sein zu können, wenn er es noch zu werden vermochte.

Wie er vor die Thüre des Hotels trat, die Hand erhoben, um zu fühlen, ob noch Tropfen herabsänken, schaute er zum Himmel auf. Ein Stückchen Blau lugte hervor. Als er die Straße hinabblickte, nach dem Königssee zu, sah er die drei Glücklichen, wie sie eilig davonschritten. Über ihnen, dort, wo vielleicht der See liegen mochte, glitzerte es und gleißte, ein Strahl schoß durch die Wolken, wie durch einen Spalt herab, auf die graue, regenlachen-bedeckte Straße und spiegelte sich im Wasser: die Sonne.

3.

Förmlich verlassen fühlte Riemer sich, wie sie davon waren. Er fand keine Ruhe mehr, nahm Regenmantel und Schirm und ging ihnen nach auf dem Wege zum Königssee. Sie würden es nicht übel vermerken, wenn er sie einholte, dazu waren sie nicht angelegt, und sie hatten sich ihm ja genähert, und er nicht ihnen. Bald hatte er sie eingeholt. Der Professor ging neben der Tochter, den Arm in den ihren gesteckt, auf der anderen Seite seine Frau. Sie erzählten sich, summten und sangen ein Lied dazwischen.

— Da sind Sie ja noch! — klang es Arthur entgegen. Sie schienen sich zu freuen, daß er kam, und nahmen ihn gleich mit ein Stück abseits der Straße, wo auf kleiner Lichtung das Haus lag, das der Professor malte. Die Waldwiese war vollkommen zu übersehen: es war so klar geworden, daß sogar zu Augenblicken der

gegenüberliegende Jenner deutlich heraustrat, während nur noch die höher gelegenen Spitzen, das hohe Brett und der hohe Göhl, ihr steinernes Haupt in den Wolken verbargen.

Der Maler wandte sich zu seinen Damen:

— Seht Ihr, Kinder, alles ist anders. Ich kann richtig nicht malen. Es ist ja ganz klar geworden! Also lassen wir die Skizze im Hause liegen. Ich will nur den guten Leuten Bescheid sagen!

Damit ging er in das Häuschen, um die Bewohner zu bitten, daß sie seine Malgegenstände bis auf weiteres aufbewahren sollten. Die Damen unterhielten sich währenddessen mit Arthur. Das junge Mädchen sagte offenherzig:

— Das ist nett von Ihnen, daß Sie nachgekommen sind!

Und die Mutter fügte hinzu:

— Wir wollen doch einfach die Straße nach dem Königssee zu gehen. Vielleicht wird das Wetter noch günstiger und Sie können den See sehen!

Während des Marsches schritt Arthur abwechselnd mit dem Professor oder mit einer der Damen, so daß sie immer zu zweien gingen, um auf der Seite der Straße bleiben zu können, die in der Mitte zu naß und schmutzig war. Wenn er hinten mit dem Maler blieb, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf den Gestalten der beiden Frauen, in ihren kurzgeschürzten Bergkleidern, wie sie groß ausschritten, sicher und kräftig. Und er betrachtete das Haar des jungen Mädchens, das sich in Überfülle um den Kopf legte, ihren freien, elastischen Gang, ihr Profil, wenn sie sich zur Seite wandte. Er hörte ihr helles, reines Lachen, ihre fröhliche, klangvolle Stimme. Dann fing sie an halblaut zu singen, nur kurz, wie es schien, um der Mutter etwas anzudeuten, worüber sie gesprochen.

— Singt Ihre Fräulein Tochter, Herr Professor? — fragte Arthur.

— Nein, keine Spur. Aber wir lieben alle drei Musik sehr. Wir gehen öfters in die Oper in München. In das Schauspiel übrigens nicht minder. Alles was Kunst heißt, ist unser Interesse. Die Natur nicht zu vergessen. Die bleibt doch immer das Schönste . . .

Und nun begann er seinen jungen Begleiter auf die Schönheiten ringsum aufmerksam zu machen, die sich dem Auge offenbarten je mehr der Nebel wich, die Wolken sich verzogen. Die Worte störten Arthur nicht im Betrachten und Empfinden, denn sie deuteten nicht auf Bestimmtes hin mit einem „dort müssen Sie hinschauen", das ihn immer aus der Stimmung gerissen hätte, sondern sie gaben selbst eine Stimmung durch Farben und Bilder, Vergleich und Andeutung. Wie er so die wechselnde Landschaft, die hin- und herziehenden Gewölkbildungen mit staunendem Auge betrachtete, war es ihm, als ob es ihm zum ersten Mal gelänge, die Natur wirklich zu genießen, war es ihm, als ob erst jetzt sich ihm der Sinn dafür erschlossen. Wo er sonst nur über den Regen geflucht und das schlechte Wetter verwünscht, ward er nun aufmerksam auf verborgene Reize, von denen er nichts geahnt, die nun auch die Regenlandschaft anziehend machten

Er sagte das dem Maler und dieser antwortete, wobei seine Augen leuchteten, als bemühten sie sich, alle Strahlen aufzufangen, die ihnen das Licht zuwarf:

— Ja, die Natur ist immer schön! Und sehen Sie, diese Erkenntnis erhebt einen immer wieder, wenn man auch manchmal irgend ein menschliches Leid zu verwinden hat. Da erholt man sich. Sie müssen nicht denken, weil wir fröhlich sind, es ginge nun immer alles bei uns unter Lachen und Jubeln glatt ab! O bewahre! Auch bei uns

ist manchmal Sturm und Ungewitter, aber wir haben uns gewöhnt, in der Natur immer wieder Trost zu finden. Die ist ewig gleich, ewig groß und schön. Die erhält das Herz jung und frisch, die Sinne heiter. Wenn man dann manchmal auch sein Kreuz hat und denkt, nun ist alles aus, und mit seinem Schicksal hadern will, dann muß man sich nur die Natur wieder ansehen, dann findet man, daß doch eigentlich alles recht gut und schön ist und an seinem Fleck.

Dabei blickte sich der Maler um, ob jemand auf der Chaussee käme, und als er niemand sah, legte er die Hände im Trichter an den Mund und schickte den beiden Damen, die gerade weit vorausgeschritten waren, ein fröhliches, kräftiges „Hahoihohoi — juch 'a ho!" entgegen, daß es von dem Gehölz am Grünstein rechts des Weges im Echo wiederkam. Sie blieben stehen und erwarteten die Herren. Die beiden Eltern schritten dann voraus, und Arthur ging mit dem jungen Mädchen hinterdrein. Sie schwatzte und sprach wie ein Naturkind, ohne Zwang über alles. Von ihrem Heim in München erzählte sie auf der Briennerstraße, wo sie ein kleines Haus besaßen, mit einem schönen Atelier. Vom Leben dort, von den Reisen, von Bekannten, von der Ausstellung und von ihres Vaters Bildern. Von denen redete sie mit Andacht und zählte mit naiver Freude auf, was der Vater sich an Erfolgen, Medaillen, Preisen, Ehrungen im Laufe der Jahre erkämpft.

Arthur wußte, daß der Professor den Jungen der Malweise, der „Secession" angehörte, und das wunderte ihn wegen des Alters:

— Wie kommt es, daß Ihr Herr Vater zur Secession zählt?

— Warum soll er nicht?

— Weil . . . nun, ich denke, bei der Secession sind die Jungen?

Der Maler hatte die Frage gehört. Er drehte sich um und meinte:

— Also Sie finden mich so alt?

— Nein, aber doch nicht ganz jung!

— Na ja! zwanzig bin ich nicht. Ich bin fünfundvierzig heute. Aber ich fühle mich wie einer von fünfundzwanzig. Was, Kinder? Nicht wahr? Und sehen Sie, ich habe nie so ganz „braune Sauce" gemalt. Ich ging immer meinen eigenen Weg. Deshalb hatte ich auch früher keinen so rechten durchschlagenden Erfolg. Man fand meine Sachen zu „grell", „kreidig", „roh" . . . weiß der Teufel was! Aber ich habe mich nicht beirren lassen, und jetzt gehts. Übrigens habe ich auch von den Jüngeren gelernt. Jawohl. Ich bin nicht stehen geblieben, sondern mitgegangen. Mit der Jugend hab' ich's immer gehalten, der gehört die Zukunft! Ich sag's Ihnen ja, ich fühle mich ebenso jung wie Sie!

Darauf schritt er lachend aus, als wollte er seine Frische und Jugendlichkeit zeigen, daß die anderen kaum mitkonnten und das Laufen Arthur ernstlich schwer ward. Das junge Mädchen lachte ihn aus, weil er außer Atem war:

— Sehen Sie, Sie kommen nicht mehr mit. Ihnen fehlt bloß die Übung. Sie müssen ein paar tüchtige Berge mit uns machen.

Sie hatte rote Wangen bekommen, denn das Tempo war wirklich ein wenig übertrieben. Der junge Mann betrachtete sie: immer wieder kehrten seine Blicke zu der schlanken, kräftigen Figur zurück, zu dem frischen, hübschen Gesicht mit dem wundervollen, nicht zu bändigenden Haar. Er konnte sie nicht loslassen mit den Augen, er

meinte, nie etwas Harmonischeres gesehen zu haben, als diese Mädchengestalt. Alles erschien ihm so anders wie gestern und am Morgen, so leicht, so frei, so lustig und schön, und es war ihm, als ob er ein ganz neuer Mensch geworden sei, der alles abgestreift hatte, was ihm sonst das Leben bedrückt und beschwert. Im Gespräch schritten sie nebeneinander her, Seite an Seite, immer mehr dem See zu.

Die Straße begann lebhafter zu werden. Häuser zeigten sich rechts und links, der kleine Ort Königssee. Klar und rein war die Luft hier unten. Die Schleier und Nebel hatten sich verzogen, die Dünste sich verflüchtigt, überall zeigte sich das frische Grün der Wiesen, das dunklere der Bäume. Die Berge waren sichtbar, unten waldbewachsen, in dichtem Bestand, weiter hinauf dünner gesäet, kleiner, dürftiger, dann Knieholz am Boden kriechend und endlich verwitterter Fels, nacktes Gestein. Nur der Vorberg des Watzmanns, der Grünstein, lag ganz frei und am anderen Thalhang der Jenner. Die höchsten Gipfel blieben noch verborgen. Dort ganz oben wogte es hin und her, zog herauf und herab, ballte sich zusammen, um sich wieder zu lösen in breite Streifen und ganz zu zerflattern in Dunstfetzen, die sich irgend wohin in den Äther verloren oder einmal ganz plötzlich an einer Wand niedersanken wie ein Rauchringel, um vor der Sonne zu vergehen.

Denn die Sonne lachte vom Himmel — endlich, endlich die Sonne!

Es war ganz hell geworden unter ihren Strahlen, und als sie nun dem See sich näherten, um die Ecke bogen, und die grüne Flut vor ihnen sich spiegelte, da schien die Sonne blendend herab. Der Königssee that sich vor ihnen auf, mit seiner smaragdenfarbenen Fläche, umgrenzt von himmelanstrebenden Wänden und von der

Halbinsel, die den Blick sperrte weiter hinaus auf das Wasser.

Der Professor wandte sich um:

— Herr Riemer, wir wollen Ihnen ja nun mal hier sozusagen die Honneurs machen. Kennen Sie den See?

Arthur verneinte, und sofort war der Maler mit dem Vorschlag bei der Hand, ein Boot zu nehmen und nach Sankt Bartholomae zu fahren. Sie gingen über den Strand, nach dem Holzhäuschen des Schiffmeisters zu, der ihnen ein Boot anwies. Ein alter Mann und eine ältere Frau ruderten. Sie waren in Gebirgstracht. Der Mann in grünbebänderten Lederhosen, die über den Wadenstrümpfen das Knie freiließen, die Frau im spitzen Filzhut mit goldnen Trobdeln. Sie saß, er stand zum Rudern, damit er steuern konnte dabei. Zuerst stieg der Professor ein, mit seiner Frau auf der Hinterbank zu sitzen, dann ward die Lehne eingeschoben und das Brett für die zweite Bank davor. Dort nahm Arthur Platz neben dem jungen Mädchen. Der Maler war schwer, und um das Gleichgewicht im Kahne herzustellen, mußten die jungen Leute nach der Seite zusammenrücken. Ihre Hände berührten sich dabei und es war ihm, als ob ihn ein Schauer überliefe. Wie sie ihn ganz aus der Nähe anblickte, sah er erst genau diese blauen, tiefen, lieben Augen, und wie sie nun abstießen und zum See hinausstrebten, empfand er wieder das Gefühl von vorhin, als ob er diese Menschen ewig gekannt hätte. Ihm schien es, als gehörte er nun zu ihnen und müßte bei ihnen bleiben für sein ganzes Leben.

— Hier ist der See noch flach! Aber er vertieft sich allmählich! — sagte hinter ihnen der Professor, und sie blickten in die grüne Tiefe hinab, die bei jedem Ruderschlage zunahm, so daß die hin- und herschießenden Fische

immer undeutlicher wurden. Holzstücke und Steine auf dem Sandgrunde unten verschwanden, und als sie zwischen der weit in den See vorspringenden Halbinsel mit einer Villa darauf und der winzigen Insel dem „Christlieger“ durchschossen, der Felswand zustrebend, die den Blick hinderte auf die ganze Ausdehnung des Königssees, da ward das Wasser dunkel und der Grund versank vollkommen.

Sie schwiegen eine Weile. Jeder überließ sich seinen Gedanken. Gleichmäßig klang nur das Einfallen der Ruder, das Knarren der Bastbänder, die sie hielten. Es war kühl auf dem See, aber erfrischend, nicht kalt, denn kein Windhauch regte sich. Der Ort drüben, von dem sie abgestoßen, ward kleiner und kleiner, wie sie sich der Ecke näherten, wo die Felswand des Watzmanns jäh in die Flut abfiel, hoch und senkrecht, daß auch nicht eine Linie breit Land blieb, wo Hand oder Fuß hätten haften können. Nun kam der Kahn an die Stelle, wo der Berg wendete, und mit einemmal lag der Königssee in seiner ganzen Ausdehnung vor ihnen. Arthur war noch in Gedanken. Der Professor rief ihn an:

— Herr Riemer, jetzt, jetzt, schnell drehen Sie sich um! Gott, ist das ein Bild!

Hastig fuhr er herum, so schnell, daß einen Augenblick das Boot schwankte, und das junge Mädchen an seiner Seite unwillkürlich, wie ihn zu schützen, mit den lachenden Worten: „Vorsicht, wir kippen sonst!“ nach seinem Arm griff und ihn eine Sekunde lang hielt. Sie ließ gleich wieder los. Es durchgoß ihn wie ein siedender Strom, als er den kräftigen Druck ihrer Finger auf seinem Fleische fühlte. Er blickte sie an und ihm war es, als sei sie eine Färbung dunkler geworden. Dann sah er auf den See hinaus. Als grüner Spiegel lag die Flut,

mit ungezählten Lichtern darauf von den Sonnenstrahlen. Weit, weit hinaus streckte sie sich, von den mächtigen Felsenwänden eingefaßt, die unvermittelt sich aus dem Wasser hoben. Nur hinten lag ein Streifen Landes, eine flache Landzunge vorgeschoben, mit den Kugeltürmchen der Kapelle von Sankt Bartholomae. Im Hintergrund stiegen die Wände auf zum steinernen Meer, aus dem die Schönfeldspitze wie ein Zuckerhut ragte im hellsten Sonnenlicht. Und rechts und links jäher Fels. Rechts der Watzmann, an dem der Kahn hinglitt, in verwittertem Gestein vom Wasser ab sich aufbauend, überhängend über die Senkrechte hinaus, da und dort nackt, nur mit Moos und Flechten bekleidet, weiter streckenweise auf milderen Hängen mit Nadelholz bedeckt, in Platten und Geschiebe hinaufstrebend, mit Felsbändern: der Gemse, dem Steinbock nur ein Pfad.

Arthur beugte den Kopf zurück, um die Höhe zu messen, doch es waren bloß Gesimse, die sich vorbauten, während hinter ihnen, dem Auge entzogen, neue Felsmauern sich emporhoben, und wieder andere himmelwärts in Stufen, Abstürzen, Schroffen, Kaminen, Geröll und Plattentürmen bis zum Gipfel, um den die Wolken lagen.

Der Bootsmann, ein mächtiger, knochiger Oberbaier mit scharfer Nase und blauen Augen, erklärte, hier sei vor 150 Jahren ein Wallfahrerschiff gescheitert.

— Huh! Huh! Ist das grauslich! — machte das junge Mädchen, aber nur zum Scherz, denn sie lachte dabei. Arthur fragte:

— Würden Sie sich denn nicht fürchten hier zu scheitern, wo man doch bei diesen jähen Wänden nicht einmal ans Ufer käme?

— Ich kann schwimmen! Irgendwo erreicht man schon das Land, wenns auch eine Weile dauert! — er-

widerte sie einfach, und er ließ den Blick über ihren kräftigen Körper gleiten, der, wie es schien, die Furcht nicht kannte. Dann ging der Kahn langsam vorwärts, Bartholomae zu. Ein Boot, auf der Rückfahrt, kam ihnen entgegen. Die Schiffer riefen sich etwas zu und scherzten miteinander, und der Professor, der auch das mundartlichste dieser Leute verstand, mischte sich darein, indem er sie in ihrer Sprache begrüßte. Darob war wieder Jubel drüben, und der davoneilende Kahn schickte noch ein Winken und einen Juchzer zurück, ehe er aus dem Hörkreise entschwand.

In der Mitte des Sees an der Schallwand wurden die beiden Echoschüsse gelöst, die über das Wasser rollten und dröhnend wie ein fernes Gewitter zurückkamen. Dabei blickten sie zum Watzmann hinauf, der nun in seiner ganzen Mächtigkeit, ein Riese, vor ihnen lag.

— Wann gehen wir auf den Watzmann, Papa? — fragte das junge Mädchen.

Er lächelte:

— Kannst Du's denn gar nicht erwarten?

— Es ist wegen Herrn Riemer, Papa, der soll doch mit! . . . — entgegnete sie einfach, während ihr Blick Arthur streifte. Und dieser Blick zauberte ihm Wonne und Seligkeit ins Herz. Sie war nicht mehr unbefangen wie am Anfang, als er sie kennen gelernt, sonst hätte sie ganz ruhig und einfach von der Partie gesprochen. Nun zögerte sie, stockte und hatte ihn angeblickt dabei. Da überkam ihn die Begier, das schöne, junge Ding an seiner Seite in die Arme zu schließen und zu küssen ohne Ende. Er fühlte in Gedanken ihre kühlen Wangen, ihren weichen Mund. Er hätte sie ersticken mögen in Küssen. Mit aller Gewalt mußte er an sich halten und kämpfen, sich nicht herüberzuneigen zu ihr, nicht ihre Hand zu nehmen, die nur ein paar Linien breit neben der seinen

lag. Wie er sie wieder anblickte, fühlte er, daß ihr Auge auf ihm geruht, das nun flüchtig davonschweifte, an den Felswänden hinanzulaufen, als ob es nur diese gesucht.

Sie sagte verlegen, ganz gleichgiltig scheinbar:

— Mein Gott, ist das schön!

Er wiederholte zerstreut:

— Ja, das ist schön!

Bis Bartholomae wurde nicht viel gesprochen. Sie überließen sich dem Zauber der Stimmung. Es war viel wärmer geworden, die Sonne stand über dem See. Es fuhr sich so wohlig hin auf der spiegelglatten Flut, die grün hinlief am Boot, und wie flüssiges Silber im Glühen der Strahlen vor ihnen lag. Das Wasser plätscherte, die Ruder knarrten, schlugen ein, sonst war eine große, wonnige, wundersame Stille.

Arthur sann nach. Es dünkte ihm, als wären alle düsteren Gedanken aus seiner Seele verschwunden, als läge die Vergangenheit hinter ihm, ein trauriges, frostiges Nebelland. Er verstand nicht mehr, wie er daran hatte Gefallen finden können, sich jahrelang in die engen Mauern der Stadt einzuschließen und Tag für Tag, Abend für Abend, Nacht für Nacht den gleichen, schalen Vergnügungen nachzugehen. Er begriff nicht, wie es ihm in den Sinn gekommen, die Welt abgeschlossen zu wähnen mit seinem engen Kreise, aus dem heraus er die Menschen, das Leben beurteilte und so zu Ekel und Daseinsüberdruß gelangte. Und wie er in die warme, lachende Sonne blickte, in das helle Farbenspiel rundum, in die gewaltige Natur, wie er an diese lieben Menschen an seiner Seite dachte, da regte sich in ihm mächtig die Lust zum Leben.

Als sie in Bartholomae landeten, war es ihm, als sei eine Haut von ihm gefallen, als sei er ganz anderen

Sinnes geworden. Er konnte in die Freude, in den Übermut seiner Begleiter mit einstimmen. Sie gingen vom Strand über den kleinen Landeplatz zu den alten Bäumen, wo die Wirtsbänke standen. Ein derbes Mädchen in der einfachen, kleidsamen Tracht der Berge fragte nach ihrem Begehr. Bier verlangten sie alle. Und Arthur beobachtete die beiden Damen, wie sie ihren Maßkrug an die Lippen setzten. Es war ihm früher in der Stadt unschicklich für eine Dame vorgekommen, aus solch großem, steinernem Topf zu trinken, jetzt schien es ihm zu den Bergen, der Stimmung hier zu gehören.

Dann liefen sie auf der Halbinsel herum. Die Kapelle wurde betrachtet mit ihrer rohen Holzschnitzarbeit an den Altären, mit grellen Farben bemalt, leuchtend im Schein der Sonne, die durch die hohen Fenster fiel. Ein Fremdenbuch lag aus.

— Wollen wir uns einschreiben? Sonst mag ich's zwar nicht, aber seht mal dahin, Kinder! — sagte der Professor und deutete an die Wand des Kirchleins, wo eine Inschrift stand, des Sinnes, daß die Besucher gebeten wurden, nicht die Wände vollzuschmieren, — umsomehr, da für solches Begehren ein Fremdenbuch ausliege. Sie lachten alle vier, als das junge Mädchen halblaut, getragen die eigentümliche Bitte vorlas. Und der Professor rief:

— Das muß belohnt werden. Elisabeth, schreib uns ein. Was?

Arthur hielt ihr das Buch, während der Maler seiner Frau am Hauptaltar ein Bild zeigte. Sie trug mit großer, schöner freier Handschrift ein:

Prof. Müller-Wiegand, Kunstmaler, München.
Frau Müller-Wiegand.
Elisabeth Müller-Wiegand.

Dann gab sie ihm die Feder:

— Jetzt sind Sie an der Reihe!

Aber er bat, sie möchte schreiben. Sie sah ihn an, fest und freundlich, nahm schnell die Feder zurück und setzte dicht unter ihren Namen den seinen, den Vornamen dazu.

— Den Vornamen wissen Sie auch? — fragte Arthur. Eine Sekunde war sie wie ein bißchen verlegen, dann erwiderte sie lachend:

— Ich habe im Fremdenbuch in der „Sonne“ nachgesehen!

Und sie blickten sich voll in die Augen.

Dann wurden noch die Saiblinge aus dem See in den Fischkästen betrachtet und durch das Fernrohr, das ein alter Mann für zehn Pfennige vermietete, die Gemsen beobachtet an den Watzmannwänden. Der Maler zeigte ihnen den Weg, den die fast lotrechten Felswälle hinan einst der kühne Steiger Ludwig Purtscheller mit einem Führer genommen, um den Bergriesen auch vom Königssee aus zu überwinden. Sie blickten zum Gipfelgrat hinauf, der sich hoch droben vom Blau des Himmels abhob und der Professor schlug plötzlich vor:

— Wenn wir morgen den Watzmann machten!

Elisabeth jubelte laut auf. Sofort waren sie alle dabei, und auf dem Rückweg wurde von nichts anderem gesprochen als von der Tour. Das junge Mädchen wollte in einem Tage hinauf und herab, doch der Professor mochte nichts davon wissen. Einmal aus Rücksicht auf Arthur, der Bergtouren noch nicht kannte, dann weil er meinte, sie wären keine Bergfexe, sondern wollten die Natur genießen und beim Übernachten auf dem Watzmannhaus hätte man mehr Zeit und Ruhe.

Langsam unter den gleichmäßigen Ruderschlägen be-

wegte sich der Kahn. Die Sonne schien ihnen wohlig wärmend auf den Rücken, und im Gleiten erblickten sie vor sich den weiten, grünen See. Da begann der Professor zu singen, etwas rauh und ohne Schulung: „O wie wohl ist mir am Abend — mir am Abend . . . .“

Dann gab er seiner Frau ein Zeichen und während er fortfuhr: „Wenn zur Ruh die Glocken läuten“ . . . . — begann sie die Melodie mit den Anfangsworten. Elisabeth bekam einen Klapps auf die Schulter, nun ihrerseits anzufangen mit dem „Ach wie wohl“, während ihr Vater seinen Baß tönen ließ:

„Bim bam bum — bim bam bum!“

Aber über Arthurs erstauntes Gesicht kamen sie so ins Lachen, daß sie nicht weiter konnten, und auch die Bootsleute fingen an zu lachen. Der Professor wollte ihnen erklären, daß man das, was sie sängen, „Canon“ nenne, aber kaum hatte er von „Canon“ gesprochen, als der Alte, der das Steuerruder führte, losplatzte:

— Versteh scho. Freili a Kanon' meinens holt.

Über das Mißverständnis war wieder das Lachen auf Seite der Fahrgäste. Der Maler bat Arthur, die zweite Stimme zu übernehmen:

— Wir wollen nochmal singen, die Kanone. Also schießen wir sie los!

Sie versuchten, doch der junge Mann verpaßte immer den richtigen Augenblick anzufangen, bis ihm unter jedesmaliger Heiterkeit Elisabeth das Zeichen geben mußte.

Die Eckwand, die Aussicht auf das Ende des Sees sperrend, kam in Sicht, dann glitten sie zwischen der Halbinsel und dem Christlieger durch und Königssee zu. Je mehr sie sich dem Ufer näherten, desto trauriger ward Arthur, daß die schöne Fahrt nun zu Ende sein sollte. Elisabeth sah es ihm an:

— Sie wären wohl gern noch länger gefahren?

— Ja! — antwortete er mit leuchtenden Augen, doch sie sprach:

— Gerade wenn etwas schön ist, muß man aufhören, daß man nicht übersättigt wird, — finden Sie nicht? Dann behält man immer eine schöne Erinnerung!

— Ja, Sie haben recht! Aber es kommt einem doch schwer an. Es ist, als sollte man Abschied nehmen, wenn man sich erst lieb gewonnen hat!

Elisabeth nickte nur, sie antwortete nicht, und schweigsam schritten sie eine Weile die Straße nach Berchtesgaden zu. Die Sonne war im Untergehen und die Dämmerung brach herein. Sie kamen im Hotel gerade zum Abendessen zurecht. Während sie bei Tisch saßen, wurde alles noch genau verabredet, die Stunde des Aufbruches am nächsten Vormittage, Führerfrage und Ausrüstung, dann trennten sie sich. Als sie sich die Hand schüttelten, kam es Arthur ganz von selbst zu fragen:

— Wann sehen wir uns morgen früh? — als ob er zu ihnen gehörte nun, und nicht mehr allein bleiben könnte.

— Wir wollen doch zusammen frühstücken! — schlug der Professor vor. Sie kamen überein, sich um sieben Uhr im Speisesaal zu treffen. Dann schüttelten sie sich die Hand, Elisabeth wieder fest zugreifend, nicht scheu und zimperlich, und dabei blickte sie ihn ganz sicher an, aber in ihrem: „Gute Nacht. Auf Wiedersehen morgen früh! Aber pünktlich! Bitte! Bitte!" lag offen die Besorgnis, ein paar Minuten zu verlieren, die sie mit ihm hätte zusammen sein können. Er ging wie ein Träumender in sein Zimmer. Er meinte es gar nicht fassen zu können, was ihm geschehen. Das war alles wie ein Rausch über ihn gekommen. Er hatte sich genähert, — er wußte

nicht warum, er hatte sich angeschlossen, — er wußte nicht weshalb: sie waren ihm entgegengekommen. Er dachte unausgesetzt an das junge Mädchen. Es war ihm, als sähe er sie fortwährend vor sich. Sie verließ ihn keine Sekunde. In den Ohren klang ihm ihr helles, fröhliches Lachen, er meinte ihren Händedruck zu spüren, ihren Atem zu fühlen. Es zuckte ihm in den Fingern, als ob sie neben ihm säße, wie auf dem See im Kahn. Ihre biegsam-kräftige, schlanke, doch volle Gestalt vergegenwärtigte er sich, mit ihren lieben Augen und dem schönen, reichen Haar. Und er dachte an sie unausgesetzt.

Es war ihm unmöglich zu schlafen, er fühlte sich so erregt, so munter, daß nicht daran zu denken war, die Augen zu schließen. Seine Phantasie gaukelte ihm fortwährend ihr Bild vor die Sinne. Und in ihrer lachenden Gesundheit, ihrer unverkünstelten Natur empfand er sie wie eine Rettung und Erlösung. Bei diesen Menschen konnte er heimisch werden, unter ihnen verkehrte sich seine ganze Lebensanschauung aus Übersättigung und Müdigkeit in lachende Lust am Dasein.

Lange blieb er noch wach und schritt in seinem Zimmer auf und nieder. Er trat auf die Veranda und blickte in die helle Sommernacht hinaus. Der Himmel war klar, sternbesät. Es flimmerte und blitzte in unruhigem Leuchten über dem Thal. Gerade vor Arthurs Augen aber hob sich ruhig in seinen Umrissen der Watzmann ab. Der Mond schien auf das Firnfeld am kleinen Watzmann, und auf die Pyramide des großen, jäh aufragend, gewaltig sich vom Horizont abzeichnend.

Dort oben würde er mit ihr stehen, fern von der Dunstregion der Tiefe, über der Kleinlichkeit der Thäler.

4.

Pünktlich war Arthur zum Frühstück erschienen, die drei saßen schon längst dabei. Der Maler meinte:

— Es ist wunderschön heute, und die Sonne leuchtete so hell ins Zimmer, daß wir nicht mehr schlafen konnten. Wir sind schon eine halbe Stunde spazieren gewesen.

Nach einer Weile traf es sich, daß die Eltern gingen, um draußen mit dem Führer zu sprechen, den sie mitnehmen wollten, mehr der Bequemlichkeit halber, als weil es nötig gewesen wäre, denn der Professor kannte den Berg seit Jahren. Nun blieb Arthur mit dem jungen Mädchen allein, und eine Sekunde herrschte Schweigen zwischen ihnen, bis sie begann:

— Papa nimmt immer einen Führer mit, obwohl der Watzmann nichts Gefährliches hat. Er meint, grundsätzlich sollten Leute, die nicht selbst Eigenschaften haben, die den Führer ersetzen, nie allein gehen. Wenn das die Bergfexe beherzigten, dann würden auch nicht jeden Sommer ein paar unerfahrene, leichtsinnige Leute abstürzen, womöglich noch auf ganz zahmen Bergen, wo es fast ein Kunststück ist, das Genick zu brechen!

— Werden Sie nie schwindlig? — fragte er.

Sie lachte:

— Bis jetzt noch nicht. Aber Papa hat mich erst seit vorigem Jahr mitgenommen. Ich glaube aber, auch der Wille thut viel. Ich will nicht schwindlig werden!

Sie sagte das so fest und entschieden, daß er fragte:

— Haben Sie immer so festen Willen?

— Ja!

— Sie wissen immer, was Sie wollen?

— Immer, ganz genau!

— Und was Sie wollen, erreichen Sie auch?

Sie blickte ihn zögernd an, als wolle sie erraten, wohin er steuere und antwortete, indem sie die Augen niederschlug:

— Meine Eltern thun mir alles zuliebe, soweit sie können, und ... und ... natürlich, wenn es vernünftig ist.

Langsam fragte er von neuem:

— Aber Sie wollen nie etwas, was unvernünftig ist?

— Das Natürliche ist auch immer das Vernünftige, sagt Papa immer. Man muß eben das thun, was am nächsten liegt, und das sagen, was und wie man es denkt.

Arthur lag die Frage auf den Lippen, ob sie ihm genau das sagen wolle, was sie dachte, und wenn sie das bejaht hätte, wollte er weiter fragen, was sie über ihn dächte. Doch er konnte nicht zum Entschluß kommen, das entscheidende Wort zu sprechen. Es überkam ihn auf einmal die Angst, er möchte sich getäuscht haben, und sie nur freundlich von ihm denken, aber nicht mehr, und das erschien ihm so entsetzlich, aus ihrem Munde zu vernehmen, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt blieb.

Da kamen die Eltern zurück. Der Professor erzählte, sie hätten mit dem Führer, dem „Egger Peter" ausgemacht, sie wollten sich um vier Uhr in Ilsank treffen, von wo aus sie den Weg zum Watzmannhaus antreten würden. Dann zogen sich die Damen zurück, und Arthur blieb mit dem Maler allein. Sie sprachen von München, von der Kunst, und endlich erkundigte sich der Maler auch nach Arthurs Heimat. Er hatte Vertrauen zu dem Mann an seiner Seite, der nicht aus Neugier fragte, sondern aus Interesse, und es lag ihm daran, die Gelegenheit zu ergreifen, den Vater Elisabeths über sich zu unterrichten. So erzählte er ihm von seinem traurigen Leben bisher, von seinem Verhältnis zum Vater. Er sagte ihm, daß

er vermögend sei, aber daß er blasiert geworden und übersättigt durch das jahrelange Leben in der Großstadt, die ihm, da er zahlen konnte, alles bot, nur keine Befriedigung, keine Heiterkeit.

Ruhig hörte ihn der Maler an. Als Arthur geendet, sagte er zuredend:

— Mein lieber Freund, hier werden Sie schon gesund werden! Warum sind Sie nicht früher in die Berge gekommen? Das ist der Fehler!

Arthur widersprach:

— Ich kenne die Berge!

— Was kennen Sie?

— Die Schweiz!

— So! was denn dort?

— Vierwaldstätter See und Züricher See!

Der Maler lachte:

— Aber keine Berge!

— Doch, den Rigi!

— Wie sind Sie denn hinaufgekommen?

— Mit der Zahnradbahn natürlich! ....

Fast grob unterbrach ihn der Professor:

— Dann sind Sie überhaupt gar nicht oben gewesen!

— Gewiß bin ich oben gewesen!

— Mit der Zahnradbahn? Das gilt nicht! Was man sich nicht erworben, besitzt man nicht. Da passen Sie mal auf, wie das anders sein wird, heute und morgen. Das ist es doch gerade, wodurch man munter und zufrieden wird: arbeiten, selbst verdienen! Sie sind ein Faulenzer gewesen, deshalb waren Sie so ....

Darauf streckte er seinem neuen, jungen Freunde die Hand entgegen mit einem:

— Nichts für ungut. Sie wissen ja, wie ich's meine!

Arthur wußte, was ihn geheilt, nicht die Natur allein,

sondern diese Menschen, die sie ihm zeigten, das Mädchen, das sie ihm verschönte. Und seine Stimmung wandelte sich ganz, als ob eine neue Seele in ihm wäre. Bei Tisch ärgerte er sich nicht mehr über die Gäste der table d'hôte mit ihren Manieren und Gesprächen, ihrer Philisterart, sondern sagte sich, daß alle diese Leute im Grunde genommen brave und ehrliche Menschen wären, die nur das Leben so geformt durch seine Kämpfe und Niederlagen. In der Daseinsschlacht waren ihnen Ecken und Kanten der Eigenart abgeschliffen, vielleicht hatte sie Not und Sorge gebeugt. Er selbst fühlte sich von Kleinlichkeit nicht frei, denn kleinlich war es schon, sie zu beurteilen und nicht über ihnen zu stehen. Er selbst erschien dem spöttischen fremden Auge ebenso lächerlich vielleicht, wie diese ihm vorgekommen waren. Ein großes Allverzeihen, eine Weichheit kam über ihn. Ein Wort aus der Kinderzeit fiel ihm ein, aus der Bibelstunde, wie Gott ansah, was er geschaffen: und siehe, es war alles gut.

Bald nach dem Essen brachen sie auf. Die Damen in ihren Bergkleidern, der Professor in Kniehosen wie immer. Einen Rucksack trug er auf dem Rücken, und alle waren sie mit Bergstöcken versehen. Bis Ilsank ging es die Straße ins Wimbachthal hinein, etwas warm und staubig. Doch sie machten sich nichts daraus, und die Zeit verging schnell in Gesprächen. Fast immer schritt Arthur neben Elisabeth, als ob sie zusammengehörten. Er hatte ihre Jacke tragen wollen, die sie zum Marsche ausgezogen, doch sie wollte es nicht leiden. An einem Riemen um die Taille schnallte sie sich das Kleidungsstück fest. Auch dem Führer ließ sie es nicht, der am Wirtshaus von Ilsank sie schon erwartete.

Die Eltern gaben ihm die Hand, und das junge Mädchen drückte sie ihm. So folgte auch Arthur ihrem

Beispiel und schüttelte dem sonnverbrannten, hübschen, kräftigen Mann die Rechte. Dann wandten sie sich von der Straße ab in den Wald hinein, der die Vorberge bestand. Wo es zu steigen begann, schritten sie ganz langsam mit langen Tritten und gebogenem Knie, den Oberkörper ein wenig nach vorn geneigt. Für den Augenblick schwieg die Unterhaltung, um den Atem nicht zu nehmen. Sie kamen über eine Waldwiese, und als die Thür der Weidenumhegung hinter ihnen zugefallen, mäßig steigend durch den Wald. Die Luft war köstlich, frisch und würzig, nicht mehr so warm wie im Thal. Arthur sog sie tief ein. Er ging neben Elisabeth, die Mutter mit „Egger Peter" vor ihnen; ganz weit vorn, allein, den Weg weisend der Professor.

— Papa sammelt Eindrücke! Sehen Sie, wie er sich umschaut? — machte das junge Mädchen aufmerksam, und nun blickte auch Arthur sich um. Er wunderte sich, wie hoch sie bereits wären. Schon konnte man das Dorf unten übersehen. Über den Dächern stieg leichter Rauch aus den Essen auf. Durch die grellen Sonnenstrahlen sah es aus, als ob eine Schleierschicht flimmernder Luft darüber gebreitet läge. Elisabeth erklärte die Berge. Gerade gegenüber hob sich der Hochkalter mit jähen, gewaltigen Abstürzen nach dem Thal. Als plötzlich der Weg eine Biegung machte, sagte das Mädchen hinaufdeutend:

— Sehen Sie dort den Watzmann?

Arthur erkannte ihn nicht von dieser Seite, wo er ganz anders ausschaute wie von Berchtesgaden. Der Felsriese lugte über den Wald mit seinem Rücken von Stein, auf dem in Streifen der Schnee noch lag. Und das war Arthur ein ganz seltsames Gefühl, ihn zu betrachten und zu denken, daß er im Hochsommer in ein paar Stunden dort oben den Fuß auf den Schnee setzen

sollte. Immer schritten sie weiter, an einem Hang nun hin über einem Seiteneinschnitt des Wimbachthales. Sie gingen im Schatten, über ihnen leuchtete hell und freundlich die Sonne, die nur manchmal durch das Geäst auf den Weg herabblitzte. Eine schwarze, lange Schnecke zog darüber und Elisabeth machte einen Bogen, um sie nicht zu treten.

— Sie freut sich auch des Lebens! Das kleine Ding! — sagte sie lachend mit einem fast zärtlichen Blick auf das Tier.

Arthur fragte:

— Haben Sie Tiere gern?

Da begann sie ihm zu erzählen, daß sie in einer Ecke des Ateliers ihres Vaters einen großen Bauer stehen habe mit über dreißig verschiedenen Vögeln. Und sie schilderte ihm so lebhaft mit einer Freude und mit strahlenden Augen die Possierlichkeit und den Gesang ihrer Lieblinge, daß sie es gar nicht gewahr wurden, wie sie ein wenig hinabzusteigen begannen, einen rauschenden, klaren Gebirgsbach überschritten und dann steil über Geröll aufwärts mußten, immer noch unter den schattenden Bäumen. Die andern, die ein gut Stück voraus waren, hatten am Bach getrunken, nun gab es kein Wasser mehr, aber Elisabeth empfand Durst. Hart am Wege in einem fast versiegten Gießbachbett tropfte es noch ein wenig von der Schneeschmelze hoch oben. Zusammen kletterten sie über die großen Steine in den trocknen Lauf hinab, und das junge Mädchen holte einen kleinen Lederbecher aus der Tasche. Er spülte ihn rein und ließ aus dem spärlichen Rinnsal einlaufen. Dann reichte er ihr das Wasser:

— Ganz rein ist's nicht, ein bißchen Moos oder so was schwimmt drin! — sagte er dazu. Sie lachte nur und trank. Nun wollte er den Weg fortsetzen, doch sie fragte:

— Sind Sie denn nicht durstig?

Er zögerte, denn er wagte es nicht, ihren Becher zu benutzen, aber sie bat ihn darum, und als er noch immer nicht wollte, hielt sie den Lederbehälter selbst unter den tropfenden Stein. Seine Hand zitterte, als er ihn nahm, und er suchte ihn genau an der Stelle an die Lippen zu setzen, wo die ihren geruht. Sie erkannte seine Absicht und wendete die Augen ab. Da fragte er:

— Sie geben Ihren Becher einem andern?

— Ja! Warum nicht?

— Würden Sie jeden daraus trinken lassen?

— Nein.

— Aber mich?

— Sie sehen es doch!

— Warum mich? — fragte er da und trat ganz nahe an sie heran. Sie entgegnete einfach, jedoch ohne ihn anzusehen:

— Ich weiß nicht.

Da griff er nach ihrer Hand. Sie ließ sie ihm und er hielt sie fest in der seinen, die kleine, weiche Mädchenhand, wie die eines Freundes. Er sprach:

— Sie sind so glücklich, so wie Sie jetzt sind, mit ihren Eltern. So glücklich! Glauben Sie, daß Sie mit einem Mann wie ich bin, der sich immer unglücklich, unzufrieden gefühlt hat .... glauben Sie ....

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern antwortete nur schlicht und innig, indem sie ihn herzlich ansah und seine Rechte drückte:

— Sie sollen nicht wieder unglücklich sein!

— Wollen Sie mich glücklich machen? — fragte Arthur, und Elisabeth gab lächelnd zurück, als könne es gar nicht anders sein:

— Ja, ich will!

Da tönte von oben, vom Wege, der dort wieder eine Biegung machte zum Wimbachthal, laut die Stimme des

Professors, mit einem Juchzer sie anrufend. Das junge Mädchen meinte:

— Das heißt, wir sollen kommen!

Und sie schüttelten sich noch einmal die Hand, wie zwei Männer, die einen Bund miteinander geschlossen haben, dann stürmten sie den Vorausgegangenen nach. Sie gingen schnell, erregt beide, beide in Gedanken, so fanden sie keine Worte. Alfred überlegte, ob er das Vorgefallene gleich den Eltern sagen sollte, wie sein Herz ihn eigentlich drängte, aber er fand jetzt unterwegs, vor dem Führer noch dazu, den Augenblick schlecht gewählt und flüsterte Elisabeth zu, kurz ehe sie die Eltern einholten:

— Heute abend will ich anfragen, oben im Watzmannhaus.

Sie nickte und schaute ihn selig an.

— Wir dachten schon, ihr hättet euch verlaufen! — sagte die Mutter zu Elisabeth. Der Professor setzte stumm seinen Weg fort, sobald er die beiden jungen Leute gesehen. Er sprach nie unterwegs. In großen Schritten stieg er, ganz langsam, den Bergstock wie eine Balancierstange haltend, rechts und links vom Körper ein wenig die Hände entfernt. „Egger Peter", der Führer, war stehen geblieben. Er machte in seinem treuherzigen Dialekt den Damen ein Kompliment, daß sie noch nicht gerastet. Ein bißchen war Elisabeth verlegen, als meinte sie, man müsse ihnen beiden ansehen, was zwischen ihnen vorgefallen, und in diesem Gefühl fragte sie, nur um etwas zu sagen, wo Halt gemacht werden würde.

— Beim Jager, denk' i! — antwortete der „Egger Peter", und Arthur stöhnte, weil er außer Atem gekommen von der letzten Strecke, die sie gelaufen:

— Ist's noch weit?

— Ein' viertel Stund'!

Mit frischen Kräften ging es weiter. Noch ein ganz steiles Stück, aber immer auf breitem, geebnetem Weg, dann eine Minute gerade fort, und sie standen vor einem kleinen Haus, einer Art Blockhütte, der Dienstwohnung des Jägers. Dort machten sie kurze Rast, nur um ein Glas Bier zu trinken. Der Professor und der Führer legten nicht einmal die Rucksäcke ab. Hart an den Absturz zum Thal tretend, gegen die Königsseeseite zu, überblickte Arthur das Panorama. Unter ihm streckte sich der bewaldete Hang tief hinab, der Blick nur durch einen Bergrücken begrenzt, der vom kleinen Watzmann niederzog. Drüben aber jenseits lag der „Göll“ da und das „Brett“ mit ihren beschneiten Felsenstirnen und dann die Felsenzüge und Wände über dem See. Die Sonne leuchtete auf ihnen, schräg schon ihre Strahlen sendend.

Elisabeth war ganz nah an Arthur herangetreten. Er stand unbeweglich und blickte in die Landschaft hinaus. Er meinte ihren Atem am Halse zu fühlen. Es war ganz still. Unter ihnen rauschte irgendwo ein Gewässer. Er wandte sich um: ihre Blicke fanden sich, sie durften ja noch nicht sprechen, aber sie fühlten zusammen, sie hatten sich verstanden ohne Wort. Als beim Weitermarsch dann der Professor seinen jungen Freund fragte, ob er müde sei, verneinte er lächelnd. Es war ihm so glücklich, so selig zu Sinn, daß er an Äußerliches nicht dachte. Der Weg dünkte ihm kurz wie ein Spaziergang nur.

Durch spärlichen Wald ging es fort, immer hinan, und nun ward die schroffe Pyramide des kleinen Watzmanns zur Linken sichtbar mit ihrem jähen Absturz gegen das Firnfeld zwischen beiden Spitzen. Die Bäume hörten auf, in Zickzackwindungen führte der schmale Pfad zwischen Felsblöcken und Büschen von Alpenrosen, zwischen Knie-

holz und Legföhren fort. Weideland begann, und als sie eine Sekunde inne hielten, zeigte Elisabeth nach der Höhe:

— Dort ist das Münchener Haus! Das Watzmannhaus!

Er fand es nicht gleich mit seinem ungeübten Blick, und sie mußte ihm die Stelle weisen, wo es, auf einer Felsennase vorgeschoben, lawinensicher thronte:

— Das ist ja ganz nah! — rief Arthur unwillkürlich, doch der Professor, der gerade über ihnen an einer Wegekehre schritt, antwortete von oben:

— Sie werden sich wundern! Dreiviertel Stunde mindestens!

Und rüstig stiegen sie fort, immer in Kehren über spärlichen Rasen und Geröll hinauf, nach dem Wanderziel für heute. Arthur ward es immer wundersamer zu Sinn, in Erwartung des Kommenden, denn je mehr sie dem Watzmannhaus nahten, desto näher rückte der Augenblick, wo er sprechen mußte. Aber er empfand keine Besorgnis, so glücklich war ihm zu Mut, so lachte ihm die Sonne überall. Es begann kühl zu werden: die Höhe machte sich fühlbar. Vom Watzmanngletscher, aus dem die „Watzmannkinder“, kleine Felstürme und Obelisken, ragten, wehte ein schneidender Wind herüber. Dicht unterhalb des „Falzköpfls“, auf dem das Schutzhaus lag, blies es mit einem Male so mächtig, daß Arthur fast seinen Hut verlor. Dann ging es die letzte Kehre hinan. Der Professor erwartete sie, wo der Pfad eben ward, und auf das Münchener Haus deutend, sagte er:

— Jetzt sind wir für heute am Ziel, nun rede ich wieder. Gucken Sie mal dort hinauf.

Dabei wies er auf den gewaltigen Felskegel des großen Watzmann, an dessen Fuß sie standen. Dreieckig,

links jäh zum Watzmanngletscher abstürzend, in mächtigen Steinrippen, in der Höhe mit Schnee bestäubt, lief er hinan, bis oben darüber der blaue Himmel zusammenschloß. Der Maler erklärte, daß das aber nicht etwa die Spitze sei, sondern nur die Hälfte des Weges, denn der eigentliche Gipfel sei hinter diesem sichtbaren „ersten Anlauf“ noch verborgen. Eine Weile betrachteten sie den Berg, den sie am nächsten Morgen bezwingen wollten, dann wandten sie sich zum Haus, und als sie auf den Vorsprung traten, auf dem es erbaut war, lag mit einem Male wie mit einem Zauberschlag der Thalkessel von Berchtesgaden tief unten vor ihnen. Sie gingen nahe an den Rand heran, den ein Geländer schützte. Elisabeth schlug die Hände zusammen:

— Gott, ist das schön!

Arthur konnte von der Aussicht die Augen nicht wenden. Noch ruhte die Sonne auf dem Thal, wenn sie auch schon tief am Horizonte stand und in ein paar Minuten erlöschen mußte. Weit bis Salzburg hinaus war der Blick frei, über Berchtesgaden hinweg, das unten vor ihnen lag, wie die Häuser aus der Spielwarenschachtel eines Kindes. Deutlich zeichneten sich die Wege ab, silberglänzend das Band der Königssee-Ache. Rechts und links stiegen die Berge hinan, die das Becken umschlossen in ihren Höhenabstufungen vom dichten Wald, über Wiesen und einzelne bestellte Felder, zu dürftigerem Baumwuchs und endlich zum nackten Kalkfelsen. Schräg fiel die Sonne ein und während nun schon ganz unten alles grau ward, bemalte sie noch die Höhen mit ihrem letzten Licht, das langsam emporstieg, um endlich an den Spitzen rosig zu sterben.

— Jetzt ist sie weg! — sagte Elisabeth traurig fast, doch Arthur sprach freudig:

— Morgen kommt sie noch schöner wieder.

Sie traten in das Haus. Im ersten, großen Raum war schon Licht und mehrere Herren saßen an den Tischen beim Abendessen. Sie blickten auf bei der Ankunft der Damen, aber der Professor, der voranging, schritt durch in das kleinere Nebenzimmer, wo es sich günstig traf, daß gerade kein Mensch war. Die Küche lag nebenan und nach fünf Minuten schon bekamen sie ein warmes Abendessen. „Egger Peter" mußte mit ihnen am Tisch sitzen, und so konnte Arthur noch immer nicht sprechen. Der Maler erklärte, als für einen Augenblick der Führer in die Küche gegangen war:

— Wir sitzen grundsätzlich mit dem Führer zusammen. Die Leute schinden sich für uns, kommen in Gefahr für uns und sind für unser Leben verantwortlich, das manchmal, — wenn auch nicht beim Watzmann, denn der ist ja nicht schwierig, — das manchmal, sage ich, an ihrem Seile hängt. Da ist es auch nur gerecht, am Wirtstisch sich nicht anders gegen sie zu stellen, als auf dem Gletscher oder einem Dolomitstock!

— Das ist nur richtig, Herr Professor! Sie können ja nicht anders denken! — antwortete Arthur. Elisabeths Blick belohnte ihn. Aber es war, als ob sie Angst hätte, er möchte mit seiner Anfrage beginnen, und sie erzählte, wie um ihn nicht zu Wort kommen zu lassen, von des Vaters Bergbesteigungen früherer Jahre. Doch der Professor dämmte bescheiden immer ihre Erzählungen ein und stellte es so dar, als ob er im alpinen Sport gar nichts geleistet:

— Die Natur ist immer die Hauptsache, die Bergwelt, die Aussicht, die Freude am Überwinden, an der eigenen Leistung. Wenn die Gefahr einmal entgegengetreten, so muß man ihr die Stirn unerschrocken bieten.

Das zeigt den Mann. Aber sie aus reiner Fexerei aufsuchen, dafür habe ich kein Verständnis. Ich habe einen guten Freund in München, der so ist. Auf den Ortler giebt es heutzutage so und soviel Wege. Er nahm natürlich einen, der als ausnehmend schwierig gilt, — und gefährlich! Er ist nämlich durch Lawinen und Steinfall bedroht. Ob das Wetter gut ist oder schlecht — er zieht los. Überhängender Firn, sogenannte Schneewächten, stören ihn nicht, Nebel ist ihm ein besonderer Reiz, Sturm eine Pikanterie. Er hält Neuschnee oder vereiste Felsen für eine Erhöhung des Genusses ... So sind wir nun nicht! Ich sag's Ihnen noch einmal: die Natur ist die Hauptsache!

Dann wurde nur noch von Bergbesteigungen gesprochen, wie es hier oben natürlich war. Der „Egger Peter" mußte von seinen Bergfahrten berichten und von dem, was er mit Touristen erlebt. Der Professor und seine Frau fragten dazwischen dieses und jenes. Arthur und Elisabeth schwiegen. Sie lauschten, und verstohlen blickten sie sich an. Endlich wurde aufgebrochen. Ein paar von den Herren im großen Nebenraum hatten schon ihr Heulager aufgesucht, auf dem Boden über den Zimmern, und „Egger Peter" war ihnen auf des Malers Wunsch gefolgt, denn er hatte für die nächsten Tage noch beschwerliche Märsche in Aussicht. Die beiden Damen wohnten in einer der kleinen Stuben, wo es sogar Betten gab, während der Professor und Arthur im Heu schlafen mußten.

Beim Gutenachtsagen blieben die jungen Leute einen Augenblick abseits, und er flüsterte, während ihm Elisabeth die Hand gab:

— Jetzt will ich fragen!

Sie nickte, dann huschte sie hinaus. Es war ihm,

als ob sie ihm „viel Glück“ gesagt, aber er wußte es nicht gewiß. Er hatte das Herz so voll, daß er am liebsten bei dem Maler gar nicht förmlich angehalten hätte, sondern ihm einfach gesagt: „Wir beide lieben uns!“

Er mußte sich überwinden, den Professor zu bitten, ihm noch ein paar Augenblicke Gehör zu schenken. Und nun setzten sie sich zusammen an den Tisch, den sie eben verlassen. In der Sekunde, ehe Arthur begann, schossen ihm noch tausend Gedanken durch den Kopf. Er befürchtete, Elisabeths Vater könnte ihm antworten, hier sei nicht Ort noch Stunde, um so etwas zu besprechen, er müsse Bedenkzeit haben, und nach diesem Antrag könnten sie nicht zusammen weitergehen, er wolle sich erst nach Alfreds Familie erkundigen. In dieser Angst zögerte er, das erste Wort zu reden.

Der Professor gewahrte seine Unentschlossenheit. Lächelnd legte er ihm die Hand auf den Arm:

— Mein lieber Freund, ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich glaube es wenigstens.

— Sie wissen?

— Glauben Sie, ich sei blind?

— Aber wir haben . . . .

— . . . . es so angefangen, daß meine Frau und ich genau unterrichtet sind.

Nun wurde es Arthur leicht, und er sagte alles, was er zu sagen hatte, was er fühlte, wie er dachte. Er sprach von seinem Glücke, von seiner Genesung aus Blasiertheit und Langerweile, aus Ekel und Übersättigung. Er gab seinem Gefühl Ausdruck, das er empfunden bei der Begegnung mit diesen Menschen, das wie eine Heilung war von jahrelanger Krankheit, einem Erwachen von Unnatur, die ihn so lange in Bann gehalten. Dann schloß er:

— Herr Professor, ich habe Ihnen früher über meine Familienverhältnisse gesprochen. Jetzt sind Sie über alles unterrichtet, und nun geben sie mir die Antwort!

Der Maler sann eine Weile, dann sagte er einfach:

— Meine Frau und ich haben uns vorgenommen, niemals gegen die Wahl unserer Tochter zu sein. Natürlich, soweit wir es als Eltern verantworten können. Sonst, sobald wir jemanden als braven Mann erkannt haben — einverstanden. Alles andere ist uns gleich. Denn, Gott sei Dank, wir sind unabhängig. Also, lieber Freund, topp, Hand her, schlagen Sie ein.

Arthur reichte ihm die Hand, die der Professor schüttelte, indem er noch sagte:

— Offizielle Verlobung erst morgen, denke ich. Jetzt ist's zu spät, wir müssen schon morgen früh um vier Uhr heraus und wenn wir es ihr jetzt schon sagen, dann schläft sie nicht!

Doch Arthur warf ein:

— Aber nun bleibt sie in der Ungewißheit! Vielleicht ....

— Sie meinen, dann schläft sie erst recht nicht!

— Das glaube ich!

Da lachte der große, starke Mann und verließ das Zimmer. Nach einer Minute kam er zurück:

— Meine Damen sind schon zur Ruhe gegangen!

Er zuckte die Achseln mit einem schmunzelnden Lächeln. Fast im selben Augenblick aber ging die Thüre auf und Elisabeth trat mit ihrer Mutter ein. Sie war wie mit Purpur übergossen. Der Vater nahm sie bei der Hand, sah sich noch einmal um, ob auch die Thüren verschlossen seien, dann sagte er mit gedämpfter Stimme, daß man es nebenan nicht hören sollte:

— Dieser Herr da hat um Dich angehalten. Er-

schrick nicht, Mädel, oder thu' nicht so, Du weißt es ja. Nun höre zu. Ich habe ihm gesagt, Deine Mutter und ich sind einverstanden. Nun kommt's darauf an, was Du sagst. Du bist ja schließlich die Hauptperson. Ich lege die Antwort ganz in Deine Hand. Du magst .... Pst ... Pst ... kein Wort! Jetzt noch nicht! Sowie in alten Sagen und Märchen, sowie es in der Oper immer ist, muß das Liebespaar erst eine Prüfungszeit durchmachen, und verschiedene fürchterliche Feinde besiegen. Es ist spät heute und bald Schluß des Hauses hier oben. Dazu müssen wir morgen zeitig aus den Federn. Eure Prüfung sei der Watzmann ....

Dann nahm er einen ganz feierlichen Ton an:

— Und nun, Jungfrau Elisabeth, nimm Abschied von Deinem Ritter. Auf der Spitze des Watzmanns, auf dem ersten Gipfel, auf dem Hocheck mehr als 8000 Fuß über dem Meere, sollst Du ihm Deine Antwort sagen!

Das junge Mädchen fiel ihrem Vater um den Hals, dann umarmte sie die Mutter, und wie sie auf Arthur zuschritt, ihm die Hand zu bieten als „Gute Nacht", glänzten Thränen in ihren Augen. Doch sie lächelte dazu. Lange hielten die beiden sich fest und Elisabeth sprach mit bewegter Stimme:

— Gute, gute Nacht!

Dann riß sie sich plötzlich los, weil die Thür von der Küche her aufging, nahm der Mutter Arm und huschte hinaus. Der Professor aber legte seine Hand um Arthurs Schulter und ging mit ihm hinauf zum Lager für die Nacht. Er war bewegt und summte, es zu verbergen, vor sich hin. Der junge Mann schritt neben seinem Vater, den er heute gewonnen, in Gedanken hinauf, Elisabeths Bild vor der Seele.

Und es war eitel Sonne in seinem Herzen.

5.

Der „Egger Peter“ weckte. Sie waren die ersten auf. Schnell wurde das Frühstück eingenommen, denn Arthur und Elisabeth trieben zur Eile. Nun ging es im ersten Morgengrauen vom Watzmannhaus wieder ein paar Schritte hinab. Der Führer zeigte ihnen rechts auf einem Felsenvorsprung, nach dem Wimbachthale zu, halb im Knieholz versteckt, ein Rudel äsender Gemsen, die sich als gelbe Flecke abhoben, aber niemand hatte Sinn dafür. Und die erste halbe Stunde über sumpfigen, spärlichen Rasen, dann Schutt und Geröll, ging es so schnell hinauf, daß der Professor in komischem Entsetzen rief:

— Um Himmels willen, Tempo, es sind gute zwei Stunden zum Gipfel. So geht's nicht weiter!

Es war sehr frisch am Morgen, nun kurz vor Sonnenaufgang ward es noch kälter. Endlich kam die Sonne herauf. Sie war ganz im Dunst verborgen und erschien nur als blasse, rötliche Scheibe. Der Nebel war dicht und lag in Schwaden über den Thalrändern. Aber je höher sie klommen, desto mehr verzog er sich. Jetzt sahen sie vor sich die Felsrippe in leichter Krümmung, der sie folgen mußten, um die Höhe zu gewinnen. Über Geschiebe und abgebröckelte Steine mußten sie klettern. Ein Pfad begann sich abzuheben, den nicht die Hand, nur häufiges Betreten gebildet. In Kehren wand er sich hinauf, oft verwischt, nicht zu erkennen, an einzelnen Stellen wieder deutlich. Stumm gingen sie, einer nach dem andern.

Zuerst waren Arthur und Elisabeth vorangegangen, nun wies der Professor den Weg. Sein Rucksack schien voller und größer als am Tage vorher. Er ächzte und

stöhnte ein paar Mal und schob ihn sich an den Achselbändern zurecht. Aber er machte es auffällig, bis ihn das junge Mädchen fragte:

— Was hast Du denn heute, Vater?

— Mein Rucksack ist so schwer!

Der „Egger Peter“ erbot sich sofort, etwas zur Entlastung in den seinigen herüber zu nehmen, doch der Maler wollte nichts davon wissen, sondern sagte der Tochter:

— Wenn Du bloß ahntest, was ich im Rucksack trage!

Sobald sie eine Sekunde Halt machten, um Atem zu schöpfen, fing er wieder an:

— Wenn Du doch wüßtest, was da drin steckt!

Sie bat jedesmal, es ihr zu sagen, aber die Mutter rief dann immer:

— Kinder, Eure Prüfungszeit!

Dann schritten die jungen Leute aus, so stark sie konnten. Doch bald ward ihrem Eilen ein Ziel gesetzt, sie kamen an die Stelle, die man vom Watzmannhaus als vermeintlichen Gipfel sah. Steil ging es hinan. Eine Wand war zu überwinden, an der man von Vorsprung, von Absatz zu Absatz mußte, wie eine hohe Leiter hinauf. Links ganz nah, war der Absturz, senkrecht fast hinab über eine geneigte Platte, zum Watzmanngletscher tief unten. Der Anstieg war durch ein Drahtseil erleichtert, das hart am Felsen hinlief, durch die Ösen von eingelassenen, starken Eisenstiften gezogen. Der Professor benutzte es nicht. Arthur hielt sich daran. Als er ein paar Absätze überwunden, sah er sich nach Elisabeth um, ihr zu helfen. Er hielt sich am Seil, doch sie war schon dicht unter ihm und rief ihm zu:

— Immer weiter! weiter! Ich bin längst da. Wir müssen bald oben sein!

Als sie die Stelle überwunden hatten, fragte er:

— Liegt Ihnen denn darin, so schnell oben zu sein?

— Ich weiß nicht! — scherzte sie und noch ein Stück weiter hinauf, als sie über eine breite Schneefläche mußten, wollte er wissen, was sie ihm für eine Antwort geben würde. Da lachte das junge Mädchen und meinte schelmisch:

— Ich muß mir's noch überlegen!

Es war Arthur fast feierlich zu Sinn, als der Professor von dem grobkörnigen Firn eine Handvoll aufgriff mit den Worten:

— Ewiger Schnee! Denken Sie, ewig — der nie vergeht!

An einzelnen Stellen sanken sie tief ein bis zur halben Wade und das erschwerte das Gehen, bald aber gelangten sie wieder auf das feste Gestein. Nach langem, schweigendem Steigen kamen sie nach links, auf der Felsrippe, hart an den Absturz, zum Gletscher. Der kleine Watzmann lag jenseits. Längst hatten sie ihn überstiegen, und man konnte ihn nun von oben sehen wie einen Zwerg. Immer ging es weiter, immer höher hinan. Der Berg ward schmäler schon, und rings, rechts und links tauchten die Nachbarzinnen auf. Aber sie blickten nicht hinaus, sie strebten nur immer weiter. Über Geröll und Felsplatten, Geschiebe ging es fort. Größeren Blöcken wichen sie aus. An den Wallfahrerkreuzen kamen sie vorüber. Die Luft wurde immer kräftiger und kälter, doch es blieb windstill. Nun war die Sonne ganz herauf und hatte das Bergland voll bestrahlt, die Nebel und Dünste besiegt. Der Schnee glitzerte und gleißte und blendete von der Höhe herab. Sie kamen hart nun an die rechte Seite, an der sie sich bisher noch nicht gehalten, an die schroffen, jähen Wände, die ins Wimbachthal abstürzten, und nun sicherte wieder ein Drahtseil den Steig.

Der Professor war ein Wegeende voraus. Eine zweite Stelle mit Seil hatte er schon überschritten und stieg dem Gipfel zu, der nun ganz schmal geworden war. Dicht auf folgte der „Egger Peter“ mit der Mutter, zuletzt die beiden jungen Leute. Die letzten Schritte im Schnee vor dem Gipfel liefen sie fast, nur kurz vor dem Auftritt auf den obersten Felsen mäßigten sie etwas ihre Eile, da sie hart am Absturz vorbei mußten.

Arthur blickte sich nicht mehr um, er hatte kein Auge mehr für die Aussicht. Er sah nichts dort oben auf dem kleinen Felsengrat, wo knapp Platz für sie war. Er merkte nicht, daß der Professor dem „Egger Peter“ einen Wink gegeben, für eine Minute zum Grat jenseits hinabzusteigen, der zur Mittelspitze führte, damit sie allein wären. Er hatte nur noch Auge für Elisabeth, die eine Sekunde nach ihm die Spitze betrat.

Sie näherte sich langsam. Auf der Mitte des kargen Raumes, kaum wie ein Balkon groß, den das Hocheck bot, blieb sie stehen, kurz vor Arthur. Die Mutter war zur Seite getreten. Der Professor hielt sich am eisernen Kreuze, das den Gipfel schmückte. Arthur fragte:

— Die Antwort?

Und Elisabeth sprach:

— Ja!

Dann gaben sie sich die Hände und blieben einen Augenblick vor einander stehen. Arthur wollte sie küssen, doch er getraute es sich nicht. Er legte den Arm um sie und zog sie an sich, dann neigte er den Kopf zu ihr herab, ganz von selbst und sie bot ihm die Lippen ohne Zier und ließ sie lange auf den seinen ruhen. Als er sie losließ, trat sie zu ihrem Vater und sagte, indem sie ihn umarmte:

— Papa, ich bin so glücklich!

Dann legte sie die Arme der Mutter um den Hals.

Der Professor aber ging auf Arthur zu, und gab ihm einen herzhaften, väterlichen Kuß auf die Wange, wobei er rief:

— Kinder, nun aber setzt Euch, sonst wird's gefährlich hier oben!

Der „Egger Peter" kam herbei. Er breitete seinen Wettermantel auf den Schnee, und dort nahmen Arthur und Elisabeth Platz, während der Führer mit den Eltern auf den Grat stieg.

— Wir wollen uns mal den Weg zur Mittelspitze ansehen, Papa und ich! — meinte die Mutter.

Die beiden waren allein, allein unter dem großen, blauen Himmel, hoch droben über der Dunstregion der Thäler, der Kleinlichkeit der Tiefe. Allein in der Welt des reinen Äthers, des ewigen Schnees. Aber sie sahen nichts von all der Herrlichkeit um sie herum, und ließen ohne Wort ihre Lippen auf einander ruhen.

Lange Zeit war verstrichen, da tönte die Stimme des Professors vom Grat herüber:

— Habt Ihr Euch ausgesprochen?

Arthur und Elisabeth erhoben sich lächelnd und blieben neben einander, wobei er den Arm um sie schlang. Da kam der Professor mit seiner Überraschung. Sie mußten eng zusammenrückend wieder auf dem Firn Platz nehmen, neben ihnen die Mutter. Am Kreuz, einen Schritt unter ihnen, breitete der „Egger Peter" einen Plaid aus, für sich und den Maler, der an seinem Rucksack beschäftigt war. Er wühlte darin umher, etwas zu suchen. Sie folgten ihm alle neugierig mit den Augen, bis er plötzlich eine Flasche hervorzog und zwei Gläser.

Elisabeth klatschte in die Hände:

— Papa, das ist ja Champagner!

Und lachend meinte ihr Vater:

— Nun ja, natürlich! Wir müssen doch heute die Verlobung feiern!

Damit stieß er die Flasche, daß der Wein kalt werde, bis an den Hals in den Schnee. Elisabeth hielt Arthurs Hand in der ihren, sie ließ sie nicht los und fragte:

— Papa, da Du den Champagner mitgebracht hast, mußt Du doch erwartet haben, daß ich „Ja" sagen würde!

Er zuckte die Achseln:

— Warum? Ich kann doch zu unserer Erholung eine Flasche Sekt mitnehmen?

— Wenn ich nun „Nein" gesagt hätte?

— Das hättest Du nicht!

— Aber wenn?

— Dann hätten wir die Flasche ohne Dich getrunken, denn Du hättest natürlich nichts abbekommen!

Darauf ward der Wein untersucht, ob er kalt genug sei, und nach ein paar Minuten floß der schäumende Trank in die Gläser. Eins bekam zusammen das Brautpaar, das andere ging bei den anderen drei von Mund zu Mund. Und der Professor brachte das Hoch aus:

— Auf das Wohl zweier glücklichen Menschen, die von nun an zu einander gehören sollen, so lange wie der Schnee hier oben liegt, auf dem wir stehen — ewig!

Dann klirrten die Gläser aneinander, und sie tranken das perlende Naß. Der „Egger Peter", der zuerst gar nicht verstand, was hier vor sich ging, mußte mit Bescheid thun und stimmte kräftig in den Jubel ein. Nun wurde das Frühstück ausgepackt, und während sie aßen, holte auch der Führer aus seinem Rucksack eine Sektflasche hervor, die er auf dem Watzmannhaus mitbekommen. Da war wieder der Jubel groß:

— Habt Ihr Euch denn schon „Du" genannt,

Kinder? — fragte der Maler. Sie blickten sich an und Arthur bat:

— Sage Du!

— Du! — klang es zurück. Er belohnte sie durch einen Kuß.

Der Maler wollte sie nicht stören, er nahm seine Frau beim Arm und wandte sich mit ihr dem Panorama zu, während „Egger Peter“ die Frühstücksreste verpackte. Arthur und Elisabeth saßen Hand in Hand. Noch immer hatten sie keinen Blick gehabt für die Schönheiten, die sich rundum aufthaten. Leise sprachen sie mit einander. Ihm war das Herz so voll, er hatte ihr tausend Dinge zu sagen. Es kam ihm noch immer wie ein Traum vor, das Ganze, was geschehen, nur daß er sie neben sich fühlte, gab ihm Gewißheit. Da hörte er den Führer sagen, die Herren mit denen sie drunten übernachtet, kämen herauf, und um ihnen Platz zu machen, daß sie vorbei konnten, erhoben sie sich. Es war eine ganze Reisegesellschaft, über ein Dutzend, und lauter bekannte Gesichter vom Abend vorher, vom Watzmannhaus. Sie sagten „Guten Morgen“ und griffen an den Hut. Das Paar blickte ihnen nach, ob sie blieben, doch sie stiegen vorüber zum Grat hinab, der sich weiter zog, um der Mittelspitze zuzustreben. Als sie vorüber waren, drückte Elisabeth Arthurs Arm und rief erleichtert:

— Gott sei Dank!

Dann schmiegten sie sich eng zusammen und blickten nun zum ersten Mal hinaus in die Weite. Zuerst auf den gezackten Grat, der durch Drahtseile gesichert ward. Sie ließen über ihn zur Mittelspitze die Augen gleiten, schauten dann auf die Schroffe des kleinen Watzmanns hinab, der unten, tief unten aufstieg aus dem „Gletscher“, dem Firnfelde, das in der Tiefe, ganz weit lag. Sie

mußten sich über die Wand beugen, es zu sehen. Und wie sie es betrachteten, entdeckten sie daneben, über Abstürze und Wände das Auge hinabgleiten lassend, tief, tief unten, einen See. Grün die Flut und durch eine Landenge von ihm getrennt einen zweiten.

— Der Königssee mit dem Obersee! — erklärte hinter ihnen stehend der Professor. Und da gewahrten sie einen winzigen Strich auf dem Wasserspiegel, wie ein Streichholz nur groß, einen Strich, der sich langsam fortschob: einen Kahn. Dort waren auch sie gefahren, dort tief unten, mehr denn 6000 Fuß unter dem Felsenort, wo sie standen. Und es schien Arthur, als läge die Vergangenheit ebensoweit hinter ihm. Heute war er ja nicht im Zweifel mehr, heut hielt er sein Glück im Arm. Er hob den Blick, in der Tiefe wollte er nichts mehr suchen, und er ließ ihn über die hunderte und tausende von ewigen Felsenstirnen gleiten, die wie ein endloses Labyrinth dem Auge sich boten.

Vorn zuerst die Ränder, die den Königssee umsäumten, dann die Steinpyramiden, die Schneedome dahinter, einer hinter dem anderen auftauchend, unabsehbare Felsen-Massive, einzelne ragende Türme. In den Lücken erschienen neue und immer neue wieder, und das setzte sich fort ohne Ende.

Die Sonne leuchtete über dem Bild und bestrahlte alles. Nur an einzelnen Gipfeln hingen noch kleine Wolkenballen. Die meisten waren frei und streckten sich rein in den blauen Äther, der lichtdurchtränkt die Berge umkleidete. Auf dem Firn glänzte und strahlte das Lichtgestirn.

Elisabeth deutete mit der Hand hinüber über den See, wo aus weitem, weißem Firnfelde sich ein kühn geformtes Berghorn hob:

— Siehst Du den Hochkönig?

— Das Firnelicht?

— Ja, das Firnelicht!

Er erkannte das Bild wieder. Dasselbe Lichtfluten und Blenden wie auf der Leinwand. Dann zeigte sie ihm die Tauern-Kette. Der Glockner nur war durch die Mittelspitze drüben verdeckt. Sie machten weiter die Runde, mit dem Blick zum gewölbten, wunderprächtigen Schneedach des Großvenedigers, und immer weiter, weiter, Firn an Firn, Felsgrat an Grat, Steinkoloß an Koloß. Rechts gerade vor ihnen, ein wenig nur niedriger, als sie standen, der Hochkalter, dessen zerrissene jähe Wände sie schon beim Aufstieg gestern immer neben sich gesehen.

Weit in die Ebene hinaus, die sich seenbedeckt streckte, bewaldet, besät, hügelig oder flach, zeigte das junge Mädchen:

— Dort liegt München! Unser liebes München!

Und wieder schmiegten sie sich fester an einander. Sie ließen immer weiter rundum die Blicke wandern, über Berchtesgaden mit dem Thal, wie sie es schon gestern gesehen, dann zum Göll hinüber. Ringsum schien das Auge keine Grenzen zu finden. Seine Kraft erlahmte nur an der Ferne, sonst wäre kein Ende gewesen.

Arthur hatte nie geahnt, daß es so herrlich sein könnte hier oben, so gewaltig, so überirdisch fast. Er fühlte sich der Vergangenheit so entrückt, so freier und besser, so rein und voll tiefen Glückes, daß es ihm fast die Brust sprengen wollte, daß es ihn überwältigte und er Elisabeths Hand an die Lippen zog. Sie wehrte ihn ab und bot ihm den Mund. Da näherten sich die Eltern beide und nun standen sie alle vier knapp bei einander, wie es nur der karge Raum erlaubte, und Vater und Mutter fügten auch ihre Hände zusammen, und der Professor fragte leise Arthur ins Ohr:

— Ist es nicht köstlich hier oben?

Der junge Mann sprach:

— Ich bin so . . . so übermenschlich gücklich!

Und der ältere erwiderte gedämpft, indem er seine Kinder mit Rührung betrachtete:

— Das ist auch die Sonnenzeit des Lebens!

Die Mutter sah scherzend zu ihm empor:

— Und bei uns?

Lächelnd pathetisch sprach der Professor mit seiner vollen, tönenden Stimme, indem er seine Frau auch wie eine Braut an sich zog:

— In unserem Reiche geht die Sonne nimmer unter!

Sie wandten sich wieder zur Ferne, zur ewigen Natur, die dort rings um sie lag in ihrem tiefen Schweigen. Sie wagten die erhabene Ruhe nicht zu stören mit einem Ausdruck ihres Menschenglücks.

Canadian-Charles

Endlich war der Gefangene zum vollen Geständnis bereit. Der Untersuchungsrichter hatte ihn so lange mit Fragen bestürmt, mit Zureden gequält, durch Hinweise auf das Verzweifelte seiner Lage bedroht, in stundenlangem Bearbeiten mürbe gemacht, daß der Gefangene schließlich auf dem Standpunkte angekommen war, nur noch eine Sehnsucht, einen Wunsch zu empfinden, sich endlich von dem Bleigewicht zu befreien, das seit der That auf seiner Seele lastete.

Er atmete tief auf, daß sich sein mächtiger Brustkasten hob und seine gewaltigen Arme, die auch in der Kleidung hervortraten und die gebildet schienen, um einen Bullen niederzuwerfen, sich strafften. Der herkulische Mann strich sich mit der breiten, muskulösen Hand über das kurzgeschorene Haar, das fast gänzlich ergraut war, und suchte nach Worten. Das weiche gutmütige Kindergesicht mit seinen treuherzigen, blauen Augen und dem kleinen, fast zarten Schnurrbärtchen nahm sich eigen aus auf dem schweren Stiernacken, dem man es ansehen konnte, daß es wohl fast übermenschlicher Gewalt bedürfen mochte, um ihn zu beugen.

Der Gefangene stand aufrecht vor seinem Richter und begann nun, etwas unsicher zuerst, dann immer fester, zu fragen:

— Wollen Sie mir versprechen, Herr ... Herr

Untersuchungsrichter, mich nicht zu unterbrechen. Ich werde Ihnen ganz genau alles sagen, und will es zum Protokoll genau wiederholen. Ich möchte gern erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Denn . . . denn ich habe es gethan. Jawohl. Daß ich das mal thun würde, hätte ich wohl nie gedacht früher, das ist sicher. Meine Militärzeit hab' ich ehrlich gedient und habe vierundsechzig mitgemacht als Unteroffizier. Bin auch verwundet worden hier am Bein. Und mein Hauptmann hat mir ein gutes Zeugnis ausgestellt, als ich 'nausging nach dem Feldzuge. Nun galt's 'nen Beruf finden. Aber nicht Zimmermann wieder wie vorher. Wer mal 'n Feldzug mitgemacht hat, der kann nicht mehr ruhig sitzen immer auf einem Fleck. Also was nun? Da kam mir was zu Gute. Kräfte hatt' ich immer gehabt. Bei der Kompagnie hatt' ich's noch mit jedem aufgenommen! Und mal zum Spaß in Kiel hatt' ich einen Wagen, der ins Wasser gerollt war, weil die Jungens abgebremst hatten, ganz allein 'raus gezogen. Das hatte der Kassir' vom ‚Skandinavischen Zirkus' gesehen und sagt mir, ich soll mitmachen nach Kopenhagen. Warum nicht? Ich also mit, mit die beiden Kraftmenschen Svendsen und Moeller. Die arbeiteten gut. Das muß wahr sein. Aber es kam bald heraus, ich arbeitete besser. Das ‚Stemmen' von den großen Gewichten macht' ich allein, wo sie zwei dran hoben. Und als Svendsen und Moeller nach Hamburg gingen, blieb ich als Kraftmensch. Ich machte neue Tricks. Ich habe ein Pferd gehoben mit beiden Armen vom Gerüst aus im Gurt. Dann mit einem Arm. Doch das war noch nicht das Richtige. Das fand ich erst in England. Da kamen in den ‚Crafton-Zirkus' zwei Preisringer. Während ich mit Pferdeheben im ‚Viktoria' arbeitete. Und mein Freund Bambino, der Kinderimitator, sagt mir:

‚Du, die Ringer im Crafton sollten mir ansehen, die arbeiten scheen und kriegen hundert Pfund Sterling Gage.‘

Wir hin und ich sehe mir die Kerls an. Kleene Krabben, aber verteufelt geschickt. Und bieten jeden Abend zehn Pfund Sterling, wer sie hinlegt. Mir juckt's in den Fingern. Ich denke: versucht wird's, Karl! Melde mich. Und da geht's los. Ich denke, ich nehme sie gleich alle beide untern Arm, die Kerlchens, aber prost Mahlzeit. Mit dem Größeren ging's los. Immer, wenn ich ihn habe, dreht er sich und ist frei. Und plötzlich rutsch' ich aus und liege mit beiden Schultern auf dem Boden.

Natürlich stand's in der Zeitung. Der Kraftmensch vom ‚Viktoria‘, der ein Gespann Pferde hebt — ich arbeitete da schon mit zweien — ist nach fünf Minuten unterlegen. Unser Direktor natürlich fuchswild, will mich gar nicht mehr arbeiten lassen. Ich aber gehe jeden Abend in den ‚Crafton‘ und gucke den Jungens die Tricks ab. Denn Unsereiner hat auch seinen Ehrgeiz wie jeder. Und ich bin Soldat gewesen. Melde mich endlich, packe den einen, mit dem es losging, drücke ihm die Arme an den Leib, daß er quietscht, und lege ihn hin.

Großes Geheul natürlich, aber ich kriege meine zehn Pfund Sterling. 's sind immer zweihundert Mark! Und den anderen habe ich auch hingelegt, bisl schwerer, aber nach sieben Minuten lag er. Revanche haben sie nicht verlangt. Ich aber kriege gleich eenen scheenen Kontrakt nach Amerika als Preisringer.

Und drüben überm Wasser hab' ich gearbeitet in der ganzen Union von oben bis unten. Fünfzehn Jahre. Und wo ich gearbeitet habe, habe ich sie alle in den Sand gelegt. Nigger-Jim. Le Benoît. Colderidge. Bill Jones. Kentucky-Bob. Den Mestizen Miguel Pazzado, den ‚Champion of South-Amerika‘.

In Canada hatte ich angefangen, drum hieß ich ‚Canadian-Charles'. Und zuletzt war ‚Canadian-Charles' Sieger im großen Meeting in San Franzisko nach einundvierzig Minuten gegen den O'Neele, den ‚Champion of the World'.

Am vierzehnten Juni achtzehnhundertsechsundachtzig wurde ich Meisterschaftsringer der Welt!

Ich habe das alles erzählt und ich möchte es ins Protokoll haben, damit man sehen soll, daß ich nicht irgend ein Fleischer bin, der Sonntags für zehn Mark vom Wirt ringt, wie es jetzt Mode wird. Es war mein Beruf. Ich bin ‚Professional'. Und mein Beruf ist schwer. Verflucht schwer. Jedesmal wenn man auftritt, zittert man davor: nun ist's aus. Heute Abend ist's alle. Furcht habe ich nicht gehabt, aber Aufregung. Je älter man wird, desto mehr kommt's, denn früher, als ich anfing, konnte man's nicht so. Aber die Jungen haben was gelernt und da heißt's die Ohren steif halten. Jetzt haben sie's einem abgeguckt und schließlich wird man älter und kommt über die beste Zeit hinaus. So da von Zwanzig und in der Zwanzig, das sind noch Jungens, aber dann kommt die beste Zeit in den Dreißig. Aber gegen Fünfzig geht's bergab. Natürlich geht's nicht allein, sondern man muß Eenen haben, mit dem man versucht. Eenen Trainer. Mit dem ringt man, um in der Übung zu bleiben. Und zur Vorbereitung natürlich.

Mein Trainer war ein Landsmann, den ich drüben fand. Moritz Plötz war so groß wie ich. Breiter Nacken. Starker Brustkasten. Festes Fleisch. Hände, Arme wie Eisen. Gutes Kreuz und geschickt, gewandt. ‚Stemmte' gut. Alles was ich brauchte. Und drum behielt ich ihn denn bis zuletzt. Bis ich ging, denn Ende achtzehnhundertsechsundachzig gab ich's auf. Ich hatte in St. Louis

gearbeitet und's Fieber gekriegt. Da dachte ich: 'nu Schicht. Ich war nun vierundvierzig Jahre alt. Und gespart hatt' ich mir hübsch was. Da dachte ich mir so in meinen Gedanken: nach Berlin. Das soll so scheen geworden sein. Ich sage es also Plötz und gebe ihm noch gute Lehren, wie er's machen soll, wenn er selbst Champion wird. Ich red' noch lange mit ihm, sag' ihm alle Geheimnisse und ein paar Tricks, die ich für mich behalten hatte bis dahin. Vor allem einen mit dem Atemholen, über den ich mit meinem Trainer selbst noch nicht geredet hatte bis dahin. Sage ihm noch so meine Gedanken und Erfahrungen. Nicht bloß Muskeln siegen, auch der Kopf. Ja, ja. Also ich sage ihm alles und dann machen wir noch einen Gang zusammen. Den letzten Gang, denke ich so, in meinem Leben. Und diesmal sage ich zu Plötz, soll's wirklich Ernst sein. Und der Bengel strengt sich an, daß es eine Freude war. Aber er war erst sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig. Zu jung noch. Die Ausdauer fehlte.

Nach sechs und einer viertel Minute lag er.

Wir geben uns die Hand noch zum Abschied, ich wünsche ihm alles Glück für unseren Beruf und bitte ihn noch, mir mal zu schreiben. Dann geht's auseinander.

Vorher aber hatte er noch ein Anliegen. Ich sollte ihm erlauben, daß er sich, bis er einen eigenen Namen hätte, nennen dürfte: ‚Einziger Schüler Canadian-Charles'. Champion of the World von achtzehnhundertsechsundachtzig.' Das war von wegen der Reklame.

Warum sollte ichs nicht erlauben?

Dann war ich in Berlin. Aber ich langweilte mich bald. Ich hatte immer gearbeitet in meinem Leben. Nu stille sitzen. Nee, das ging nicht. Und im Jahre achtzehnhundertachtundachtzig mache ich die Bekanntschaft

von Frau Elise Heink, die eine Restauration hatte in der Königgrätzerstraße. Und wir kommen überein und thun unser Geld zusammen und heiraten uns.

Und so leben wir ganz scheen zufrieden bis vorigtes Jahr. Das Geschäft ging gut soweit.

Und um den alten Beruf hab' ich mich nicht mal mehr gekümmert. Nie mehr. Obgleich die Ringzeit in Berlin anfing, mit dem Karl Abs, dem Meisterschaftsringer.

Da steht eines Tages eine Annonce im Lokalanzeiger, eine Annonce. Das Orpheumtheater zeigt einen Ringkampf an. Ich hab's hundertmal gelesen. Ich kann's auswendig im Schlaf:

Voranzeige.

Von Montag den sechzehnten ab ist es uns gelungen, den Matador der Ringkämpfer von Amerika,

Mister Moritz Plötz aus Chicago

zu einem Auftreten in unserem Etablissement zu bewegen. Derselbe ist bereit, für einen Einsatz in beliebiger Höhe den Kampf (griechisch-römisch) aufzunehmen. Meldungen können schon von jetzt ab jederzeit erfolgen im Bureau der

Direktion des Orpheum-Theaters.

Das war gut so weit, ganz gut, aber was drunter stand, das war es, was ich mir nicht gefallen lassen konnte. Darunter war fett gedruckt:

‚Wir erlauben uns statt jeder unnötigen Reklame zu bemerken, daß

Mister Moritz Plötz aus Chicago

den ‚Champion of the World von achtzehnhundertsechsundachtzig‘ genannt ‚Canadian-Charles‘ nach neun Minuten zu Boston regelrecht besiegt hat.‘

Der Schuft! Der verfluchte Lügner! Canadian-Charles nach neun Minuten zu Boston besiegt? Das war doch unerhört. Nie hatt' er mich besiegt. Der Bengel, dem ich erst die Griffe gelehrt, der jeden Trick von mir hatte, mich besiegt? Der Junge, den ich noch zuletzt in einem Gang von sechs und einer viertel Minute hingelegt wie 'ne Padde! Was, der Knirps, der noch naß war hinter den Ohren, ‚Canadian-Charles' besiegt? Haha! Lächerlich! Lächerlich! Aber es stand in der Zeitung. Groß gedruckt. Und vor mir lag's. Und jeder konnt's lesen. Und ich sah schon, wie meine Gäste und meine Freunde mich schief anguckten. Als ob ich gesohlt hätte. Als ob ich ihnen was vorgeschwindelt hätte. Ha! ha! Drüben war ja niemand dabei gewesen aus Berlin. Ha! ha! Und dann kommt meine Frau und sagt so in ihrer Dummheit:

‚Karl, der dürft's doch nich drucken lassen, der Plötz, wenn's nich wahr wäre? Was?'

Und das soll einer so ruhig hingehen lassen? Ich hatt' mir meinen ‚Champion of the World' ehrlich verdient. Und so ein dummer Junge will'n mir streitig machen? Das ging gegen meine Ehre!

Also ich gehe gleich zur Direktion, und fordere Widerruf. Sie zeigen mir das Buch von Plötzens ‚Manager', denn der macht's schon im großen Stil, wie sie's heute thun. Da steht die Annonce schon drin. Und dann heißt's, ich soll wiederkommen, am fünfzehnten kommt der Plötz an in Berlin. Und da soll ich gleich mich auseinandersetzen mit ihm. Am besten wär's und einfachsten, ich ließ mich gleich einschreiben für den ersten Abend.

Da schießt mir's Blut in'n Kopf und ich nehme die Feder und hau' meinen Namen hin und ‚Canadian-Charles' dahinter. Den Einsatz soll Plötz ausmachen, sage ich. Mir ist's egal soweit. Ich hab' Geld.

Wie ich dann nach Haus komme und ruhiger bin und mir meine Alte zuredet, da wurde mir's doch 'n bissl komisch! Und ich sag' ihr nichts davon, von der Meldung. Aber heimlich fing ich meine Übungen wieder an. 's is mir nicht weiter sauer geworden, nur steif war ich 'n bißchen. Ich bin doch nu auch zweiundfünfzig Jahr! Und bloß acht Tage Zeit. 's war Unsinn. — Ich will zum Ende kommen. Ich hab' Angst, ich kann's sonst nicht fertig bringen. Tausend Mark Einsatz jeder, wurde ausgemacht. Drei Gänge. Jeder zehn Minuten und zwischen jedem fünf Minuten Pause. Vorher sah ich den Plötz nicht. Ich wollt' ihn nicht sehen. Ich hätt'n angespuckt, den Hund, der mir meine Ehre mausen wollte, das Luder. Meine schwer verdiente Ehre.

Hinter den Kulissen der Bühne trafen wir uns. Er war's schon. Ganz richtig. Nur älter, stärker. Nun war er doch auch Vierunddreißig bis Fünfunddreißig, die beste Zeit. Und wie er mich erkennt, wird er rot. Er hatt' wohl nicht gedacht, daß ich noch lebe und in Berlin bin!

Ich gehe vor und sage nur ganz einfach:

— Plötz rede mal die Wahrheit jetzt, hast Du ‚Canadian-Charles' jemals besiegt?

Er antwortete nicht, aber sein ‚Manager' trat dazwischen und verbietet mirs Wort. Ich hätte vor dem Matsch nicht zu reden mit meinem Gegner. Und der Direktor sagt's auch, weil er meinte, es könnte Skandal geben.

Da dachte ich mir aber: mein Junge, ich will Dir zeigen, daß ‚Canadian-Charles' Dein Lehrer gewesen ist und's noch heute sein kann. Und wie ich raustrat vors Publikum, da wußt' ich ganz bestimmt, daß ich ihn werfen würde, den Bengel, wie vor acht Jahren.

Der ganze Saal war gerappelt voll. Und ich wußte

doch, daß alle meine Freunde und Gäste da sein mußten! Aber ich sah nichts und ich dachte nur an den Kampf. Mein altes Trikot hatt' ich nicht gebrauchen können. Ich war zu dick geworden. Das neue, das ich mir in der Friedrichstraße gekauft hatte bei Gillet, war sehr schön.

Der Manager liest die Bedingungen vor, wie immer. Griff nur vom Genick bis zur Hüfte giltig. Aber er spricht von „Revanchekampf" und da wollt' ich Einsprache erheben. Aber sie machten alle ‚Pst' und ich dachte: Später, mein Junge, wenn Du erst liegst.

Nun ging's los. Wir gehen aneinander vorbei und geben uns die Hand. Ich sollt' dem Kerl die Hand nicht geben, aber 's is mal Regel so. Dann senken wir die Köppe nach vorn und umkreisen uns, und suchen mit den Händen kurz dem andern seinen Arm zu packen. Mir war's, als ob ich gestern erst zum letzten Mal gearbeitet hätte. Alles wie früher. Da holt er nach dem Genick aus wie so 'n Bär mit der Tatze und packt mich. Ich ducke mich. Mein Auge is noch gut. Er rutscht ab, und ich krieg' ihn um den Leib. Aber er streift mich ab. Ich merk's schon: Kräfte hat er. Da denk' ich, so im Blitz: Du bist älter. Du mußt ihn austoben lassen. Er soll angreifen, und nun wehre ich ihn bloß ab. Eine ganze Weile. Er macht ‚die Falle'. Nämlich fällt auf die Kniee, wie ich ihn habe und als er am Boden liegt auf den Bauch und ich ihn umdrehen will wie ne Schildkröte, macht er den ‚Anker'. Das heißt beide Beine breit auseinander, daß beim Umwenden immer eins gegenstemmt. Einen Augenblick später hab' ich ihn, er rutscht aus, fällt rechts auf die Seite. Ich hab' seine Arme. Denke, nun ist's aus mit ihm. Da dreht er sich in den Hüften, zieht den Kopf ein, läuft auf allen vieren davon, steht auf.

Alle ist's. Geschickt war er. Das konnte ich nicht. Den Trick hatt' ich nie gemacht.

Der Manager rief die Minuten. Siebente schon. Also in drei Minuten der erste Gang aus. Da dacht' ich, jetzt heißt's Ernst machen. Eins wußt' ich nun: mein Kreuz is nicht mehr so gut. Er ist geschickter und wenn's schnell geht in den Bewegungen, bin ich im Atem schlechter. Meinen Trick mit dem Atemsparen hatt' er gut kapiert. Ich sah's ja, überall meine Schule. Ich wußte was kam genau vorher. Und da ging ich zum Angriff. Ich konnte ihm ruhig den Untergriff lassen, ich war fest, da gabs nichts, und seine Arme waren zwar gut, aber meine besser. Ich wußte genau: Du darfst nichts machen, was heftig und schnell zugeht. Nicht laufen und herumtreten. Geschickter war er doch. Und der Atem besser.

Aber ich bin zweiundfünfzig Jahr! Zweiundfünfzig!

Da legte ich die Arme über seine und hob ihn aus. Wir flogen hin alle beide. Beide auf die Seite. Einen Augenblick hatt' ich Todesangst. Mit einer Schulter lag ich und er hatt's auch schon gesehen und wollte mir die andere niederdrücken. Und ich fühlte, fühlte, jetzt ist's gleich aus, denn mein Rücken war nicht mehr so wie früher.

Sofort war sein rechtes Bein herum, daß er über mir kniete, damit er noch mehr Kraft hätte, um die freie Schulter zu Boden zu drücken. Aber dabei hatte er die linke Hand eine viertel Sekunde frei gelassen, und das war genug, daß ich den Ellenbogen unterschieben konnte. Damit hatte ich für jetzt gewonnen, denn den bringt niemand raus. Niemand. Meinen rechten Arm den hat noch nie einer bewegt, wenn ich nicht will.

Wir mußten aufstehen. Die zehn Minuten waren um. Der erste Gang vorbei.

Nun blieb jeder auf einer Seite der Bühne. Ich

sah Plötz an, wie ich das früher immer that, um den Gegner zu erforschen. Das muß man. Man muß wissen, wie's ihm bekommen ist, wo er schwach ist! Er war ganz trocken, er schwitzte nicht. Und er atmete ganz leicht. Mir aber liefs Wasser nur so am Buckel runter und auf der Brust, und ich hatte nasse Hände gekriegt. Das war mir nie passiert früher, weil ich im Training war. Jetzt aber nicht. Und dann war ich außer Atem. Nur 'n bißchen, nur 'n bißchen, aber das durfte nicht sein. Darauf hatt' ich immer gehalten. Nur das nicht.

Da war die Pause vorbei. Es ging wieder los. Ich sah den großen, schönen Kerl, ganz frisch, in Atem, ohne einen Schweißtropfen vor mir. Ich sah ihn auf mich los gehen. Und ich weiß, daß ich nur dachte: jetzt mußt Du's in einem Mal zwingen. In einem Mal muß es aus sein, sonst wirst Du besiegt. Und da nahm ich alles zusammen, was ich im Leibe hatte und packte den Schuft und was da geschah, weiß ich nicht. Bei Gott, ich weiß 's nicht. Aber wir lagen gleich da. Er unten, ich oben. Aber er half sich mit dem hohlen Rücken und Kopf nach hinten. Ich wußte: ein Augenblick nachlassen, dann ist er frei. Und ich wußte, dann dauert's lange, dann bist Du fertig, denn er ist jung, er hält's länger durch wie Du. Und ich war doch im Recht, und wenn er mich besiegt hätte, wäre ich doch der Lügner gewesen, und dazu die Schande, weil er doch mein Schüler war. Da fiel mir ein, wie wir so liegen, was der Nigger Jim gethan hatte in Philippsville. Und weil ich wußte, daß ich nicht mehr lange konnte. Gott, o Gott, lieber tot sein, als von ihm geworfen. Nee, nee, . . . Da hab' ich's gethan. Ich wollt' ihn nur betäuben, weiß Gott, nur betäuben, denn ich wußte, meinen rechten Arm hat nie einer bewegt, wenn ich nicht will und ich . . . ich . . .

nehm' ihn bei der Stirn . . . gerade an der Kulisse, wo er nicht ausweichen konnte und schob ihn vorwärts ganz ran und bog ihm den Kopf um, immer zurück, immer weiter. Und er gurgelte, ja wohl, er gurgelte und sie schrien, die Unparteiischen und 's Publikum. Ich weiß nicht was. Weiß nicht. Aber ich laß den Hund nicht los. Mein rechter Arm war doch noch besser. Das konnt' mir der Bengel nicht nachmachen. Er schlug mit den Beinen. Riß mir mit der Hand das Trikot ab. Dann ließ er los. Den Kopf hatt' ich ganz hinten 'rum. Es krachte, ja, ja, es krachte . . . Und sie packten mich an und wollten uns auseinander bringen!

Da kam er mit beiden Schultern auf den Boden.

Ich hatte gesiegt. Gesiegt. Gesiegt . . . .

Nun hörte ich erst das Heulen und Stampfen, und Pfeifen und Zischen. Donnerwetter der Lärm. Der Lärm. Und sie riefen:

‚Gilt nicht! Gilt nicht! Gilt nicht!'

Aber es galt. Es galt.

Plötz war nach den Regeln geworfen. Griechisch-römisch. Beide Schultern am Boden.

Nur stand er nicht wieder auf.

Aber das wollte ich nicht! Ich hab' ihn nur betäuben wollen! Nur betäuben! . . . . ."

Der Gefangene hatte sich überstürzend in wahnsinniger Hast gesprochen. Nun war Totenstille. Die breite Hand zitterte, als er sich über das graue Haar fuhr, der ganze Körper bebte wie im Frost. Er atmete tief und dabei kam es ihm wie Schluchzen aus der Brust. — Der Untersuchungsrichter schob sich einen großen, leeren Bogen Reichsformat zurecht. Dann blickte er den Gefangenen fast weich an und tauchte die Feder ein, um zu schreiben.

Lyane de Pierrechauds

Sie ist da! — verkündete der Rechnungsrat, in den Lesesaal des Kurhauses tretend. Und sofort prasselten von allen Seiten die Fragen auf ihn los:

— Alt oder jung?

— Wie sieht sie aus?

— Allein?

— Wo ist sie?

Im Vollgefühl seiner augenblicklichen Überlegenheit als alleiniger Inhaber des Geheimnisses, ließ der Rechnungsrat den Sturm schweigend über sich ergehen. Er war so gelaufen, daß er auch wirklich nicht hätte sprechen können, denn er befand sich vollkommen außer Atem. So wischte er erst sorgfältig seine Glatze ab, die wie die Politur einer Billardkugel glänzte und wartete bis alle Herren und Damen von ihren Büchern und Zeitungen aufgestanden waren und nun im Kreise um ihn herumstanden.

Dann antwortete er gelassen:

— Gesehen habe ich sie nicht!

Allgemeine Enttäuschung machte sich bemerkbar und Frau Major a. D. von Lintt-Senckhofen fragte, ihr Raubvogelprofil scharf vorneigend, als Ausdruck des Gedankens aller:

— Woher wissen Sie's denn, Herr Rat?

— Vom Portier.

— Vom Bahnhof?

— Nein vom Hotel!

— Ach! Vom Hotel?

— Gewiß, sie hat schon ihre Zimmer bezogen, oder wohl mehr ihre „Gemächer“, denn es stimmt alles, wie es erzählt wurde: die ganze erste Etage nach vorn heraus, fünf Zimmer, sind für sie reserviert gewesen.

Nun konnte man kaum noch sein eigenes Wort verstehen, so ging es mit Fragen durcheinander. Die Ankunft eines neuen Badegastes war ein Ereignis und nun gar einer einzelnen Dame, die eine ganze erste Etage vorn heraus mit fünf Zimmern in Anspruch nahm. Jeder wollte wissen wer die Dame wäre, wie alt, wie sie aussähe. Man kannte noch nicht einmal ihren Namen und das ärgerte die Leute, die sich mit nichts beschäftigen durften, um zu ihrer Gesundheit zu gelangen.

Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin, eine dicke asthmatische Dame geriet ganz außer sich:

— Was meinen Sie gnädige Frau, das ist doch sehr eigentümlich, so allein in der Welt herumzureisen. Ich finde das einfach . . . einfach . . . einfach . . .

Sie verlor die Puste und die Angeredete, Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg, mit gestielten Augen und einer großen, weißen „Coiffure“ auf dem Kopfe setzte fort:

— Einfach unmoralisch!

Seliger Glanz verklärte das Gesicht der Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin und sie keuchte:

— Das ist das Wort: unmoralisch! Ja unmoralisch!

Und es ward von der Versammlung der Badegäste wie ein glücklicher Fund aufgenommen, daß es die Runde machte und von Lippe zu Lippe lief:

— Unmoralisch!

Sogar Fräulein von Lintt-Senckhofen, die Tochter der Majorin a. D., meinte, da sie nun dreiundvierzig Jahre alt, vor dem Wort nicht mehr zurückschrecken zu müssen und lispelte, das Badeblatt von dort reißend, wo einst ihr Busen gewesen war:

— Unmoralisch!

Als der Lärm der Damen — denn als Frauenbad waren hauptsächlich Damen anwesend — sich ein wenig beruhigt hatte, spielte der Rechnungsrat seinen letzten Trumpf aus. Er betupfte noch einmal seine Glatze und rief:

— Meine Herrschaften, ich weiß wie sie heißt!

Nun stieg die Neugier auf das Höchste. Frau Majorin a. D. von Lintt-Senckhofen, die sonst mit der Fabrikantensgattin trotz deren Annäherungsversuche nie sprach, weil sie meinte gesellschaftlich über ihr zu stehen, fragte die dicke Asthmatikerin in der Furcht, sie möchte den Namen überhört haben:

— Um Gottes Willen, wie heißt sie?

Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin war glücklich über die Ansprache, wollte antworten, besann sich aber eines anderen und drehte der Frau Majorin a. D. aus Rache ostentativ den Rücken.

— Plebejerin! — knurrte die dreiundvierzigjährige Tochter, die immer in entscheidenden Augenblicken einsprang.

Aber das beleidigende Wort hatte keine Folgen, es wurde überhört, denn im selben Augenblick verkündete der Rechnungsrat unter äußerster Spannung der Anwesenden den Namen, indem er sich auf die Zehen hob, sich scheu umguckte, als wolle er sich überzeugen, daß auch nicht etwa die „Unmoralische" selbst eingetreten, und dann scharf betonend flüsterte:

— Sie heißt . . . pst . . .

Er blickte nach der Thür, gespannt, ängstlich. Alles drehte sich um. Niemand war gekommen. Und er durfte es nun endlich wagen:

— Sie heißt . . . Lyane de Pierrechauds!

— Ach!

Die Damen waren enttäuscht. Warum, wußten sie eigentlich selbst nicht. Eine ungeheuerliche Enthüllung hatten sie bei dem Namen erwartet. Nun verstanden sie ihn nicht einmal recht.

— Das ist französisch! — meinte triumphierend Frau Fabrikant Gabriel.

— Englisch nicht! — höhnte halblaut die Majorin a. D. Aber man wußte mit dem Namen nichts Rechtes anzufangen, und da der Rechnungsrat seine Weisheit erschöpft hatte, so verteilte man sich allmählich in Gruppen je nach näherer Bekanntschaft, um die unerhörte Neuigkeit durchzusprechen. Alle hatten nur einen Wunsch: möglichst schnell genaueres und genauestes über den Ankömmling zu erfahren. Doch alle schämten sich ein wenig ihrer Neugierde und bemäntelten ihr Verlangen, ins Kurhotel zu gehen.

— Ich habe meine Arbeit vergessen! — behauptete Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg und machte sich aus dem Staube in einem Tempo, daß die Seitenteile ihrer „Coiffure“ auf- und niederklappten wie die Flügel eines Nachtvogels.

Frau Fabrikant Gabriel mußte dringend zu ihrem Mann, der im Frühstückszimmer des Badehotels mit dem Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn und Diakonus Feilhauer einen Skat spielte.

Fräulein von Lintt-Sendhofen klagte laut, sie habe für ihre „liebe Mama“ ganz vergessen das Bad zu bestellen und verschwand eiligst, sehr bald von ihrer Mutter

der Majorin a. D. gefolgt, der einfiel, ihre „Mimi" wisse ja noch gar nicht, daß ihr Doktor Pretzler der Badearzt heute eine Verstärkung des Quellenzusatzes um 0,05 Prozent verschrieben.

Jeder fand irgend einen Vorwand, um nach dem Badehotel zu eilen, wo alle Badegäste bis auf wenige Ausnahmen wohnten. Nach zwei Minuten war der Lesesaal verödet. Sogar der Rechnungsrat ergriff die Flucht, als er sich allein sah. Er wußte zwar, daß Lyane de Pierrechauds sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte und, von der Reise ermüdet, erklärt, sie werde erst zu Tisch wiedererscheinen, aber er hoffte sie vielleicht am Fenster zu sehen.

Als er ans Badehotel kam, fand er die vollzählige Badegesellschaft auf der Promenade vor den Fenstern der ersten Etage versammelt. Alle hatten den gleichen Gedanken gehabt wie er. Alle thaten ganz unschuldig und gleichgültig und schienen höchst erstaunt einander hier wieder zu begegnen. Es fand ein förmlicher Corso auf dem kurzen Endchen unter den Bäumen statt. Auch die drei Herren hatten ihren Skat unterbrochen und waren zum Vorschein gekommen. Der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn, ein hübscher, gut erhaltener Fünfziger, elegant, doch etwas offiziersmäßig eng gekleidet, der auf dem linken Fuß leicht lahmte, wurde von den Damen belagert. Er sollte erklären, wer Lyane de Pierrechauds sei, doch auch er wußte nichts Näheres, als daß aus Ostende ein Duc de la Jouaillerie vor einigen Tagen für sie die Wohnung bestellt habe.

— Wer ist denn dieser Herzog, Herr von Gerstenkorn? — fragte sehr weich und flötend das dreiundvierzigjährige Fräulein von Lintt-Sendhofen, das sich leise zum Badekommissar hingezogen fühlte, seitdem sie hier weilte. Er antwortete verbindlich:

— Wahrscheinlich ihr Onkel!

Und als er zweifelnden Gesichtern begegnete:

— Sogar bestimmt ihr Onkel!

Nun begann sich allmählich ein Umschwung zu Gunsten der Fremden geltend zu machen. Die Nichte eines Herzogs! Das war schon etwas anderes, und man fing bereits an zu fragen, wer das allzu scharfe Wort „unmoralisch" eigentlich aufgebracht hätte. Doch jetzt leugneten alle. Niemand wollte es gewesen sein.

Herr Fabrikant Gabriel aus Berlin, der entsetzlich unter seiner dicken, asthmatischen Frau litt, wollte sich durchaus wieder zum Skat retten, allein die anderen beiden Herren mochten nicht, sogar der Diakonus Feilhauer, ein unendlich bescheidener, kleiner, glattrasierter Geistlicher, der sonst zu allem bereit war, was man von ihm verlangte, wenn es nicht gerade gegen seinen Beruf ging, war diesmal stätisch wie ein Bock. Auch er wollte Lyane de Pierrechauds sehen, falls sie erschiene.

Doch sie erschien nicht, und der günstige Wind, der für sie geweht, drohte schon wieder umzuschlagen, als der fette Badearzt Doktor Preßler, der sein Bad neben sicherer Heilung sämtlicher Frauenleiden hysterischer Art, auch gegen Fettleibigkeit anpries, aus dem Badehotel herbeieilte und verkündete:

— Sie wird um ein Uhr zur table d'hôte kommen!

Sofort ward er von Damen umringt, die wissen wollten, wie sie aussähe. Doch er konnte keine Auskunft darüber geben, denn auch er hatte sie nicht gesehen und die Nachricht vom Oberkellner bezogen. Nur das wußte er, daß sie nicht bloß die fünf Zimmer im ersten Stock inne hatte, sondern ihre Jungfer noch zwei Stuben hinten heraus. Außerdem war noch eine ältere Dame bei ihr, wahrscheinlich eine Gesellschafterin oder dergleichen.

Als die Essensstunde gekommen war, drängte sich schon vor dreiviertel ein Uhr alles zur table d'hôte, während sonst die Meisten erst gegen eineinviertel erschienen. Heute wollte jeder den Eintrit Lyane de Pierrechauds erleben.

Es war eine lange Tafel gedeckt, an der die achtzehn Kurgäste des Badehotels Platz genommen. Man erwartete, daß für die Fremde ein Couvert oder zwei zurückbehalten sein würde, doch zu allgemeiner Enttäuschung fand man in einer Ecke des Speisesaales einen kleinen Tisch bereit für zwei Personen, und der Oberkellner erklärte achselzuckend, indem er den fettglänzenden Aufschlag seines etwas schäbigen Fracks anfaßte:

— Die Gnädige hat sich geweigert, an der allgemeinen table d'hôte teilzunehmen.

Er sagte das sehr devot und wie es schien mit ungeheuerer Achtung vor der Fremden, von der er ein höheres Trinkgeld erwartete, als alle anderen Badegäste zusammengenommen geben würden.

Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia, Eppner aus Leipzig, die das Bad mit eröffnen geholfen und daher obenan bei Tisch quer vor saß und sich gewissermaßen als Protektorin fühlte, weil sie nun, bisher freilich ohne jeden Erfolg, neun Wochen die Kur gebrauchte, meinte sehr bestimmt:

— Die Dame scheint zu gla—uben, daß se was Pesonderes is. Das derfte gar nich eingefiehrt werden, daß sich eener absentiert.

Und Frau Fabrikant Gabriel fügte erbost schnaufend hinzu, mit einem Seitenblick auf die Damen von Lintt-Senckhofen:

— Wissen Sie, es kann nicht jeder was Appartes haben. Wir sind alle dasselbe! Finden Sie nicht, Herr Rittmeister?

Rittmeister von Gerstenkorn, der Badekommissar, verbeugte sich artig.

Die table d'hôte begann. Der Wirt stand am Büffett und teilte aus einer großen Terrine die Suppe aus in die Teller, die dann der Oberkellner mit zwei in Fracks gesteckten Jungen herumreichte, indem die Bengels geschickt beim Tragen ihre schmutzigen Daumen durch die Flüssigkeit benetzen ließen.

Die Löffel klapperten, und für ein paar Minuten erstarb die Unterhaltung, bis man die Suppe gegessen hatte, denn keiner an der table d'hôte ließ auch nur das Geringste von dem eben nicht reichlichen Menu auf dem Teller liegen.

Da tönten Schritte von draußen, das Rauschen eines seidenen Kleides, Knarren der Treppe. Der Wirt ging aufmerksam nach der Thür und machte eine tiefe Verbeugung. Man ließ die Suppe stehen, die Löffel fallen. Alles drehte sich herum. Die dicke Frau Fabrikant Gabriel wandte ihren schweren Körper soweit es irgend ging, und die Stielaugen der Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg richteten sich zum Eingang. Das Raubvogelprofil der Frau Major a. D. von Lintt-Senckhofen ward zum en face, die dreiundvierzigjährige Tochter reckte ihre scharfe Nase. Der Rittmeister von Gerstenkorn erhob sich halb, im stillen mit sich kämpfend, ob er als Badekommissar die Fremde begrüßen solle oder nicht. Doktor Preßler, der als Junggeselle und um das Bad in die Höhe zu bringen mit aß, überlegte auch, ob er sich sofort als Badearzt vorstellen solle, und selbst Diakonus Feilhauer vergaß ganz Amt und Würden, indem er begehrliche Augen auf die Eintretende richtete.

Lyane de Pierrechauds stand auf der Schwelle. Sie war mittelgroß, von sehr schöner Gestalt, wenn auch etwas

übertrieben enger Taille. Genau nach der Mode Sommer 1895, trug sie ein Kleid aus Changeant-Seide mit lavendelblauem Sammtgürtel und ebensolchem Kragen. Es war mit Crême-Guipure garniert und hatte mächtige Puffärmel. Am Gelenk schlossen sie dicht an, und dort trug sie steinbesäte Armbänder auf den weißen Handschuhen. Die Uhr hing an einer goldenen Chatelaine.

Lyane de Pierrechauds war schön. Sie hatte große, schwarze Augen in einem regelmäßigen, länglichen, im Teint leicht bräunlichen Gesicht. Ihr Haar besaß eine rötlich blonde Farbe, war reich, am Hinterkopf in einen tief sitzenden, dicken Knoten zusammengesteckt, aus dem Antlitz gekämmt und wie ein Heiligenschein die Stirn umstehend. An den Seiten war es gewellt. In den kleinen, rosigen Öhrchen glänzten große Diamant-Boutons des reinsten Wassers.

Hinter ihr drein schritt eine ältliche, schwarzhaarige Dame mit fast zigeunerhaft brauner Gesichtsfarbe, gut, aber sehr viel einfacher gekleidet.

Lyane de Pierrechauds streifte mit einem flüchtigen Blick die Tischgesellschaft, dann ging sie nach dem einzelnen Tisch, den ihr der Oberkellner eilfertig anwies. Und nun erst bemerkte man, daß ein winziges, weißes Seidenhaarhündchen ängstlich und frierend hinter ihr drein trottete.

Die ältere Dame trat heran und schob ihr zum Hinsetzen den Stuhl zurecht. Erst als die Herrin Platz genommen hatte und das Hündchen ihr auf den Schoß gesprungen war, ließ sie sich selber nieder.

Nun umstanden diensteifrig der Wirt, der Oberkellner und die beiden Jungen den Einzeltisch, um die Befehle der Damen entgegenzunehmen. Beide sprachen bloß französisch und verständigten sich nur mühsam mit

dem Oberkellner, der vor mehreren Jahren einmal kurze Zeit in Genf in Stellung gewesen und daher ein paar fremde Brocken verstand.

Eine ganze Weile dauerten die Verhandlungen, während deren die übrigen Gäste warten mußten. Da nun aber die Besprechungen über Essen und Trinken gar kein Ende nehmen wollten und das ganze Dienstpersonal noch immer bei den beiden Damen stehen blieb, die Suppe jedoch längst aufgegessen war, so begann allmählich die Stimmung der Sprachlosigkeit und des Staunens seitens der Tischgesellschaft zu schwinden.

Frau Major a. D. von Lintt-Senckhofen verlangte auch berücksichtigt zu werden:

— Ich weiß nicht, was denn so Besonderes ist mit der fremden Dame, wir sind auch nicht schlechter. Ich hatte im Regiment immer den zweiten Rang . . . Direkt nach der Frau Oberst, und ich finde nicht, daß es hier anders ist. Nicht wahr, Mimi?

Mimi nickte aufgeregt, und Frau General-Konsul Eppner meinte, dunkelrot geworden:

— Die ältesten Gäste sollten, dächte ich, vorgehen!

— Unsereins zahlt genau dasselbe! — keuchte Frau Fabrikant Gabriel. Frau Kaufmann Hellgreve aber rollte ihre Stielaugen wie ein Krebs, der gesotten wird, schüttelte ihre weiße „Coiffure“ und forderte laut:

— Tellerwechsel! Fisch! Fisch!

Unter den Herren jedoch hatte Lyane de Pierrechauds Erscheinen geradezu Sensation gemacht. Sie dachten nicht mehr ans Essen, unterhielten sich nicht mehr mit ihren Damen und hatten nur noch Augen für die Fremde. Der Fabrikant Gabriel legte einfach seine Serviette fort, drehte sich mit den Beinen vollkommen herum und hielt

sich an seiner Stuhllehne fest, indem er unausgesetzt zum Nebentisch hinüberstarrte, bis ihm seine Frau einen Puff in die Seite gab, daß er laut schrie:

— Au!

— Was ist denn?

— Um Gottes Willen, was geschieht denn?

— Wer schrie? — tönte es durcheinander.

Die Asthmatische sagte wütend:

— Was seht Dich das dumme Weibsbild an!

Der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn wandte sich zur Tischgesellschaft zurück und sprach:

— Donnerwetter ist die schön!

— Schön? Schön? Die? — höhnte das dreiundvierzigjährige Fräulein; doch auch Diakonus Feilhauer hatte sich dem Eindruck nicht zu entziehen gewußt. Er schämte sich fast es zu gestehen, aber er mußte sich doch Luft machen und erklärte sehr leise und sehr bescheiden:

— Es dürfte wohl nicht zu leugnen sein, daß die Dame, wenn auch nicht klassisch schön zu nennen ist, wenn auch keine Marienschönheit, so doch eine Erscheinung, die man wagen darf nicht ohne Berechtigung sozusagen als einen Magdalenentypus hinzustellen.

— Aber Herr Diakonus! — meinte für den jungen Geistlichen errötend seine Nachbarin, die bisher geschwiegen und doch kaum von ihrem Teller aufgeblickt, das Stiftsfräulein von dem Gabelstein, die eine französische Visitenkarte führte und sich infolge dessen gern „chanoinesse“ nennen hörte.

Der Badearzt hatte am längsten Lyane de Pierrechauds ungestört betrachtet. Nun drehte er sich herum und verkündete selbstbewußt:

— Ein Meisterstück der Schöpfung, meine Herr-

schaften, aber durch und durch krank. Ich habe es auf den ersten Blick erkannt. Es ist die allerhöchste Zeit, daß sie gekommen ist.

Auch der Rechnungsrat sprach sich sehr anerkennend aus, und Oberlehrer Doktor Gerlach aus Naumburg, ein stiller Mann mit dicker Brille, der fast nur mit seiner blassen, zartausschauenden Frau redete, sagte verstohlen zu ihr:

— Ganz Pariser Typus. Wie oft bin ich diesem Genre begegnet, als ich zum Collège ging!

Sie scherzte leise, indem sie unter dem Tische heimlich die Hand ihres Gatten suchte:

— Hast Du Dich auch nie in eine der schönen Damen verliebt?

— Der arme, kleine, deutsche Sprachlehrer hätte wohl keine Eroberungen gemacht! — antwortete der Oberlehrer in demselben Tone.

Endlich hatte Lyane de Pierrechauds Essen und Getränke bestellt. Sie wollte es der Beschleunigung und Einfachheit halber mit dem Menu der table d'hôte versuchen. Aber sie entschädigte sich durch eine Flasche Moët et Chandon.

Der Fisch wurde endlich aufgetragen. Mit dem Erscheinen der Fremden war jedoch das leidlich gute Einvernehmen der Tischgesellschaft dahin. Zwei Heerlager hatten sich in scharfer, reinlicher Scheidung gebildet. Die Damen waren sämtlich gegen Lyane de Pierrechauds, die Herren ohne Ausnahme dafür.

Das Oberlehrerehepaar aus Naumburg hielt sich neutral.

Die Damen zeigten ihren Ärger durch Stillschweigen und wortlose Verbissenheit. Die Herren wandten sich unausgesetzt zum Nebentisch um. Fabrikant Gabriel aus

Berlin ließ mehrmals seine Serviette fallen, um sich beim Aufheben umdrehen zu können, doch die dicke, asthmatische Ehehälfte kam hinter seine Schliche, schob ihm den Zipfel des Tuches durch das Knopfloch und machte einen Knoten, wobei sie ihm giftig zuraunte:

— Wie die kleenen Jöhren muß man se ihm festbinden.

Lyane de Pierrechauds zog die Handschuhe aus, und eine hübsche, wohlgepflegte Hand kam zum Vorschein, an der die prachtvollsten Ringe blitzten, sodaß Frau Günzl verwitwete Juweliersehegattin aus Leitmeritz in Böhmen ganz starr wurde und rief:

— Jesses der Rubin ist allein scho' an tausend Gulden wert. Und wenn er ka Fehler hat, zwei!

— Es ist eine rechte Verschwendung! — keifte das dreiundvierzigjährige Fräulein von Lintt-Sendhofen, indem sie auf ihre kahlen, knochigen Finger sah. Frau Fabrikant Gabriel fühlte sich durch gemeinsame Entrüstung zu der sonst feindlichen Majorsfamilie a. D. hingezogen und stimmte laut bei, umso lauter, als die beiden Fremden am Nebentisch mit unverkennbarem Ausdruck des Grauens die Wassersuppe, in der drei kleine, grünliche Mehlklößchen schwammen, weit von sich schoben.

Als nun gar der Wirt schmunzelnd die Flasche Champagner brachte, munter im Eiskühler schaukelnd, und sie eigenhändig entkorkte mit einem triumphierenden Blick auf die table d'hôte, weil es die erste Flasche Sekt war, die in der bisherigen Saison getrunken wurde, da brach der Sturm los und die Damen gerieten außer sich.

Ein solcher Lärm war entstanden, daß Lyane de Pierrechauds, während sie das Glas zu den Lippen hob, sich ein wenig erstaunt umsah, und als sie das auch ohne Sprachkenntnis nicht mißzuverstehende Entsetzen der Damen

gewahrte, unwillkürlich lächeln mußte. Dabei zeigte sie eine Reihe blendender, prächtiger Zähne und wie sie den Champagner an den Mund setzte, war es, als habe sie ironisch mit ganz leichtem Nicken auf das Wohl ihrer entrüsteten Geschlechtsgenossinnen getrunken.

Der Rinderbraten, der nun serviert wurde, nahm die Aufmerksamkeit in Anspruch und für ein paar Augenblicke vergaß man die Fremde. Aber Frau von Lintt-Senckhofen rief plötzlich, so laut, daß es alle hören konnten:

— Sieh nur, Mimi! Den Fisch hat sie nicht essen wollen und jetzt schiebt sie sogar den Rinderbraten fort!

— Verwöhnte Person! — fügte ganz aufgeregt die Protektorin der Badegesellschaft Frau Generalkonsul Eppner hinzu.

Da neigte sich der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn über den Tisch und bat sehr höflich:

— Gnädigste Frau, wir müssen uns ein bißchen in Acht nehmen. Man kann nicht wissen, vielleicht versteht die Dame doch ein wenig Deutsch! Nehmen Sie mirs nicht übel bitte ....

— Nee aber gor nich, Herr Rittmeester! — antwortete die Leipzigerin. Und da machte Doktor Preßler der Badearzt plötzlich einen Vorschlag, indem er zu seiner Umgebung sagte in dem allgemeinen Ton, als spräche er für die Gesamtheit, wie er es sich angewöhnt hatte:

— Meine Herrschaften! Wenn wir das Fembenbuch schickten, mit der Bitte, die der Oberkellner hinzufügen muß — deutsch einzutragen! Wie?

Triumphierend, als habe er eine weittragende Entdeckung gemacht, blickte er sich um. Und er fand allgemeine Zustimmung. Sofort wurde der Oberkellner ab-

gesandt. Mit Tinte, Feder und dem Buch bewaffnet, trat er zu Lyane de Pierrechauds und begann mit ihr zu unterhandeln, was nicht ohne Schwierigkeit abzugehen schien. Ein paar Mal unterbrach sie ihn und deutete eifrig auf die aufgeschlagenen Blätter. Dann fing sie an zu lachen, graziös, reizend, und endlich nahm sie die Feder in die Hand und begann zu schreiben unter fortwährendem Hin- und Herreden mit der älteren Dame.

Kein Mensch an der table d'hôte hatte während dieses Vorganges ein Wort gesprochen. Mit atemloser Aufmerksamkeit bis auf das Keuchen der Frau Fabrikant Gabriel folgte man den Bemühungen des Oberkellners, die richtigen Eintragungen zu erhalten. Es war, als ob die Fremde eine Theatervorstellung gäbe, der alles gespannt lauschte.

Endlich klappte der Oberkellner das Buch zu und legte es fort auf einen kleinen Serviertisch. Niemand wollte zuerst darum bitten und so blieb es an der Kante liegen. Alle guckten danach, jeder brannte vor Neugierde es zu öffnen, aber sie thaten ganz gleichgültig, als ob keiner an das Buch dächte. Und die Begierde zu erfahren, was eingeschrieben, beherrschte sie alle derartig, daß die Unterhaltung schwieg. Nur das Oberlehrerehepaar aus Naumburg unterhielt sich leise.

Die Protektorin des Bades Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig, brach zuerst das Schweigen. Es ging über ihre Kraft, sie konnte es nicht mehr aushalten. Deshalb rief sie vernehmlich:

— Oberkellner!

Aber vom gleichen Gedanken beseelt, in der fürchterlichen Angst, es möchte ihnen jemand zuvorkommen, verlangten auch die Majorin a. D. und Frau Fabrikant

Gabriel nach dem Oberkellner. Sofort stritten sie sich darüber, wer zuerst gerufen, sodaß sie nun zum ersten Mal miteinander sprachen. Den Streit der beiden machte sich aber die Generalkonsulin zu Nutze und sprach zum Oberkellner, der nach einigem Schwanken doch schließlich zu ihr gekommen war, so gleichgültig wie nur möglich, als sei ihr eben ganz zufällig die Laune gekommen:

— Geben Sie mir doch einmal das Fremdenbuch!

Als sie es bekam, wurde sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Sie fühlte und wußte das, zögerte deshalb noch ein Weilchen, nahm einen Kneifer aus ihrem umfangreichen Busen, putzte ihn sorgfältig, klemmte ihn auf die Stumpfnase und schlug ganz ruhig und bedächtig das Buch auf, indem sie durch langsamstes Umblättern der paar vollgeschriebenen Seiten sich als ganz gefaßt zu zeigen bestrebte. Dann sagte sie, sich zu ihrer Umgebung wendend:

— Französisch!

Sie las, aber verriet nichts.

— Vorlesen! — brummte irgend jemand am Tisch, doch die Frau Generalkonsul warf der Tischrunde einen strafenden Blick zu, der zu bedeuten schien: „Wie unpassend. Die Dame sitzt doch drüben!“ In Wahrheit scheute sie sich jedoch das Französisch auszusprechen. Eifersüchtig achtete sie darauf, daß ihre Nachbarn ja nichts sehen konnten, und nach einiger Zeit, während die anderen, vor allem die „chanoinesse“ von dem Gabelstein, die ihr zunächst saß, Höllenqualen ausstanden, gab sie es weiter.

Langsam ging es von Hand zu Hand, während die noch nicht Eingeweihten jedesmal den Lesenden mit Neid betrachteten, als werde er unberechtigterweise vor ihnen eines hohen Glückes teilhaftig.

Lyane de Pierrechauds hatte von ihrem Tische aus eine Weile das Wandern des Buches beobachtet, und da jeder, der den Namen gelesen, mit elementarster Sicherheit sich im Augenblick, wo er das Buch weiterreichte, nach ihr umdrehte, so konnte sie das Lachen nicht unterdrücken, gab ihrer Begleitung ein Zeichen, erhob sich und verschwand unter Verzichtleistung auf die süße Speise, die ihr der Wirt selbst noch verzweifelt anbot.

Sobald sie fort war, atmete alles erleichtert auf, und von denen, die noch nicht Einsicht genommen, wurden nun dringende Rufe laut:

— Vorlesen! Vorlesen!

Der Badearzt Doktor Preßler, bis zu dem das Fremdenbuch glücklich gekommen, entledigte sich mit Freuden dieser Aufgabe, die ihm wieder einmal einige Bedeutung verlieh und las mit dem vorgedruckten „Kopf" des Buches, ohne auch nur einen Punkt zu übersehen:

Lauf. No.	Name	Stand	Wohnort	Letzter Aufenthalt	Dauer des Aufenthalt	Abreise wohin?
26	Lyane de Pierrechauds	—	Paris	Ostende	incertaine	France
27	Jacqueline Bertault	dame de compagnie	"	"	"	"
28	Annette Champrin	cameriste	"	"	"	"

Befriedigt seufzte man auf. Endlich wußte man es also. Nur das Wort „cameriste" verstand man nicht. Die einfache Lösung „Kammerfrau", die der Rechnungsrat vorgeschlagen, wollte man nicht gelten lassen, bis Oberlehrer Doktor Gerlach sie bestätigte, indem er, als Philologe über die unmöglichen Behauptungen lächelnd, laut sprach:

— „Cameriste" ist einfach „femme de chambre" also „Jungfer" oder „Kammerfrau" hoher Damen. Soviel ich weiß, ist der Ausdruck mehr für Italienerinnen und Spanierinnen gebräuchlich!

Man wunderte sich über das plötzliche Auftreten des sonst so stillen Mannes und fragte sich verstohlen, wer der Redner denn sei, weil man sich ärgerte sein Besserwissen anzuerkennen. Als man jedoch vernahm, er sei Gymnasialoberlehrer, Doktor und Lehrer des Französischen, so war man beruhigt.

Aber nun begannen endlose Debatten über Lyane de Pierrechauds. Jeder wollte etwas Besonderes wissen, eine eigene Beobachtung gemacht haben. Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg schloß aus der unterwürfigen Art, wie die „dame de compagnie" den Stuhl herangeschoben, daß die Fremde etwas ganz Besonderes sein müsse. Die „chanoinesse" von dem Gabelstein behauptete sofort die „Pierrechauds" wären eine der ältesten Familien der Normandie, obwohl sie den Namen früher nie gehört hatte. Frau Fabrikant Gabriel sagte:

— Eins is jar nich zu leugnen, sie hat was furchtbar Vornehmes!

— Als ob die wüßte, was vornehm ist! — flüsterte die dreiundvierzigjährige Tochter Mimi der Majorin a. D. zu.

Vorsichtigerweise hatte noch keiner der Herren ein günstiges Urteil gefällt, sodaß die allgemeine Stimmung für Lyane de Pierrechauds wieder sehr günstig zu werden begann. Und als nun gar der Oberkellner der Protektorin Frau Generalkonsul Eppner beim Servieren der süßen Speise zuflüsterte, die fremde Dame trage unter anderen Ringen versteckt etwas wie einen Trauring, da hatte Lyane de Pierrechauds bei den Damen gewonnen und des Bade-

kommissars Rittmeister a. D. von Gerstenkorns Vermutung, sie müsse eine hohe Persönlichkeit sein, fiel auf günstigen Boden.

Der kleine Diakonus meinte zwar bescheiden, dann würde sie sich doch auch unter „Stand“ als solche eingezeichnet haben, doch der Badearzt entgegnete ganz entsetzt:

— Erlauben Sie, meine Herrschaften, sie kann doch nicht schreiben: Stand: Prinzessin! Da hat sie eben aus Bescheidenheit einen Strich gemacht. Und der mitangegebene Vorname spricht gerade dafür. So etwa wie: Marie von Bourbon oder so . . .

Und nun waren alle befriedigt, denn jetzt stand es fest, daß Lyane de Pierrechauds nichts anderes sein konnte als eine heimliche und noch dazu vermählte Prinzessin.

Unter diesen Umständen beschlossen der Badekommissar und der Badearzt in gegenseitiger Eifersucht, daß vor der Hand keiner von beiden der Dame seine Aufwartung machen solle und sie abwarten wollten, bis sie etwa ihrer Dienste bedürfe.

Doch es verging Tag auf Tag, ohne daß Lyane de Pierrechauds sie rufen ließ. Sie erschien täglich zur table d'hôte, täglich zum stillen Neid und zu lauter Bewunderung der Damen in einer anderen Toilette, trank Tag für Tag ihre Flasche Moët et Chandon und aß gewöhnlich fast nichts, weil sie alles schlecht zu finden schien.

Die gute Meinung hatte sich aber nun einmal befestigt, und da sie niemals kokettierte, so verzieh man ihr auch, daß sie den einzigen Landauer des Badehotels, wie es hieß, „ein für alle Mal für die Dauer ihres Aufenthaltes“ gemietet hatte, sodaß niemand anders ihn benutzen konnte. Jeden Nachmittag fuhr sie spazieren, und immer

versammelten sich dazu, scheinbar ganz zufällig, sämtliche Kurgäste.

Als sie nun aber gar einmal durch den Oberkellner der Frau Generalkonsul Eppner, und ein anderes Mal der Frau Fabrikant Gabriel ihres Asthmas halber „ihren Wagen“ für einen Nachmittag zur Verfügung stellen ließ, da hatte sie das Herz aller gewonnen, denn auch die anderen Damen fühlten sich nicht übersehen in der Erwartung, daß es nun der Reihe nach gehen würde und auch sie bald die Freuden einer kostenlosen Spazierfahrt genießen könnten.

Frau Fabrikant Gabriel überlegte ernstlich, ob sie nicht ihren Mann abschicken sollte, um der Prinzessin zu danken, aber sie war zu eifersüchtig, es zu wagen, denn er begann schon in Ausdrücken des Entzückens von der Fremden zu reden, daß ihr angst und bange ward. Und an diesem Tage schien Lyane de Pierrechauds auch nicht besonders guter Laune zu sein. Sie hatte, während sie bei Tisch saß, wie gewöhnlich durch den Oberkellner die angekommenen Postsachen erhalten, unter denen sich ein ganzer Stoß Zeitungen befand. Sie hatte ein paar geöffnet, aber jedesmal ärgerlich bei Seite geschoben. Bei der letzten sah sie nur nach dem Kopf des Blattes und warf dann den ganzen Haufen auf einen Stuhl, wobei mehrere Zeitungen zu Boden glitten. Dann unterhielt sie sich lebhaft mit ihrer „dame de compagnie“ und gestikulierte heftig, daß ihre Armbänder klirrten.

— Durchlaucht hat schlechte Nachrichten! Sie ärgert sich! — flüsterte der Rittmeister a. D. dem Diakonus zu, der sich umdrehte und nun Lyane de Pierrechauds weich und teilnehmend betrachtete.

Sehr bald stand die Fremde auf. Sie zögerte noch einen Augenblick, bis die ältere Dame Blätter und Post-

sachen zusammengerafft hatte, dann verschwand sie, das Dienern des Wirtes und der Kellner mit einem kurzen, gnädigen Kopfneigen erwidernd.

Die Tischgesellschaft war ziemlich einsilbig, weil die Damen sich überlegten, welche wohl jetzt den Wagen der Prinzessin angeboten erhalten würde. Man erhob sich bald, denn man wollte zu Haus sein, wenn der Oberkellner etwa mit der Ankündigung käme, der Landauer stünde zur Verfügung, damit er nicht etwa zu einer der anderen ginge. Auch die Herren zogen sich zurück bis auf den Rechnungsrat, der an dem bereits abgeräumten Nebentisch, an dem die Fremde gesessen, seine Zeitung bei einer Cigarre und einer Tasse Mokka zu lesen pflegte.

Als er sich hinsetzte, entdeckte er unter dem Tisch, halb von den herabhängenden Zipfeln des Tischtuches versteckt, zwei französische Zeitungen. Beide noch unversehrt im Kreuzband. Er hob sie auf, im stillen mit sich zu Rate gehend, ob er sie nicht persönlich der Adressatin überbringen sollte. Nur das Sprechen machte ihm Angst, denn er verstand zwar alles, aber im Französisch Reden fehlte ihm jede Übung.

Genau blickte er die beiden Journale an. Es waren die gleichen, beides „Echo de Paris“ und beides wie er sah dieselbe Nummer. An einer bestimmten Stelle befand sich mit Tinte etwas angestrichen und — lächerlich — bei dem zweiten Blatte auch. Aber dort mit Rotstift. Und nun stach ihm plötzlich der Name „Lyane de Pierrechauds“ gedruckt in die Augen. Es war also offenbar eine Notiz über sie.

Vorsichtig zog der Rechnungsrat unter dem Tisch, damit es die drüben an der Haupttafel abräumenden Kellner nicht sehen sollten, das eine „Echo de Paris“ aus dem Kreuzband. Er blickte sich um, ob es auch niemand bemerkt hätte, und faltete die Zeitung zwischen den

Knieen auseinander, ganz leise, daß sie nicht rauschen sollte. Auf der Tischkante aber hatte er sein eigenes, deutsches Leibblatt liegen und that so, als läse er darin. Endlich hatte er den mit Rotstift umzirkelten, ganz kurzen Artikel vor sich und überflog ihn neugierig. Während er las, nahm sein Gesicht einen immer erstaunteren Ausdruck an. Er wollte seinen Augen gar nicht trauen, aber dort stand es:

> L'exilée. — Une charmante petite histoire fait dans ce moment rire Ostende. La belle Lyane de Pierrechauds, si élégante et si fêtée est tombée en disgrâce auprès de son ami le Duc *** qui l'a envoyée en exil dans une toute petite ville d'eau de l'outre-Rhin. Nous annoncerons la rentrée à Paris de la séduisante beauté dès qu'elle aura reçu absolution de sa faute.

Kaum vermochte er noch das Blatt wieder zusammenzufalten, das ihm in den Händen zitterte. Er rang nach Luft, schob sich die Krawatte zurecht, weitete mit einer verzweifelten Handbewegung seinen Kragen und fuhr sich über die glänzende Glatze. Dann wollte er fortstürmen, um die fürchterliche Entdeckung sofort dem ganzen Bade kund zu thun. Doch zu rechter Zeit besann er sich, daß er Beweise haben mußte, zwang sich zur Ruhe und steckte das eine „Echo de Paris" zu sich.

Auf dem Flur traf er den Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn. Er zog ihn bei Seite und flüsterte ihm zu:

— Ich habe Ihnen eine grauenhafte Eröffnung zu machen, Herr Rittmeister!

Der Badekommissar, der nicht anders glaubte, als

daß der Rechnungsrat bestohlen worden sei oder ein Duell habe, ließ ihn sofort in das Zimmer des Badekommissariats treten, das zu ebener Erde neben dem Speisesaal lag, schob ihm einen Stuhl zu und sagte, dem Ernst der Lage entsprechend:

— Herr Rat, ich stehe in jeder Beziehung zu Ihrer Verfügung!

Jener wischte sich verzweifelt die Platte, entfaltete das angeeignete Zeitungsblatt und übersetzte Wort für Wort, nicht ohne einiges Zögern bei einer schwierigen Stelle:

— Die Verbannte. — Eine reizende, kleine Geschichte macht in diesem Augenblick lachen Ostende. Die schöne Lyane de Pierrechauds, so elegant und so gefeiert ist gefallen in Ungnade bei ihrem Freunde, dem Herzog *,*, der sie geschickt hat ins Exil in ein ganz kleines Bad jenseits des Rheines. Wir werden ankündigen die Rückkehr der verführerischen Schönheit nach Paris, sobald sie wird erhalten haben Absolution von ihrem Fehler.

Der Badekommissar griff nach der Zeitung und las nun selbst die Notiz französisch noch einmal. Er wollte es gar nicht glauben, und die beiden sahen sich starr an. Endlich begann der Rittmeister:

— Also die Prinzessin ist eigentlich ....

— Reden Sie mir um Gottes Willen von keiner Prinzessin! — unterbrach ihn heftig der Rat, als ob ihm eine persönliche Beleidigung zugefügt worden sei. Sie versanken in Brüten, bis der Rechnungsrat energisch aufstand und mit finsterer Entschlossenheit sprach:

— Es giebt keinen anderen Weg: ich werde, so schwer es mir wird, dem Publikum die Eröffnung machen müssen, wer diese Dame eigentlich ist!

Der Badekommissar geriet außer sich:

— Um Himmels Willen, das geht nicht! Das ist einfach unmöglich!

— Warum?

— Weil das einen riesigen Skandal verursachen würde!

— Einerlei! Solchen Damen muß das Handwerk gelegt werden!

— Aber bedenken Sie doch, Herr Rat, das wäre ja ein Todesstoß für unser jung aufstrebendes Bad!

Der Rechnungsrat zuckte die Achseln und wollte nach der Thür schreiten, wie ein Mann, der entschlossen ist, eine schwere Pflicht zu erfüllen. Doch der Badekommissar vertrat ihm den Weg, wobei er klingelte und entschieden sagte:

— Herr Rat! Ich kann, ja ich darf nicht zugeben, als Königlicher Kommissar unseres Bades, daß etwas geschieht, das von Anfang an nachteilig wirken müßte, ja das Aufblühen in Frage stellen.

Dann gab er dem eintretenden Kellner den Auftrag, so schnell als möglich den Badearzt Doktor Preßler herbeizuschaffen. Bei dem sicheren Auftreten des Rittmeisters war der Rechnungsrat etwas kleinlaut geworden. Er hatte kein ganz reines Gewissen, denn ihm lag nur daran, auch bestimmt als erster den Badegästen die unerhörte Neuigkeit mitzuteilen.

Nach kaum einer halben Minute erschien schnaufend der dicke Arzt, der mit den anderen Herren auf der „Terrasse" des Badehotels, einem geebneten Platz von kaum zehn Meter im Quadrat, den Kaffee getrunken. Er war erstaunt, vom Badekommissar, seinem Nebenbuhler, in Anspruch genommen zu werden, aber als er vernommen, um was es sich handelte, ergriff er ganz des Rittmeisters von Gerstenkorn Partei:

— Erlauben Sie, Herr Rat, die Angelegenheit ist keine Privatsache, sondern sie betrifft ganz einfach das Gemeinwohl. Und ich sage Ihnen, ich werde mit aller mir zu Gebote stehenden Macht für die Entwicklung unseres Bades eintreten, die Sie durch einen provozierten Skandal aufs Äußerste gefährden würden. Ich bin mit Herrn Rittmeister und Kommissar darin durchaus „d'accord“ so zu sagen und hinter uns steht geschlossen die leidende Menschheit, die durch einen Niedergang unseres Bades Verluste erleiden würde . . die . . genug wir würden das keinesfalls verantworten können . . .

Er war vor Angst dunkelrot geworden, da er seine Existenz bedroht fühlte. Nun erst nahm er die Zeitung und begann sie zu studieren. Der Rechnungsrat, dem durch die Aufregung dicke Schweißtropfen auf die Glatze getreten waren, entschuldigte sich und erklärte in langer Rede, daß er nie die Absicht gehabt hätte dem Bade zu schaden. Darauf versicherte der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn, daran habe er nie gezweifelt, und Doktor Preßler erklärte, nie etwas Derartiges vom Herrn Rat geglaubt zu haben. Schließlich reichten sie sich alle drei die Hand zur Versöhnung. Sie waren darin einig, daß es das Wohlergehen und die Zukunft des Bades erfordere, keinesfalls die ganze Angelegenheit an die große Glocke zu hängen. Die Damen durften unter keinen Umständen erfahren, wer Lyane de Pierrechauds sei, aber es erschien doch sicherer die Herren einzuweihen, um so das Geheimnis desto gewisser zu wahren.

Da sie fast alle draußen noch auf der Veranda saßen, so wurden sie gebeten hereinzukommen, und bald war das kleine Zimmer gedrängt voll. Fabrikant Gabriel aus Berlin, Diakonus Feilhauer erschienen zuerst, auch Oberlehrer Doktor Gerlach aus Naumburg fehlte nicht.

Der Badearzt Dr. Preßler führte das Wort und erklärte die entsetzliche Entdeckung. Dann bat er den Oberlehrer die bezügliche Stelle aus dem „Echo de Paris“ zu übersetzen, was jener lächelnd that. Der dicke Doktor fragte darauf:

— Meine Herren, es handelt sich jetzt darum, was geschehen soll. Ich denke, wir sind wohl alle einig darin, daß die Damen von dieser unangenehmen Angelegenheit nichts erfahren dürfen?

— Allerdings! — meinten die Herren, und Doktor Preßler fuhr fort:

— Also besagter Lyane de Pierrechauds dürfte äußerlich nicht anders begegnet werden, wie bisher — um keinen unliebsamen Verdacht zu erregen!

— Sehr richtig!

— Aber vielleicht könnte ihr nahe gelegt werden, daß in Rücksicht auf unsere Frauen und Töchter ... ein Ortswechsel ...

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, denn die Thür that sich auf, und der Oberkellner erschien, der Herrn Gabriel aus Berlin mitteilte, Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin habe seiner Frau für heute Nachmittag wiederum den Wagen anbieten lassen und Frau Gabriel ersuche ihren Mann sofort zur Spazierfahrt zu kommen.

Als der Oberkellner verschwunden war, meinte Herr Fabrikant Gabriel sehr entschieden und stolz:

— Unter diesen Umständen kann ich den Wagen nicht annehmen. Ich werde meiner Frau verbieten zu fahren!

Sofort bestürmten ihn jedoch die übrigen Herren davon abzusehen, und er ließ sich auch bereden, indem er meinte, er werde den Wagen bezahlen, denn geschenkt könne er ihn nun natürlich nicht mehr nehmen. Doch ehe

er ging, mußte er noch versprechen, nichts von dem verlauten zu lassen, was er wußte. Er wurde verlegen und fragte:

— Was soll ich denn meiner Frau aber sagen?

Zuerst wußte keiner Rat, bis der Badearzt vorschlug, er möchte erklären, es handle sich um eine Ehrensache unter den Herren, die notwendigerweise geheim bleiben müsse.

Draußen erwartete Frau Fabrikant Gabriel schon ihren Mann. Sie fiel sofort vor den anderen Damen über ihn her und wollte wissen, was dort drin verhandelt würde. Er zuckte die Achseln:

— Ein Ehrenhandel!

— Wo denn? Wer denn? Für wen denn? Warum denn? — stieß sie keuchend hervor. Er machte nur ein Zeichen, daß er nicht sprechen dürfe. Und sofort stand es bei den Damen fest, daß ein Duell drohen solle. Natürlich um Lyane de Pierrechauds. Nach fünf Minuten erzählte das dreiundvierzigjährige Fräulein von Lintt-Senckhofen schon ihrer Mutter als ausgemachte Sache, daß das Duell bereits in der Nacht gewesen sei, und bald verbreitete sich das Gerücht, es habe zwischen dem Rittmeister und dem Badearzt Doktor Preßler stattgefunden.

Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg flüsterte sogar der Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig zu, der Gegner des Badekommissars sei niemand anders gewesen als der Diakonus Feilhauer, der deshalb wohl mit dem Oberkirchenrat in Konflikt kommen werde.

Währenddessen hatte in der Versammlung der Herren die Meinung Oberhand gewonnen, daß im Interesse der öffentlichen Gesittung Lyane de Pierrechauds veranlaßt

werden müsse abzureisen. Man war sich nur nicht über die Art und Weise einig, wie das ins Werk gesetzt werden sollte.

— Ich will ihr doch einfach die Sache vorstellen! — schlug der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn vor, doch Doktor Preßler nahm die Sendung für sich in Anspruch, da er am besten einen Grund angeben könne, indem er sich besorgt um ihre Gesundheit zeige und den schädlichen Einfluß des Bades gerade für ihre Körperverfassung nachweise. Der Rechnungsrat fand aber, daß die Aufgabe ihm als ältesten Herren zukomme, und als dieses nicht anerkannt ward, daß Herr Fabrikant Gabriel der geeignete Mann als Verheirateter sei. Als auch das nicht einleuchtete, weil dadurch unnötigerweise häusliche Szenen heraufbeschworen würden, nannte er den Oberlehrer Doktor Gerlach, der ja Lehrer des Französischen sei, als den einzig möglichen.

Aber es erhob sich ein so eifersüchtiger Streit, daß endlich Diakonus Feilhauer den Mut fand, sich bescheiden anzubieten:

— Gern will ich eintreten, wo es gilt, den Frieden herzustellen. Ich will ihr ihr Unrecht vorstellen mit sanften Worten und sie wird in sich gehen, deß bin ich gewiß!

Doch niemand mochte etwas davon wissen, jeder wollte die Sendung übernehmen, keiner gönnte es dem anderen, sich Lyane de Pierrechauds zu nähern. Schließlich mußten sie sich trennen, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, nachdem alle beigestimmt, daß es das Beste sei, erst einmal ruhig abzuwarten.

Bei der nächsten Gelegenheit, wo die Herren sich trafen, wurde beschlossen die Fremde ruhig ihrem Schicksal zu überlassen, denn die Herren trauten einander nicht. Auf Antrag des Badearztes Doktor Preßler mußten die Ver-

sammelten sogar feierlich versprechen, Lyane de Pierrechauds keinen Besuch abzustatten, oder keine Anstalten irgend welcher Art zu treffen, um mit ihr in ein Gespräch zu geraten. Die gegenseitige Eifersucht gab die beste Gewähr dafür daß das Versprechen auch gehalten wurde.

Von jetzt ab war es nicht nur um die Ruhe der Damen geschehen, sondern nun auch um die der Herren. Alle standen gemeinsam gegeneinander, alle bewachten sich, niemand traute dem anderen, überall ward Verrat gewittert. Ja es kam soweit, daß es keiner mehr wagen durfte von der Fremden zu sprechen, da jedes Wort als verbotenes Interesse an ihr ausgelegt ward.

Wenn jetzt Lyane de Pierrechauds bei Tisch erschien, hatte keiner der Herren mehr den Mut, sich nach ihr umzublicken, immer in der Befürchtung Argwohn zu erwecken. Die Damen fanden das ganz selbstverständlich. Das dreiundvierzigjährige Fräulein von Lintt-Senckhofen gab dem Ausdruck, indem sie zu ihrer Mutter sprach:

— Es ist sehr verständig von den Herren, nicht mehr über die Prinzessin zu reden, und sich nicht so auffällig für sie zu interessieren. Gewiß ist das der hohen Frau schon längst lästig gefallen!

— Unbedingt Mimi! Unbedingt! Fürstlichkeiten zu behandeln ist nicht jedem gegeben! — stimmte ihr die Mutter bei, nicht ohne einen giftigen Blick auf Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin und mit lebhaftem Nicken des Einverständnisses von Seiten der „chanoinesse“ von dem Gabelstein.

Die nächsten Tage schien sich niemand um Lyane de Pierrechauds zu bekümmern. Sie trank ruhig ihren Moët et Chandon, schob das Essen der table d'hôte bei Seite, unterhielt sich mit ihrer dame de compagnie und streichelte ihr Seidenhündchen. Fast täglich trug sie ein anderes

Kleid, einen neuen, noch nicht gezeigten Umhang, oder ein Schmuckstück, das sie zum ersten Mal anlegte. Da das Wetter schön war, so machte sie ausgedehnte Spaziergänge in der Umgebung des Bades und bot ihren Wagen — immer durch den Oberkellner — jetzt fast täglich den Damen an, wodurch sie dermaßen in der allgemeinen Beliebtheit stieg, daß nur die Befürchtung der Prinzessin lästig zu fallen die Damen noch abhielt sich vorstellen zu lassen. Doch der erste Anfang dazu ward schon dadurch gemacht, daß die Majorin a. D. nebst Tochter Mimi und der „chanoinesse" einmal auf der Promenade Lyane de Pierrechauds begegneten, und zwar ganz allein, ohne daß einer der übrigen Badegäste in der Nähe gewesen wäre. Sie verständigten sich schnell und machten beim Vorüberkommen gleichzeitig der Fremden eine tiefe Verbeugung, halb stehen bleibend dabei, als ob sie nicht wüßten, ob sie Front machen sollten oder nicht.

Lyane de Pierrechauds dankte in reizender Art, anmutig und mit jener gewissen Zuvorkommenheit der Fürsten, die in jedem Grüßenden das Gefühl zurückläßt, als sei Dank und Gruß persönlich verbindlich gewesen. Ihre Begleiterin hielt sich dabei ein wenig zurück und verneigte sich wie eine Hofdame, die ihrer Prinzessin die Antwort überlassen muß und nur halb verlegen, halb verstohlen mitnicken darf.

Stolz eilte die Majorin a. D. davon und sagte zu ihrer dreiundvierzigjährigen Tochter:

— Es ist mir doch eigentlich sehr lieb, daß wir es gethan haben. Die anderen Damen wissen ja doch nicht, wie man sich einer Prinzessin von Geblüt gegenüber benimmt. Woher denn auch!

Und von der Stunde ab grüßten sie Lyane de Pierrechauds jedesmal, sobald sie ihrer ansichtig wurden,

und betrachteten das gewissermaßen als ein Vorrecht ihrer „besseren höfischen Erziehung". Aber die anderen Damen wollten natürlich nicht zurückstehen und begannen ebenfalls, zuerst schüchtern, mit der Zeit immer entschiedener, bald fast aufdringlich die Prinzessin zu grüßen.

Als Herr Fabrikant Gabriel einmal auf einem schmalen Promenadenwege, auf dem er sich mit seiner dicken, schwerschnaufenden Frau erging, der Fremden begegnete und seine Ehehälfte einen Knix seitwärts in die Büsche machte, schwer und tief, daß die Zweige knackten, da konnte er doch unmöglich unhöflich sein und zog gleichfalls den Hut.

Aber der Rechnungsrat hatte es gesehen, und finsterer Verdacht stieg in seiner Seele auf. Er meinte nicht anders, als daß Herr Gabriel das Versprechen, sich Lyane de Pierrechauds nicht zu nähern, gebrochen haben müsse. Nur teilte er seinen Verdacht den übrigen Herren nicht mit. Einmal erschien er ihm doch nicht bestimmt genug, und dann dünkte ihm die Fremde täglich reizender und verführerischer zu sein, und es gelang ihm nur noch mit Aufbietung allen Ehrgefühls sein Wort nicht gleichfalls im Stich zu lassen.

Auch dem dicken Badearzt Doktor Preßler ging es nicht anders. Er sehnte den Augenblick herbei, wo die schöne Lyane de Pierrechauds seiner Hülfe als Arzt bedürfen möchte, denn dann wurde er nicht wortbrüchig, wenn er zu ihr ging, sondern genügte einfach seiner menschlichen Pflicht, als Arzt den Kranken und Leidenden Hülfe zu bringen.

Als nun die Fremde aber durchaus nicht krank werden wollte, entschloß er sich kurz, ihr zu schreiben und ihr für den Fall, daß sie ärztlichen Rates bedürfe, seine Kunst zur Verfügung zu stellen. Das war keineswegs gegen die Abmachung. Sie antwortete in einem „foin coupé"

duftenden Billet, sie fühle sich allerdings nicht ganz wohl, seit einiger Zeit empfinde sie etwas wie Hypochondrie, die ihr sonst in früheren Zeiten fern geblieben, und aus diesem Grunde sähe sie mit Vergnügen seinem Besuch am folgenden Tage, am liebsten Nachmittags entgegen.

Mit dem Unwohlsein hatte es insofern seine Richtigkeit, als sie sich seit etwa acht Tagen so unerträglich zu langweilen begonnen, daß sie aus lauter Verzweiflung schon mit dem Oberkellner, so unangenehm ihr auch sonst der wenig gepflegte Mann war, ein Gespräch angefangen, wenn er ihr das Frühstück brachte.

Aber auch der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn war zur Erkenntnis gekommen, daß er sich mit dem gegebenen Versprechen ganz unnötiger Weise hatte einschüchtern lassen. Er als Leiter, als Vertreter der Regierung, vergab sich im Grunde genommen etwas, wenn er sich von den Badegästen Vorschriften machen ließ. Und so sandte denn auch er kurz entschlossen einen Brief an Lyane de Pierrechauds, worin er ihr seine Dienste anbot, für den Fall, daß sie etwa in irgend einer Weise seiner bedürfen sollte und mit seinem mangelhaften Französisch vorlieb nehmen wolle. Dazu beschloß er, falls sie antworten würde, einfach nach seinem Besuch bei ihr den übrigen Herren die vollendete Thatsache mitzuteilen unter der Begründung, daß seine Pflichten als Badekommissar selbstverständlich allen anderen Rücksichten vorzugehen hätten.

Und sie antwortete, antwortete sehr verbindlich wieder in einem „foin-coupé“ duftenden Billet, daß sie gegen Mittag seinen Besuch am nächsten Tage annehmen werde.

Sogar Diakonus Feilhauer hatte eine schwache Minute, wo ihm der Gedanke kam der Fremden seinen geistlichen Beistand anzutragen, ihr vielleicht in's Gewissen zu reden.

Zur rechten Zeit jedoch erinnerte er sich des Umstandes, daß sie wohl ohne Zweifel katholisch sein mußte.

Nur Oberlehrer Doktor Gerlach aus Naumburg widerstand vollkommen der Versuchung. Seine kleine Frau sagte ihm zwar:

— Wenn Du mal mit der Dame aus Paris sprächest! Es wäre vielleicht ganz gut für Dich, Deinen Accent wieder aufzufrischen!

Er wollte jedoch nichts davon hören und fragte sie:

— Ist Dir's nicht lieber, ich lasse es?

Zärtlich drückte sie ihm da die Hand:

— Lieber schon! Ich bin doch ruhiger so! Sie ist zu schön!

Da gab er ihr einen herzhaften Kuß.

Bei der table d'hôte an diesem Tage wagten es auch der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn und der dicke Badearzt Doktor Preßler, Lyane de Pierrechauds zu grüßen, als die Damen sich bei ihrem Eintritt halb erhoben. Und da alle Herren mehr oder weniger schlechtes Gewissen hatten, so fand es niemand gegen die Verabredung.

Die Fremde dankte aber auch wirklich wie eine Prinzessin.

Wieder trank sie ihren Moët et Chandon, ließ das Essen stehen, streichelte ihr Seidenhündchen und unterhielt sich mit ihrer Begleiterin. Dabei erschien sie reizender denn je.

Und jetzt wieder drehten sich die Herren ruhig nach ihr um. Am häufigsten der Badearzt und der Rittmeister, denn sie standen ihr ja nun beide näher, teilten gewissermaßen ein Geheimnis mit ihr.

Lyane de Pierrechauds schien sich darüber zu freuen. Sie ließ ab und zu ihren Blick zur Tischgesellschaft hinübergleiten, freundlich, liebreizend, anmutsvoll. Wen er

von den Herren berührte, der fühlte sich bittersüß getroffen, wen er von den Damen streifte, die erwiderte ihn, halb dankbar für die schönen, freien Spazierfahrten, halb ehrfurchtsvoll wie es einer Prinzessin gegenüber ziemlich war.

Da trat plötzlich der Telegraphenbote ein, sprach eine Sekunde mit dem Wirt und wurde dann von diesem mit ungezählten Verbeugungen zu Lyane de Pierrechauds geführt. Sie nahm eine Depesche entgegen, erbrach, las, stieß einen kleinen Freudenschrei aus, reichte ihrer Begleiterin das Telegramm hinüber, nestelte aus einer winzigen goldenen Börse ein Zwanzig-Markstück und warf es übereilig dem erschrockenen Beamten zu. Dann ließ sie alles stehen und liegen, nahm ihr Seidenhündchen unter den Arm und rauschte davon.

Ehe sie den Saal verließ, neigte sie lächelnd den Kopf gegen die table d'hôte, halb feierlich, halb gnädig, mit einem leisen, spöttischen Zug um die Lippen. Und verdutzt erwiderte die ganze Tischgesellschaft den Gruß.

Als sie gegangen war, klang ein wildes Stimmengewirr durcheinander. Man verstand nicht was geschehen und wollte wissen, warum sie aufgebrochen.

— Vielleicht Nachrichten aus Paris! Natierlich! — sagte siegessicher Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig, und Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg schüttelte billigend die weiße „Coiffure“.

Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin meinte atemschöpfend:

— Se jeht am Ende ab!

Sofort wurde die Tafel aufgehoben. Man erfuhr es vom Wirt: in der That Lyane de Pierrechauds hatte die Rechnung verlangt, sie kehrte mit dem nächsten fahrplanmäßigen Zuge nach Paris zurück.

Die Herren waren starr. Halb geistesabwesend sagte der Rechnungsrat:

— Sie hat also Absolution erhalten!

Und die übrigen wiederholten es leise, daß es die Damen nicht hören sollten. Geradezu niedergeschmettert fühlten sich aber die beiden offiziellen Vertreter des Bades Doktor Preßler und Rittmeister a. D. von Gerstenkorn, denen so die Gelegenheit einer bevorzugten, näheren Bekanntschaft unter den Händen zerrann. Der Badekommissar sprach wie die anderen vor sich hin, aber ganz geknickt:

— Sie hat also Absolution erhalten!

Die dreiundvierzigjährige Tochter Mimi griff es auf:

— Was hat sie, Herr Rittmeister?

— Oh nichts, gnädiges Fräulein! Nichts Wichtiges! Gar nichts Wichtiges!

Und er tröstete das alte Mädchen mit ein paar gleichgiltigen Worten. In seinem Innern aber beschloß er, sofort einen schönen Rosenstrauß zu bestellen und ihn Lyane de Pierrechauds zum Abschied an die Bahn zu bringen. Der Gärtner schlug ihm als besonders „passend und apart" Marschall Niel-Rosen vor, die er freudig annahm.

Auch der dicke Badearzt Doktor Preßler kam auf denselben Gedanken, nur entschied er sich für Veilchen. Aber deren Zeit war längst vorüber, und da es am Ort nur den einen Gärtner gab, so mußte auch er „Marschall Niel" wählen, denn der Händler hatte gerade einen großen Posten von diesen, die er entschlossen war, an den Mann zu bringen.

Kurz vor Abgang des Zuges erschien auch der Rechnungsrat, um ein paar Blumen auf den Bahnhof zu bringen. Er hatte keine Zeit es sich weiter zu überlegen

und nahm einfach die gelben Rosen, die ihm der Gärtner in die Hand drückte.

Herrn Fabrikant Gabriel aus Berlin war gleichfalls die Regung gekommen der schönen Fremden sich galant zu erweisen, und er hatte, um den Zug zu erfahren, mit dem sie davon fuhr, sogar dem Oberkellner eine Mark geopfert, die der Bedienstete mit der Andeutung eingesteckt, „der Herr Gabriel wäre der einzig Wissende“. Für ihn handelte es sich jetzt blos noch darum, sich für die Dauer einer halben Stunde von seiner Frau zu befreien. Doch zu seinem sprachlosen Entsetzen erklärte die Dicke plötzlich keuchend:

— Ick erscheine auf'n Bahnhof, wenn die Prinzessin abjeht, daß die einjebildete Majorsgattin nich denkt sie hat die „safoir fivre“ alleene mit Löffeln jejessen.

— Det jeht nich! — platzte Fabrikant Gabriel heraus.

— Warum denn? — fragte sie und er wäre in seiner Wut, daß sein dickes, asthmatisches Ehekreuz ihm die Freude verderben wollte, fast mit der Wahrheit über Lyane de Pierrechauds herausgeplatzt, als ein Mädchen plötzlich die Rosen brachte, die auch er heimlich bestellt. Natürlich „Marschall Niel.“ Zur rechten Zeit noch besänftigte er sich und log seiner Frau vor, daß er die Blumen für sie bestimmt, in der sicheren Annahme, daß sie zum Abschied auf den Bahnhof gehen werde.

Ganz verdutzt, dem Frieden nicht recht trauend, blickte sie ihn an und sagte nach Luft schnappend:

— Na! Na! Na! Na!

Dann gab er ihr den Arm und sie schritten dem Bahnhofe zu.

Zuerst war niemand zu erblicken, die Straße menschenleer, aber je näher sie kamen, desto mehr Badegäste sahen sie: dort humpelte der Badekommissar Rittmeister a. D.

von Gerstenkorn und weiter vorn segelte Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg. Die beiden Lintt-Senckhofen standen schon mit der „chanoinesse“ von dem Gabelstein auf dem Bahnsteig und besahen durch ihre Lorgnons mit Entrüstung die wahre Völkerwanderung, die sich zur Abschiedsfeier in Bewegung gesetzt hatte.

Alles war versammelt, sogar Diakonus Feilhauer erschien. Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig fragte erstaunt:

— Auch Sie hier, Herr Diakonus! Nee so was!

Und er schlug die Augen zum blauen Himmel auf und sprach:

— Ich kam zufällig des Weges, als ich mich in der herrlichen, ich möchte fast sagen sündig prachtvollen Gottesnatur erging!

Alle Herren trugen Blumen in der Hand, sorgsam in Seidenpapier eingeschlagen. Die dreiundvierzigjährige Tochter Mimi gleichfalls. Und alle begrüßten sich sehr erstaunt und fragten einander, wie sie hierherkämen, und alle ärgerten sich, daß die anderen die gleiche Absicht gehabt, ihnen zuvorgekommen. Aber jeder freute sich, daß er anwesend war und nicht fehlte bei diesem für das Bad gewissermassen denkwürdigen Augenblick, den die Abreise darstellte der ersten Prinzessin von Geblüt, die geruht hier Höchstihren Aufenthalt zu nehmen.

Die Erwartung stieg von Minute zu Minute, bis endlich der Hotelwagen kam. Der Wirt öffnete den Schlag, noch ehe der Oberkellner hatte vom Bock springen können, der Dienerrolle übernommen in Anrechnung des unerhörten Trinkgeldes, das ihm die Fremde zugedacht.

Lyane de Pierrechauds blieb im Wartesaal bis ihr umfangreiches Gepäck aufgegeben war. Die Herren kämpften wohl alle mit sich hineinzutreten, um ihr bis

Abgang des Zuges ihre Gesellschaft anzubieten, aber sie bewachten sich gegenseitig mit so argwöhnischen Augen, daß keiner es wagen durfte.

Endlich klang das Glockensignal und bald darauf brauste die Lokomotive fauchend, dampflassend daher. Das Oberlehrerehepaar aus Naumburg, das heute auch das Bad verließ, stieg bescheiden ganz hinten in einen Wagenabteil zweiter Klasse. Dann lehnten sie sich aus dem Fenster, um den großen Augenblick nicht zu verpassen.

Die Thür des Wartesaales ging auf und wirklich wie eine Prinzessin schritt Lyane de Pierrechauds durch die Spalier bildende Badegesellschaft zum Zuge. Sie neigte lächelnd nach beiden Seiten den Kopf, während die Seidenpapierhüllen fast mit einem Ruck von den Blumen fielen und sich ihr von überall her Marschall Niel-Rosen in gelber Blätterflut entgegenstreckten.

Alles war gelb, nur gelb, ein Vermögen an kostbaren Rosen.

Sie stieg anmutig in ihren Wagenabteil erster Klasse, unterstützt gemeinsam vom Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn und vom Badearzt Doktor Preßler, darauf ward sie mit einem Regen gelber Rosen überschüttet. Sie schien sehr gerührt. Es war, als ob eine Thräne in ihren schönen Augen zittere.

Da tönte ein Pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung.

Und da faßte sich plötzlich Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig ein Herz und ergriff, als Seniorin sozusagen des Bades, das Wort mit heller, lauter Stimme:

— Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin sie lebe hoch!

— Hoch! hoch! hoch!

klang es begeistert zurück.

Lyane de Pierrechauds winkte noch mit ihrem winzigen Spitzentuche, und als der Zug den Augen entschwunden war, faßte Frau Major a. D. von Lintt-Sendhofen die Gefühle aller in das feierliche Wort zusammen:

— Es war doch ein erhebender Augenblick!

Die alte Zschaitz ist tot

Endlich war die alte Zschaitz tot.

Es hatte lange genug gedauert, so daß die Nachbarn sich um die Sterbende gar nicht mehr recht gekümmert hatten.

— S'wird ja eegal nischt! — meinten die Leute im Dorf. Und der alte Goltzsche, der einmal vor neun Jahren mit der Zschaitz einen Prozeß gehabt, bei dem sie sich wegen Beleidigung beide verklagt, den er aber doch gewonnen, hatte gesagt:

— Das sein die Seelen von die tausend Leite, die se beschuppst hat in ihrem Leben, das olte Oas!

Nun lag sie in ihrem Bett, gelb, runzlich, mit eingefallenem Munde und konnte keinen mehr betrügen, konnte den Bauern kein Geld mehr borgen, sie auch nicht mehr von Haus und Hof vertreiben lassen, wenn sie nicht zahlten.

Auf diese Weise war sie zu Vermögen gekommen, so daß sie nun in Liebenwalde das größte, schönste Haus besaß. Es war zweistöckig wie eine Stadtvilla. Im Erdgeschoß hatte die alte Zschaitz gewohnt, den ersten Stock pflegte sie zu vermieten. Als Mieter nahm sie immer Leute, die bei ihr tief in der Kreide saßen und die sie im Verdacht hatte, daß sie ihr durchbrennen möchten. Waren sie einmal mit Kind und Kegel im Haus, so gab es auch für sie keine Rettung mehr: bei nächster Gelegenheit wurden sie gepfändet. Und daß sie nicht nächt-

lichterweise „rückten“, dafür sorgte der leise Schlaf der alten Zschaitz.

Der einzige Mensch, der dabei war, als die Alte den letzten Seufzer that, war ihr Mädchen, die dicke Selma. Sobald nun die Selma in den ersten Stock gelaufen kam, heulend, mit der Nachricht:

— De Zschaitzen is uf de Reise gegangen! — hatten auch sofort Krummbechers, gegen die schon die Pfändung eingeleitet worden, alles zusammengepackt und waren mit ihren Sachen fort. Nicht einen Strohhalm hatten sie dagelassen, sogar den Handwagen der alten Zschaitz, der auf dem Hofe stand, hießen sie mitgehen.

Die Selma half mit aufladen. Immerfort liefen ihr noch die Thränen herab und sie sagte zu Krummbecher, der im Schweiße seines Angesichtes packte, um ja noch rechtzeitig fortzukommen:

— S' duht eenen doch leid. De Olte wor sonst gor nich so unnäben nich!

Aber Krummbecher polterte los:

— Wos meenste De? E geizges Luder wor se, e verdammtes! Gemeene is se gewäsen. So e Viehzeig. Is se denn ooch werklich greepiert?

Die Selma meinte:

— Se sagt nich mehr ‚meff‘.

So schnell als möglich fuhren Krummbechers davon. Die Dorfleute waren in der Ernte draußen, und da sie nun bald fertig eingeholt, konnten in ein paar Stunden die Bauern alle wieder zurück sein.

Selma blieb allein bei der Toten, allein im Hause, fast allein im Dorf. Sie war nicht mehr jung — schon vierzig Jahr — und hatte manche Leiche gesehen, so daß sie sich eigentlich nicht fürchtete, aber dennoch ward es ihr ein wenig unheimlich.

Es schallte oben in den leeren Räumen, und da sie an Krummbechers Frage dachte: „Is se denn ooch werklich greepiert?“ beschloß sie noch einmal in das Zimmer der Toten zu gehen, um nachzusehen.

Lange blickte sie die alte Zschaitz an — die wackelte nicht. Nur die dicke Nase zitterte, wenn Selma über die Diele schritt. Das war jedoch natürlich, denn das Riechorgan war immer so unförmlich gewesen, als ob eine Wespe hineingestochen.

Das Mädchen aber wollte sich doch Gewißheit verschaffen und schrie deshalb der Toten ins Ohr:

— Frau Zschaitzen, läben Se noch?

Doch die Alte gab keine Antwort. Nicht einmal mehr den Kopf schüttelte sie.

Da setzte sich die Selma denn auf einen Stuhl und begann zu warten, bis die Dorfleute von der Ernte hereinkämen.

Allerlei Gedanken schwirrten ihr im Kopf herum, langsam, denn sie pflegte sonst nicht viel zu denken.

Zuerst überlegte sie sich, wem sie wohl von dem Tode der Alten Mitteilung machen müsse. Der Herr Pfarrer war nicht da, er war mit dem Ortsvorsteher zu einer Taufe nach Heiligenhain gefahren, dem Nachbardorfe, das in Liebenwalde eingepfarrt war.

Verwandte aber hatte die alte Zschaitz nicht besessen. So ging denn die Sache auch eigentlich niemanden etwas an. Der einzige Mensch, der in Frage kam, war die dicke Selma selbst.

Nicht umsonst war sie nun zweiundzwanzig Jahre schon bei der Toten im Dienste gewesen. Sie hätte gar nicht einmal solange ausgehalten, wenn ihr die Alte nicht jedesmal zum Trost gesagt hätte bei jeder Dachtel, die sie hinter die Ohren bekam:

— Das brauchste nich iebel ze nähmen, Selma, denn desterwegen wirschte belohnt werden, wenn ich mal in'n Himmel kumme.

Da blieb sie. Nur vor zwölf Jahren wollte sie trotz alledem gehen. Erstens hatte sie sich doch beleidigt gefühlt, weil die Alte einmal zu ihr gesagt:

— Du Selma, Du siehst aus wie 'ne Mastsau, wenn se besuffen ist!

Zweitens aber hatte sie Leisegangs Emil heiraten wollen, der Wagenputzer im nahen Kleinböhla war an der Dresden-Bautzener Eisenbahn.

Da sie aber kein Geld besaßen zum Heiraten, so hatte die Selma gebeten, die Alte möchte ihr blos hundert Mark schenken, da sie doch zehn Jahre bei ihr gedient. Doch die alte Zschaitzen war wieder gekommen mit ihrer Redensart:

— Wenn De bleibst, wirschte desterwegen belohnt werden, wenn ich mal in'n Himmel kumme!

Zwölf Jahre hatten nun Leisegangs Emil und die Selma gewartet. Jetzt endlich war ihre Stunde gekommen.

Als sie daran dachte, lachte sie über das ganze, fette Gesicht. Sie sah zur Toten hinüber und war ihr im innersten Herzen dankbar, so daß sie halblaut vor sich hin sagte:

— Se war doch gor nich so unäben, die Olte!

Erschrocken über den Klang der eigenen Worte blickte sie sich unwillkürlich um. Die Alte lag unbeweglich.

Eigentlich hatte sie im Strohsack des Bettes, in dem die Leiche lag, nach dem letzten Willen suchen wollen, aber jetzt war ihr doch Angst.

Die Selma hatte nämlich die alte Zschaitz geplagt, als es mit ihr zu Ende ging, sie möchte ein Testament

machen. Das schien ihr doch sicherer. Aber davon war keine Rede gewesen. Nur ganz am Ende hatte die Sterbende nachgegeben und ihren letzten Willen auf ein Stück Papier gekritzelt, das sie jedoch sorgsam im Strohsack versteckt, auf dem sie lag.

Nun getraute sich die Selma nicht heran. Sie machte einmal den Versuch, aber im selben Augenblick fing irgendwo im Zimmer eine große Fliege an zu summen, und sie, die sich einbildete, die alte Zschaitz habe warnend gebrummt, stürzte erschrocken hinaus, laut schreiend:

— Ei Herr Cheses, de Zschaitzen werd widder läbend'ch!

Die dicke Selma floh Hals über Kopf. Erst als sie auf der Dorfstraße stand, wo der Weg nach Kleinböhla abging, hielt sie inne. Der Ort war ganz verödet, und in ihrer Angst fiel ihr ein, sie könne doch Leisegangs Emil ihr Glück mitteilen, daß die alte Zschaitzen tot und sie nun die Erbin sei. So lief sie denn spornstreichs nach Kleinböhla zu.

Das Sterbehaus blieb verlassen.

Mittlerweile kamen die Bauern heim, die ihre Ernte hereingebracht.

Der Gutsbesitzer Wünsche, den sie Gurken-August nannten, weil er im Dorf die meisten Gurken baute und die größte Nase besaß, war zuerst fertig. Er hatte Angst um seinen Hof, denn die alte Zschaitz wollte ihm nichts mehr borgen, so daß er, wenn die Alte am Leben blieb, nach Krummbechers die Anwartschaft auf den ersten Stock in ihrem Hause hatte. Deshalb schlich er sich an den Gartenzaun und spionierte. Nichts war zu sehen.

Gurken-August rief zuerst schüchtern, dann immer lauter:

— Selmo! Selmo!

Niemand antwortete. Er trat ein. Alle Thüren standen offen. Vorsichtig schlich er sich in die Wohnung. Am Schlafzimmer räusperte er sich und fragte:

— Frau Zschaitzen, wie gäht Sie 's denne?

Keine Antwort. Nun steckte er seine mächtige Zinke durch den Spalt. Er sah die Alte im Bett liegen, und da er meinte, daß sie nur schliefe, wollte er die Gelegenheit benutzen, wo sie allein war, und um Aufschub wegen seiner Zahlung bitten.

Gurken-August trat also vor ihr Bett und schrie:

— Frau Zschaitzen, wachen Se uf! 's is spät schun. Se gennen doch nich eegal kahnen. Frau Zschaitzen, keene Miedigkeet vorschitzen ....

Aber die Worte erstarben ihm im Munde. Er merkte die Wahrheit und riß aus. Der alte Goltzsche hatte einmal gesagt: „De Zschaitzen sieht wien Deibel sei Groß-mommo!"

Und daran mußte er denken.

Vor dem Hause traf er den Alten, der herumlungerte, darauf wartend, daß seine Feindin nun endlich sterben sollte.

— Gurken-August, wo streichts Dich denne her?

Der Bauer flüsterte ihm zu:

— Daß De'sch nur weeßt, de Zschaitzen is umge-standen!

Der alte Goltzsche grinste übers ganze Gesicht:

— Guttvertimmch, die hot aber longe gemährt, son urdinärer Haderlump!

Gurken-August lachte:

— Nich wahr! Mein' Hof hätt' se nu schu gerne gehott. Da gibts nu nischt mehr!

Der alte Goltzsche spuckte in großem, braunem Bogen den Pfeifensaft aus:

— Ich wär mal nauf machen un er eens geigen. Un dann wer ich se mol scheen bitten, daß se mich wieder anzeigen duht, fier dreißig Dhaler, die dreckje Qualmtute die!

Gurken-August wurde noch wütender:

— Goltzsche, was meenste. 's is doch nu eemal gemaust olles was se hott! Un unrecht Gutt, duht nich gutt!

Der alte Goltzsche wurde plötzlich ruhig. Er schob sich die Mütze mit dem großen Schirm ganz auf Nase und Augen, so daß in Form eines Halbmondes hinten die Platte frei ward. Das bedeutete bei ihm, daß er einen Einfall hatte. Und sofort sagte er mit Bestimmtheit zu dem mit der großen Nase:

— Beschuppst hott se olle. Es is ee Lug und Trug. Das geheert er ieberhaupt eegentlich von rechts wägen gar nich mähr. Ihr gennt es eich ollens mitenander wider holen, un da kan gar niemand nischt machen dagegen.

Gurken-August war doch zweifelhaft:

— Gloobste werklich?

— Na nadiehrlich. Da gibts gar kee Gesitze nich!

Gurken-August meinte zögernd:

— E scheenes Spind hättch da grade bei der Olten. 's is noch von mei Poppo fälig. Mir hott se grade e Dahler gegäben dafier. Un Dahler zwanzig is es scho wert!

Der alte Goltzsche sagte mit größter Sicherheit:

— Bist Du e dummes Luder. Da hol Dersch doch wieder redour!

Gurken-August leuchtete das zwar ein, doch er hatte noch seine Bedenken:

— Du gloobst, daß das meeglich gennte sint?

— Nu ober ganz bestimmt — de Zschaitzen hot jo keene Erben!

Gurken-August dachte noch einen Augenblick nach, aber er vertraute dem alten Goltzsche, der im Dorfe im Geruch stand, ein Rechtskenner zu sein, weil er gegen die alte Zschaitz seinen Prozeß gewonnen.

Er gab schnell dem Alten die Hand, fuhr mit dem Zeigefinger der Linken grüßend an den Mützenrand und rief:

— 'n Abend ooch!

Und lief spornstreichs in das Sterbehaus, um sich sein Spind zu holen, das ihm ja rechtmäßig zustand. Der alte Goltzsche hatte es doch gesagt und der mußte es wissen.

Der Alte aber setzte sich auf einen Prellstein vor dem Haus und schmauchte sein Pfeifchen.

Einer nach dem anderen im Dorf war mit seiner Ernte fertig geworden, und ein Bauer nach dem anderen kam heran, um sich zu erkundigen, ob die alte Zschaitz denn nun endlich tot sei.

Sie sahen Goltzsche auf dem Prellstein sitzen, deshalb fragten sie ihn, und jedem gab er scheinbar gleichmütig dieselbe Antwort, indem er sich die Pfeife in den Mundwinkel schob:

— Die Zschaitzen — is greepiert!

Dann spuckte er den Tabakssaft aus und ließ den Pfeifenstummel wieder in die gewohnte Zahnlücke rutschen.

Nun fragten die Bauern natürlich nach dem näheren. Vor allem wollten sie wissen, wer wohl das viele Geld erben möchte und die Sachen, die die Alte aufgestapelt.

Gleichgiltig erwiderte Goltzsche nur:

— Nu mir alle!

Man fragte ängstlich, wieso. Und er brummte:

— De Zschaitzen hott doch keene Verwandten nich. Da erbt das ganze Dorf nadierlich!

Und dann fügte der alte Schelm trocken hinzu:

— Ihr mecht eich schon sputen, daß ihr nich zu spät kummt. A cheder holt sich sei Sticke. Drinnen wird gedehlt . . . .

Nun lief ein Bauer nach dem andern in das Sterbehaus, weil er Angst hatte, er möchte es verpassen und weil er doch den anderen nichts gönnte.

Und mit einmal ging es wie ein Lauffeuer durch ganz Liebenwalde:

— De Zschaitzen is greepiert und hott ollens den Bauern vermocht. Jeder holt sich sei Sticke. Drinnen wird gedehlt.

Da begann denn eine wahre Völkerwanderung nach dem Hause der alten Zschaitz, vor dem es bald wie auf einem Jahrmarkt aussah. Was die Alte nur an Pfändern von den Bauern erhalten, was sie den jedesmaligen Mietsleuten abgenommen, die sie zur Bewachung auf ein halbes Jahr im ersten Stock hatte, das begann sich allmählich auf dem Hofe aufzuhäufen. Durch das ganze Dorf liefen die Bauern mit den Sachen, als ob ein Brand, eine Überschwemmung wäre, wo jeder Hand anlegt zu retten. Spinde, Buttermaschinen, Tische, Stühle, Uhren, Bänke, Eimer, Dreschflegel, Wäscheklammern, Bottiche, Betten, Kissen, Bilder, Sofas, Krippen, Fässer, Milchschalen, Teller, Gläser, Bestecke, Kummete, Sensen, Geschirre, Sicheln, Kornsäcke, Kartoffelhaufen, Kinderwiegen, Küchengeräte, Schinken, Würste, eine ganze Dreschmaschine, zwei Häckselmaschinen und ein riesiger Kirschkuchen — alles lag auf dem Hofe.

Gurken-August arbeitete wie ein Pferd. Er hatte ein Stück Zaun niedergelegt zu seinem Haus nebenan, um

die Sachen schneller durchreichen zu können. Seine Frau, die Schwägerin, drei Mädchen und sechs Jungen halfen, wie die Orgelpfeifen aufgestellt, sich die Gegenstände zuwerfend, als ob sie Maurer beim Bau wären, die Ziegelsteine abladen.

Andere hatten bestimmte Sachen in Beschlag genommen und irgend ein Familienglied zur Bewachung zurückgelassen, während sie das schon erbeutete fortschleppten.

Um den Kirschkuchen entspann sich ein wütender Kampf. Jeder wollte ihn haben, und da die Bauern an allen Enden zerrten, riß er in Stücke. Die Jungen prügelten sich um die Fetzen, die Alten zertraten in der Aufregung was zu Boden gefallen war.

Wer es irgendwie im Dorfe noch nicht wußte, daß die alte Zschaitz tot war, der erfuhr es durch das Geschrei der Zankenden und durch den Ruf, der von Haus zu Hause ging:

— Bei der olten Zschaitzen werd geerbt!

Ein einziger wollte dem Treiben Einhalt thun: der Bäcker Grosschupf. Der hatte nie etwas von der Alten geborgt, da er ein ordentlicher Mann war. Aber der bekam es sofort mit Gurken-August zu thun, der ihm mit nicht mißzuverstehender Gebärde die Faust unter die Nase hielt und schrie:

— Dir hott wol de Gusche lange nich geblutt!

Da der Bäcker Grosschupf aber ein ordentlicher Mann war, wollte er davon bleiben, zuckte die Achseln und ging seiner Wege.

Ganz zuletzt, als Hof und Haus schon fast leer war, kam mit ihrem Enkelsohn die alte Bernten gehumpelt, die Gutsauszüglerin von der Mühle, die zehn Minuten von Liebenwalde entfernt lag.

Der alte Goltzsche, der noch immer auf einem Prellsteine saß, lachte sie aus:

— Mutter, es is schiere zu spät. De Erbschaft is schon gedeehlt!

Die Alte fing an zu heulen. Goltzsche tröstete sie:

— Se sein zwar hahnebichen rumfuhrwerkt, ober guttvertanneboom eens han se vergessen!

Die Bernten fragte begierig:

— Was bleibt denne fier ne arme, olte Frau iebrig?

Der alte Goltzsche deutete mit der Pfeife auf die drei Kirschbäume, die an der Mauer standen und noch voller Kirschen hingen:

— De Kerschen!

Freudestrahlend begann das alte Weib mit ihrem Enkelsohn die Ernte, an der sich freilich sofort Gurken-Augusts sechs Rangen beteiligten.

Bald waren alle drei Bäume ratzekahl abgenommen.

Nun war in Haus und Hof nichts mehr übrig als die Bettstelle mit der alten Zschaitzen darin. Geld hatte niemand gefunden. Das hatte die Alte im Keller vergraben und ihr Geheimnis mitgenommen.

Schmunzelnd trollte der alte Goltzsche davon und sprach befriedigt zu sich selbst:

— Nu hott se de Prozeßkosten ecklig bezahlt, das olte Oas!

* * *

Als es schon dunkel wurde, kehrte die dicke Selma glückselig zurück. Sie hatte mit Leisegangs Emil schon den Hochzeitstag festgesetzt. Das Geld der alten Zschaitz, das sie sich in zweiundzwanzigjähriger Arbeit verdient, sollte ihnen gut thun.

Sofort bemerkte sie die geplünderten Kirschbäume.

Und dann die Unordnung, Papiere, Stroh, Heu, Scherben, Kirschkuchfetzen auf dem Hof.

Sie bekam einen furchtbaren Schreck und lief ins Haus. Alles leer. Nicht ein Nagel mehr da.

Außer sich stürzte sie in die Küche: alles fort, sogar ihre eigene Kommode. Ihr traten die Thränen in die Augen und sie eilte in das Sterbezimmer. Auch dort keine Nadel, kein Strohhalm mehr. Nur das Bett stand noch da mit der Toten.

Da gab ihr die Wut und Empörung Mut und sie trat heran, um im Stroh der Matratze nach dem letzten Willen der alten Zschaitz zu suchen.

Endlich fand sie das Papier.

Sie ging an's Fenster und entzifferte mit zitternden Händen mühsam bei der anbrechenden Dunkelheit das Gekritzel der Alten:

„Fier zweiundzwanzigjährige, treie Pflege schenke ich meiner lieben Dienerin Selma Viehweg de ganze scheene Kerschenernte in mein Garten.

Mei sämtliches Mobiliar, un alle Pfandubjekte oder sull haben der eenzige, där ke dummer Bauer is in Liebenwalde — denn olle sein dumme Ludasch — därn eenzgen Prozeß gegen mich gewunnen hott — Gutsbesitzer Goltzsche.“

Husar Martin

Ich denke an die Zeit zurück, wo ich noch nicht den bürgerlichen Rock trug, sondern die Attila, und allerlei Gestalten tauchen wieder vor meiner Erinnerung auf, um Leben zu gewinnen vor meinem geistigen Auge. Regimentskameraden und Freunde, von denen ich heute getrennt bin, die zum Teil das Schicksal gleich mir fortgeweht hat in andre Wirkungskreise, oder die überhaupt nicht mehr auf unsrer Erde sind. „Die Welt ist rund und muß sich drehn!"

Und da steht plötzlich wieder vor mir mein Bursche Martin mit seinem braven, treuherzigen Gesicht, wie er die Absätze zusammenschlägt und mir meldet:

— Herr Leitnant, die Stute is ooch gesattelt!

Mein Bursche Martin. Ein ausgezeichneter, braver Kerl, der beste Bursche, den ich gehabt habe während der zehn Jahre, die ich die Attila trug.

Er war mittelgroß, untersetzt und kräftig, hatte einen kurzgeschorenen, schwarzen Kopf und einen Anflug von Schnurrbart. Was ihn ganz besonders auszeichnete, war seine ungeheure Ruhe und Häuslichkeit. Niemals eigentlich ging er fort. Auch Sonntags nicht, wenn ich es ihm anbot. Immer wollte er lieber zu Hause bleiben. Wenn ich ihn dann wohl einmal fragte:

— Martin, gehen Sie nicht aus? — so überlegte er es sich eine Weile, bis er endlich sagte:

— Zu Befehl, Herr Leitnant.

Dann gab ich ihm manchmal einen Thaler mit den Worten:

— So Martin, na da amüsieren Sie sich mal dafür!

Und er dankte. Ich folgte einer Einladung oder dergleichen. Kam ich dann aber etwa so gegen acht Uhr abends nach Haus, so öffnete mir Martin. Und wenn ich ihn fragte, ob er denn nicht ausginge, entgegnete er jedesmal:

— Ich wollte lieber derheem bleiben, Herr Leitnant!

Wie ich später herausbekam, sparte er sich das Geld, das er von mir erhielt, um es seiner alten Mutter zu schicken, die Gutsauszüglerin in seinem Heimatsdorfe Langhennersdorf war. Statt sich wie die andern zu unterhalten, blieb er auf seiner Stube sitzen und schnitt und leimte sich etwas zusammen. Kleine Kästchen, Photographierahmen und dergleichen. Er war, wie wir es bei uns in Sachsen nannten, ein „Bastelfritze".

Oder er ging in den Stall und sah nach meinen Pferden. Pferde liebte er über alles. Nie sind meine Tiere so vorzüglich gewartet gewesen wie damals. Er setzte seinen Stolz darein, daß sie stets saubere Hufe hatten, immer die Mähne und den Schweif gut ausgelesen, staubfrei und glatt gebürstet, und vor allem, daß sie sich im Haar spiegelblank hielten, auch im Winter, obwohl mein Stall nicht besonders warm war.

Im Stalle hockte er immer. Er hatte ewig an den drei Tieren zu thun, zu kämmen, zu striegeln, zu bürsten, oder die Streu zu machen, an den Zäumungen zu putzen, die Sättel zu waschen. Und über den Pferden vergaß er das, was im Leben seiner Kameraden sonst keine geringe Rolle zu spielen pflegt: den Schatz. Er hatte mit keiner Köchin, keinem Stubenmädchen Freundschaft geschlossen und besuchte nie den Tanzboden.

Ich sprach einmal mit ihm darüber, das war zu Gelegenheit des Schwadronsballes, zu dem er freilich gekommen war, weil alle kamen, aber bei dem ich ihn in einer Ecke stehen fand, ohne zu tanzen. Ich fragte:

— Na Martin, tanzen Sie denn garnicht?

— Nein, Herr Leitnant!

— Warum denn nicht?

— Ich wersch erscht mal abwarten, Herr Leitnant!

Lachend gab ich ihm ein paar Cigarren, dann faßte ich die Frau „Wachtmeestern" um die Taille und walzte los. Als wir an ihm vorbeikamen, sah ich ihn mit ein paar andern am Tisch sitzen und rauchen.

Ich erledigte noch meine weiteren Pflichttänze mit der Frau unsers Rittmeisters, die auch erschienen war, und mit der „Vizewachtmeestern" und so fort. Dann leerte ich pflichtschuldigst mit den älteren Unteroffizieren ein Glas Bier auf das Wohl des Regiments und ging nach Hause.

Wer öffnete mir? Martin!

— Nanu! Martin, ich denke, Sie wollten noch tanzen?

Er antwortete mit einer Redensart, die unsre Husaren gebrauchen, um anzudeuten, daß sie krank sind. Er sagte:

— Mir war nicht recht hübsch, Herr Leitnant!

Das Manöver kam, das letzte, das Martin in seiner Dienstzeit erleben sollte, denn er war mit seinen drei Jahren fertig und wurde im Herbst zur Reserve entlassen.

Im Manöver war mein Bursche ganz vorzüglich. Er wußte mir mein Quartier angenehm und behaglich zu machen, er warf, wenn ich beim Bauer lag, die entsetzlichen Federkissen heraus und verschaffte mir statt dessen eine Pferdedecke. Er bestellte mir das Essen möglichst wenig fett, und im Stall sorgte er dafür, daß wir einen Kastenstand bekamen und daß gelüftet wurde. Etwas, was sonst der Bauer nicht immer kennt.

Ganz am Ende des Manövers — ich führte die Schwadron für den gestürzten Rittmeister — kamen wir in ein großes, schönes Dorf der Elbniederung. Es hieß, glaube ich, Damnitz. Dort blieben wir über eine Woche.

Ich lag bei Gutsbesitzer Fiedler in Nummer 16, gerade neben dem Gasthaus. Das Dorf hatte wie gewöhnlich nur eine Hauptgasse, zu deren beiden Seiten die Häuser standen. In der Mitte der Straße befand sich eine Wiese, auf der ungezählte Gänse herumliefen und schrieen, und gerade vor dem Wirtshause ein Tümpel mit verhältnismäßig klarem Wasser. Wir stellten regelmäßig gegen Abend die Pferde hinein, deren Beine bei den Übungen am meisten gelitten hatten.

Mein Zimmer war die „gute Stube" des Bauern und lag an der Ecke mit dem Blick auf die Dorfstraße einerseits und in den Garten des Wirtshauses nach der andern Seite.

Wir waren sehr spät eingerückt, das Manöver hatte ganz besonders lange gedauert. Da wir die Nacht vorher biwakiert hatten und ich am Morgen eine anstrengende Offizierspatrouille gehabt, fühlte ich mich ein wenig abgespannt. Ich entledigte mich der Stiefel und legte mich auf das alte, harte Sofa in meinem Zimmer.

Vom Hofe unten klang das regelmäßige Aufstoßen der Striegel herauf, die Martin beim Pferdeputzen auf die Steine aufschlug, um den Staub und Schmutz daraus zu entfernen.

Sonst war vollkommene Stille, kein Wind, und man hörte alle Laute des Bauernhofes: das dumpfe Muhen aus dem Kuhstall, das Kettenrasseln des Hofhundes. Ab und zu quietschte einmal eine Treppenstufe, wenn jemand mit bloßen Füßen heraufkam.

Da war es mir, als ob Martin auf dem Hofe spräche.

Immer hörte ich seine brummige Stimme. Zuerst dachte ich, er unterhielte sich mit meiner Fuchsstute Georgette, die er sehr gern hatte — das einzige, weibliche Wesen, das er sogar manchmal küßte — aber soviel ich wußte, putzte er den Wallach, und mit dem sprach Martin sonst nie. Er war nicht sehr liebenswürdig, ein bißchen kitzlich — genug, Martin mochte ihn von den drei Pferden am wenigsten gern. Plötzlich war es mir, als antwortete ihm eine weibliche Stimme.

Martin und ein Frauenzimmer? Das schien mir doch höchst sonderbar, fast unmöglich. Ich sprang auf und trat ans Fenster: Martin stand — richtig, wie ich vermutet, mit dem Wallach — an der niedrigen Hofmauer und war beim Putzen. Ab und zu hielt er inne, neigte sich zum Nebengrundstück und sprach mit einem weiblichen Wesen.

Es war ein schlankes, wie es schien, großes Mädchen mit blondem Haar, nach Art der Dorfleute durch Wasser an den Kopf geklebt. Das verrieten die dunklen und nassen Stellen an Scheitel und Schläfen. Sie trug sich etwas städtischer als die Mädchen sonst im Dorfe.

Kaum hatte ich sie gesehen, als vom Wirtshause her eine Stimme rief:

— Marie, wo sein Sie denne eegal?

Und mit einem: „Komm' schon!“ drückte sie Martin über die Hofmauer herüber die Hand und verschwand im Garten des Wirtshauses. Martin sah ihr aufmerksam nach, dann begann er wieder zu putzen.

Eine Stunde später brachte er mir das Abendessen. Er war ganz so wie sonst. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, als er saure Milch, Brot und Eier, mein gewöhnliches Manöveressen, auf den Tisch stellte:

— Nanu Martin, ich denke, Sie verachten die Mädel ganz?

Er wurde dunkelrot und sah mich erstaunt an.

Ich fragte:

— Wer war denn die an der Mauer?

— Das Freilein vom Gasthaus, Herr Leitnant!

Und ich fuhr fort, um ihn in Verlegenheit zu setzen:

— Aber Martin, sind Sie denn im Manöver anders geworden?

Martin platzte heraus:

— Wir sein ‚Landser', Herr Leitnant!

Unter „Landser" verstehen unsre Leute, daß sie aus derselben Gegend, aus demselben Orte sind.

Dann verschwand Martin schleunigst.

Der nächste Tag war Rasttag. Als Höchstkommandierender in Damnitz hielt ich früh „blanke Pferde" ab. Am Nachmittag sollten die Leute ihr Zeug in Stand setzen und Pferd und Mann sich erholen. Martin hatte meine drei Tiere geputzt und war fertig mit allem. Er kam zu mir in mein Zimmer:

— Haben Herr Leitnant noch Befehle bis zum Abendstall?

— Nein, Martin — warum?

Er rieb sich die Hose mit den Fingerspitzen:

— Ich mechte ooch mal fortgehen, Herr Leitnant.

Da fiel mir die „Landser" vom Wirtshause ein:

— Sie wollen wohl mal rüber?

Martin war immer ehrlich. Er wurde wieder rot und sagte:

— Zu Befehl, Herr Leitnant!

— Na gut — meinetwegen!

Ich hatte mich mit einem Reserveoffizier meiner Schwadron, der auf einem einzelnen Gehöft zehn Minuten entfernt lag, verabredet, uns im Wirtshause zu treffen.

Da es in der Hinterstube sogar ein Billard gab, so spielten wir eine Partie. Das Mädchen, mit dem Martin gesprochen, die Marie, brachte uns das Bier. Sie sah, in der Nähe betrachtet, nicht übel aus. Ich konnte es mir nicht versagen, sie zu fragen:

— Sie sind aus Langhennersdorf?

Sie fuhr herum und lachte:

— Jawohl, Herr Leitnant, aus Langhennersdorf! Warum denne?

Dabei hatte sie etwas Forschendes, Verschlagenes, das mir nicht gefiel. Ich antwortete:

— Ich frage, weil mein Bursche auch aus Langhennersdorf ist.

Sie that ganz gleichgiltig:

— Das kennte schon sein!

Da vermochte ich mich nicht enthalten zu sagen:

— Sie kennen ihn ja. Martin —

Listig sah sie mich von der Seite an:

— Martinen, na ja — e ganz hübscher Mann!

Dann huschte sie hinaus.

— Das ist aber ein Racker, die hat's faustdick hinter den Ohren! — meinte lachend der Reservekamerad.

Als wir nach einer Stunde gingen und durch die Vorderstube kamen, standen mehrere Husaren auf, die dort gesessen hatten. Unter ihnen Martin. Er befand sich dicht am Büffett.

Absichtlich sah ich ihn nicht an. Draußen vor dem Wirtshaus lungerten ein paar junge Leute herum, wie so oft in den Dörfern, wenn Feierabend ist. Einer davon hatte dicht am Fenster gestanden und hineingeblickt. Er wich in dem Augenblick zurück, als wir vorüberkamen. Es war ein großer Kerl mit hübschem Gesicht, das nur, trotz des dichten Schnurrbartes, durch eine Hasenscharte

entstellt wurde. Und als ich mich dann von meinem Kameraden getrennt hatte und in meiner Stube zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich denselben Kerl wiederum am Wirtshause herumlungern.

Martin kam aus der Thür. Es war Zeit zum Abendstall. Die Marie, seine Landsmännin, gab ihm das Geleit. Sie sprachen noch miteinander. Da trat plötzlich der mit der Hasenscharte dazu. Das Mädchen verschwand sofort. Martin schien ganz ruhig seinen Weg fortsetzen zu wollen, er gab sich offenbar Mühe, gar nicht auf den andern zu achten, der bis an unsern Hof nebenherging, ohne ein Wort zu sprechen, nur immerfort drohende Blicke werfend. Ganz gleichmütig und gelassen schlug ihm Martin das Hofthor vor der Nase zu.

Wieder brachte mir mein Bursche das Abendbrot: meine gewohnte Milch, mit Brot und Eiern, und dabei befragte ich ihn:

— Wer ist denn der lange Kerl, der bis ans Thor hier mitlief?

— Ee Brunnenmacher aus Seifertsdorf, Herr Leitnant.

— Was wollte er denn von Ihnen?

Martin stockte.

— Nun, Martin?

Endlich kam es heraus:

— Er is wutig wegen de Marie, Herr Leitnant.

Der nächste Sonntag war der letzte Tag in Damnitz, denn am Montag nach den Übungen sollte der Rückmarsch in die Garnison angetreten werden.

Im Wirtshause war für diesen Abend Tanzmusik angesetzt, und ich hatte unsern Leuten den Besuch gestattet, jedoch nur bis elf Uhr abends, sonst gab es zu viel gedrückte Pferde am nächsten Tage, von denen, die auf dem Marsche schliefen.

Wie ich gar nicht anders erwartet, bat Martin um die Erlaubnis, nachdem er abends die Pferde versorgt, zu Tanze gehen zu dürfen. Ich gab sie ihm mit den Worten:

— Na Martin, es ist ja das letzte Mal! Sind Sie denn nicht traurig? Sie sehen doch nun die Marie nicht wieder!

Doch er wehrte sich gegen die Behauptung:

— Herr Leitnant, wenn ich nausgehe (damit meinte er zur Reserve), wenn ich nausgehe in drei Tagen, da wär ich sie wiedersähen!

Ich verstand ihn nicht:

— Wiedersehen? Sie gehen doch nach Hause, nach Langhennersdorf?

— Zu Befehl, Herr Leitnant!

— Die Marie ist aber doch hier.

Freudestrahlend verkündete mir Martin:

— Zum erschten Oktober macht se heem, Herr Leitnant.

Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen:

— Nun — und was wird denn dann?

— Mir machen derheeme een ‚Biedchen‘ auf, Marie un ich, mir zwee beede, ich hab' der Mutter schon geschrieben, Herr Leitnant!

Nun war ja alles gut und in Ordnung. Martin als „Biedcheninhaber“ in Langhennersdorf, das war also des Pudels Kern! Ich blieb den Abend auf meinem Zimmer. Der Kamerad von der Reserve war zu Bekannten auf ein Nachbargut geritten. Ins Wirtshaus gehen konnte ich heute natürlich auch nicht, deshalb nahm ich ein Buch vor und begann zu lesen.

Von drüben klang die Musik ununterbrochen herüber. Wie mir Martin erzählt, bliesen unsre Trompeter mit Unterstützung von ein paar Husaren, die notdürftig irgend

ein Instrument handhaben konnten. Schön klang es natürlich nicht.

Als es dunkel zu werden begann, entflammten im Wirtshause allmählich die Lichter. Ich vermochte von meinem Zimmer aus nur die erleuchteten Fenster des nach hinten an den Garten angebauten Tanzsaales zu erkennen, dagegen nicht in das Innere hineinzublicken, da mir die Zweige von ein paar Ahornbäumen die Aussicht verbargen.

Das Stampfen und Schlürfen der Tanzenden schlug an mein Ohr, dazu der übermäßig langsame Walzer der Trompeter. Ein Stück löste das andre ab. Meistens Walzer, für den die Soldaten eine große Vorliebe haben, seltener ein Galopp oder gar eine Polka.

Da klopfte es, und mein Wirt, Gutsbesitzer Fiedler, trat ein. Er war ein derbknochiger, großer Bauer mit glattrasiertem, freundlichem Gesicht. Treuherzig ging er auf mich zu, hob die Hand und schlug sie nach Bauernart linkisch in die dargebotene Rechte.

— 'n Abend ooch, Herr Leitnant. Ich steere doch nich? Ich wollte nämlich bloß mal anfragen, wie's mit'm Tanzen is. Meine Alte is drieben und meine Tochter ooch. Sie sein Ihrer wohl weise geworden, Herr Leitnant. Die große Blonde — nämlich —

Er hielt inne, und ich sagte, obwohl ich seine Tochter nicht bemerkt hatte, freundlich:

— Natürlich, ja, ja — ein hübsches Mädel — nicht wahr —

Der Bauer grinste:

— Na hibsch am Ende gerade nich, aber e strammes Mädel is se scho — un gut zufassen duht se ooch in der Wirtschaft. Da is nu nischt zu sagen —

Wieder hielt er inne. Aber ich wußte schon, was das bedeuten sollte: er war von den Frauenzimmern ab-

gesandt, um mich hinüberzuholen, damit ich mit ihnen tanzen sollte, zum mindesten einmal mit der Tochter. Sie hatten die Mühe, den Offizier bei sich einquartiert zu haben, nun wollten sie auch wenigstens den Vorteil davon genießen, daß die andern Weiber sich vor Neid grün ärgerten, wenn der Leutnant mit ihnen tanzte. Ich kannte das. Ging ich nicht hin, so nahmen es meine braven Wirtsleute wahrscheinlich übel und legten es mir falsch aus. „Der is stulz," wie es dann wohl hieß. Ging ich aber hin, so störte ich unter Umständen meine trefflichen Husaren, denen die Anwesenheit des Vorgesetzten die Freude beschnitt, da sie sich doch mehr oder weniger durch meine Gegenwart im Zwang fühlten. So zögerte ich denn, bis Gutsbesitzer Fiedler fragte:

— Nu Herr Leitnant, wie wärsch denn also?

Ich schlug kurz entschlossen ein, schnallte den Säbel um, nahm Handschuhe und Mütze und ging mit.

Der Saal war gestopft voll. Natürlich herrschte unerträgliche Hitze, die durch den Tabaksqualm noch erhöht wurde. Ganz hinten rechts saßen Mutter und Tochter Fiedler. Sie standen verlegen auf, als wir kamen.

Ein Unteroffizier hatte „Richt euch" rufen wollen bei meinem Eintreten, ich winkte jedoch natürlich ab, um die Freude nicht zu stören.

Erst auf vieles Zureden brachte ich die Familie Fiedler dazu, sich zu setzen. In Gegenwart der andern sprach der Bauer kein Wort mehr, sondern lächelte nur verlegen. Auch die blonde Tochter schwieg. Nur Frau Fiedler war gesprächig. Sie fiel sofort über mich her und hatte mir in zwei Minuten ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, daß sie die Tochter eines Lehrers sei und in einem „Bangsionat" gewesen sei und dergleichen mehr, um mir ihre „Bildung" zu beweisen.

Der Bauer saß dabei und blickte stolz auf seine Frau, indem er nickte, sobald sie irgend etwas sagte, was sie in meinen Augen herausstreichen sollte. Ich hatte mir schnell die Geschichte dieser beiden zusammengereimt: arme Lehrerstochter — reicher Bauer — „Mesalliance“ — Opfer wegen materieller Interessen — Heirat — und so weiter — und so weiter.

Eine Flasche Wein hatte ich bestellt, und die Familie Fiedler leerte sie ganz flott, wahrscheinlich um sich mit echter Bauernpfiffigkeit für die Einquartierung schadlos zu halten.

Um dem Redeschwall der Frau Fiedler zu entgehen, erhob ich mich und forderte sie zum Walzer auf.

Sie machte eine unendlich komische, tiefe Verbeugung, bei der sie ganz in sich zusammensank, und dann drehten wir uns im Kreise, das heißt ich drehte mich, und sie wippte immer von einem Bein auf das andere. Endlich konnte ich sie wieder an unserm Tische absetzen. Die Tochter kam dann an die Reihe. Sie, die nicht „fein thun“ wollte, tanzte viel besser den bekannten, unendlich langsamen Dreher der Bauern, der mit andächtigster Miene, ernstesten Zügen wie eine schwere Arbeit verrichtet wird.

Wir waren fertig. Endlich gewann ich Zeit, mich im Saale umzusehen. Martin tanzte nicht. Er lehnte in der Nähe des Büffetts, an dem das Bier ausgegeben wurde. Als er meiner ansichtig ward, nahm er stramm Stellung.

Marie lief im Saale herum und brachte den Gästen an den Tischen die Getränke. Sie war beschäftigt, darum tanzte Martin nicht.

Bloß zwischendurch bat er sie hastig um einen Tanz. Sie setzte die Bierkrüge fort, die sie in der Hand trug, wischte sich die Finger an der Schürze ab und schritt mit

meinem Burschen die drei Stufen zum Parkett des Saales hinab.

Dabei war es mir, als ob sie sich, ohne daß Martin es merkte, umdrehte und leicht mit den Achseln zuckte. Ich folgte der Richtung ihrer Blicke und sah fast neben mir auf der andern Seite des Büffetts den Seifertsdorfer Brunnenmacher stehen, der einen roten Schädel hatte, als ob er betrunken sei.

Martin tanzte mit dem Mädchen nur einmal herum, denn sie hatte ja keine Zeit. Ich verfolgte seinen schwarzen Kopf durch das Gewirr auf dem Parkett und sah, wie er seine Tänzerin eng an sich gedrückt hielt, indem er sich ihre rechte Hand in die Hüfte setzte und seine Backe fest an ihre legte. Etwas Besonderes war eigentlich nicht daran, denn so pflegten es unsre Leute alle zu machen.

Aber als er zurückkam und mit einer förmlichen Verbeugung, die ich dem braven Martin nie zugetraut hätte, das Mädchen losließ, trat plötzlich der Brunnenmacher auf sie zu und sagte ihr laut:

— Marie, du wirscht ooch mit mir eenen riskieren.

Sie zögerte und sah Martin ängstlich an, der sie bei der Hand nahm und sie fortziehen wollte.

Aber der Brunnenmacher litt es nicht:

— Marie, komm zu mir, oder —

Dabei machte er eine Gebärde mit der abgespreizten Hand, als wollte er dem Husaren eine Ohrfeige geben, doch dieser beherrschte sich vollkommen, that so, als hätte er nichts vernommen und zerrte bloß das Mädchen fort.

Der Wirt und ein paar Leute in der Nähe schoben sich dazwischen, sodaß die Gruppe getrennt ward.

Ich aber hielt es an der Zeit, mich davon zu machen. Betrunkenen soll man aus dem Wege gehen, vor allem aber war es bei uns Offizieren stillschweigendes Überein=

kommen, in solchen Lagen beiseite zu bleiben. Helfen konnte ich doch nicht. Ein Einschreiten war immer bedenklich, denn wenn ich den Husaren, die womöglich auch ein wenig zu viel am Büffett gethan hatten, etwas befahl, so mußte ich auch dafür sorgen, daß meinem Befehle gehorcht wurde. Geschah dies aber nicht sofort, so lag ein Fall von Gehorsamsverweigerung vor, bei dem nach militärischem Rechtsgrundsatz Trunkenheit kein Strafmilderungsgrund war.

Ich steuerte deshalb schleunigst durch den Saal zu meinen Wirtsleuten am Tisch, um mich schnell zu verabschieden, und freute mich, daß die Sache noch so vorübergegangen war. Denn es schien wieder alles in Ordnung zu sein. Musik und Tanz gingen ruhig weiter, und die Ansammlung am Büffett hatte sich wieder verlaufen.

Um allem vorzubeugen, beschloß ich, nachdem ich im Freien wäre, den Wachtmeister rufen zu lassen und ihm zu sagen, er möchte mir Martin sofort ins Quartier schicken, in meinem Stall wäre ein Pferd los. Dadurch entriß ich den armen Kerl aller weiteren Gefahr.

Eben wollte ich Frau Fiedler ein Wort sagen, als sich plötzlich am andern Ende des Saales nochmals Lärm erhob. Ich hörte deutlich den Brunnenmacher rufen:

— Ihr gloobt wohl, ihr seid mehr wie wir Civilisten, daß ihr eenem nur so die Mädel wegnehmen könnt. Ihr dummen Pfefferkuchenreiter ihr!

Sofort schrieen mehrere Stimmen durcheinander, und die Tänzer ließen ihre Tänzerinnen los. Der Lärm wuchs. Die Husaren kamen von allen Seiten herbei.

Martin rief:

— Halt's Maul, rate ich dir!

Und dann der Brunnenmacher:

— Komm nur mal ran!

Deutlich vernahm ich wieder Martin:

— Gloobst du, ich fürchte mich vor so'n lapp'gen Brunnenaugust!

Da stürzte sich der Brunnenmacher auf meinen Burschen. Sie fuhren aufeinander, packten sich und rangen.

Die Musik schwieg. Alles erhob sich. Auch Fiedlers waren aufgesprungen. Die Tische leerten sich, und alles drängte zu den Kämpfenden hinüber.

Ruhig mit ansehen durfte ich das nicht, da ich nun unglücklicherweise einmal dabei war.

In dem Getöse, das sich erhoben hatte, wäre meine Stimme doch verhallt. Schon stand ich ganz allein im Hintergrund des Saales, während alles nach vorn gelaufen war, um die Streitenden zu umringen.

Deshalb rief ich schnell Trompeter Wohlfahrt herbei, den ältesten meiner Trompeter, der die Tanzmusik leitete:

— Trompeter Wohlfahrt, gehen Sie sofort hinaus und blasen Sie ‚Eskadronsruf'!

Der dicke Trompeter sah mich einen Augenblick verdutzt an: er wußte garnicht, wie ihm geschah. Das alles war so schnell gekommen. Aber der Gehorsam fuhr ihm in die Glieder, und als ich noch „Aber Trab" hinzufügte, lief er mit einem: „Zu Befehl, Herr Leutnant" davon und sprang, da er sich keinen Weg zu bahnen vermochte, findig, als echter Husar, mit einem Satz durch das offene, niedrige Fenster in den Garten.

Während ich unruhig auf das Signal wartete und näher heranging, tobte der Lärm weiter. Von allen Seiten waren Husaren auf den Brunnenmacher eingedrungen, den eine Horde Bauernjungen verteidigte. Die Frauenzimmer waren kreischend in eine Ecke geflohen. Wirt, Gutsbesitzer Fiedler und der Wachtmeister suchten zu beruhigen. Es half nichts. Schon hoben sich die Fäuste — als

endlich von der Straße her schmetternd Trompeter Wohlfahrts Signal ertönte.

Ein paar Husaren horchten auf.

— Schwadronsruf! — riefen sie. — Was ist denn los? — Ruf der dritten Eskadron.

Und der Wachtmeister schrie, so laut er konnte:

— Husaren —! Husaren!

Ein Augenblick wurde gezögert — dann griffen ein paar zu den Säbeln und Mützen, und die ersten stürmten davon. Die Streitenden trennten sich. Auf der einen Seite sah man nur noch schwarze Röcke, auf der andern Attilas.

Und als wiederholt das Signal von draußen klang, lockerten sich die Reihen der Husaren ganz. Alle eilten ins Freie. Nur der Wachtmeister blieb noch zurück, um zu überwachen, daß sich auch alle entfernten.

Martin war der letzte, der ging. Trotzig stand der Brunnenmacher da und stemmte seine Arme ein. Marie lehnte kreidebleich am Büffett.

Als Martin sich umwandte, rief ihm sein Gegner höhnisch zu:

— Die kleenen Jungen missen zu Bette gehn. Schnetterengteng wird geblasen. Geh' nur hibsch schlafen. Wir tanzen weiter — nich wahr, Marie?

Dabei schritt er auf das Mädchen zu und faßte sie um die Taille.

Martin hatte noch einmal gezögert. Plötzlich ward er purpurrot, als er sah, wie der Brunnenmacher Marie anrührte, stieß einen Wutschrei aus und stürzte sich auf seinen Feind. Aber dieser ergriff im letzten Augenblick ein Bierglas und ließ es mit aller Wucht auf Martins Kopf niedersausen, daß die Scherben herumspritzten.

Ich sprang herzu. Martin lag blutüberströmt am Boden. Er regte kein Glied. Die Bauernjungen wurden

plötzlich ernüchtert, als sie das Blut sahen, und drängten fort, während der Brunnenmacher stehen blieb. Das Mädchen war verschwunden.

Ein paar Unteroffiziere kamen herbei. Ich ließ den Brunnenmacher festnehmen.

Sofort wurde Martin auf einen Tisch gehoben, von dem wir die Gläser eilig abräumten, wir knebelten ihm die Attila auf und lösten die Halsbinde — wir erkannten es sehr bald — er war tot!

Der Saal hatte sich geleert. Nur der Wachtmeister und ich standen noch neben dem Tisch, auf dem der arme Martin lag, und in dem Augenblick — wie es einem manchmal sonderbar geht — dachte ich plötzlich an meine Fuchsstute Georgette, das einzige, weibliche Wesen, das er geküßt hatte, das nun keinen Pfleger mehr besaß.

Aber da klang von neuem das Signal. Der königliche Dienst rief. Ein ander Bild. „Die Welt ist rund und muß sich drehn!"

Das Pensionat

Fräulein Elise Bendicke befand sich in tödlichster Verlegenheit: sie hatte geerbt.

Früher, als die Frage einer Erbschaft ihr noch nicht nahegetreten, wünschte sie nichts sehnlicher, als ihre wenig glänzenden Vermögensverhältnisse einmal verbessern zu können, indem sie in der Lotterie gewönne, oder einen Onkel in Amerika beerbte. Nun war ihr Traum ganz unerwartet in Erfüllung gegangen, und doch wurde sie ihres Glückes nicht froh. Sie hatte es sich so anders, so ganz anders gedacht, als es gekommen! Jetzt wußte sie eigentlich nicht einmal recht, ob sie sich freuen sollte oder nicht.

Das erste was sie that, als sie sich ein wenig von ihrem Schrecken erholt, war, in das Morgenblatt zu gucken, ob es etwa schon darin stünde. Und sie wurde rot, als sie daran dachte, es gedruckt lesen zu müssen. Erleichtert legte sie die Zeitung aus der Hand, denn nichts fand sich im lokalen Teil von der Erbschaft. Es wäre aber auch wirklich sehr unangenehm gewesen, ja fast eine Existenzfrage für sie, weil sie doch im Vorstand des Rettungsvereines saß und nicht gewillt war die Stellung aufzugeben, die ihrem unbekannten Altjungferndasein immerhin einige Bedeutung verlieh.

Fräulein Bendicke überlegte hin und her: sollte sie

verzichten auf ihren neuen Besitz? Vielleicht wäre es das beste gewesen. Und es kam ihr der Gedanke, daß sie ohne die Erbschaft doch bisher auch hatte leben müssen. Ja es gab wohl keine andere Wahl, sie mußte Verzicht leisten, hatte doch ihr ganzes Leben bisher ein Verzicht auf Glück bedeutet. Das einzige, was sie besaß, ihr Stolz, ihre Würde, die Vorstandsstellung im Rettungsverein ging unfehlbar verloren, wenn sie nicht entsagte. Es war hart und bitter aber Notwendigkeit, und in die Gewalt der Thatsachen mußte man sich fügen.

Nachdem die Erbin zu diesem Entschlusse gekommen, ward ihr etwas leichter zu Sinn. Sie setzte sich auf ihren „Tritt“, den erhöhten Sitzplatz am Fenster, an dem sie zu nähen und zu arbeiten pflegte, stellte den Spion, den Spiegel richtig ein, der draußen an der Wand angebracht war und genau den Bürgersteig unten wiedergab, mit allen Menschen, die vorübergingen, und begann ihre Nachmittagsthätigkeit: sie musterte mit angespannter Neugierde jeden, sei es Dame oder Herr, der des Weges kam.

Einmal fuhr sie zusammen, denn sie hatte Frau Geheimrat Seltenberg entdeckt, die erste Vorsitzende des Rettungsvereins, und zu ihrem Ärger gesehen, daß sie wieder einen neuen Hut trug, viel zu jugendlich natürlich. Der rote Sammet leuchtete so recht auffallend herauf. Das brachte Fräulein Bendicke wieder ihre kümmerlichen Verhältnisse in Erinnerung, und ein Wutanfall packte sie, der sie förmlich schüttelte. O, sie hätte es der eingebildeten Rätin schon gleich thun können, denn der Rechtsanwalt hatte das Haus, dessen Besitzerin sie geworden, auf mindestens 60000 Mark geschätzt.

Der „Nutzungswert“ sei nicht gut in runder Summe anzugeben, hatte er gemeint, denn es käme zu sehr auf die Persönlichkeit der leitenden Dame an. Wenn jemand

Geeignetes an die Stelle der bisherigen Besitzerin getreten wäre, so möchte sich schon ein ansehnliches Stück Geld herausschlagen lassen, denn, wie der Jurist erzählt, wäre das Geschäft bisher vorzüglich gegangen und hätte sich eines eifrigen Besuches des besten Publikums zu erfreuen gehabt.

Da erwachte plötzlich in der Seele der alten Jungfer der Wunsch, wenigstens einmal das Erbe zu sehen, mit eigenen Augen, das ihr die entfernte Verwandte hinterlassen hatte, von der sie seit Jahren nichts mehr gehört, bis die Kunde von ihrem Tode gekommen.

Fräulein Bendicke stand auf und machte sich zum Ausgehen fertig. Ihren alten Hut setzte sie auf, sie hatte kein Geld, sich einen neuen zu kaufen, dann stellte sie sich vor den Spiegel, zog die grauen Löckchen etwas zurecht, und ging.

Es war ein milder Frühlingstag, lau wehte die Luft, warm, doch nicht brennend, schien die Sonne vom Himmel herab. Alles ging spazieren, alles strömte ins Freie, was nur irgend konnte, alle Leute schritten lässig, langsam, wie man geht, wenn es einem wohl ist und man nichts zu versäumen hat.

In der Straße, wo das Erbhaus sich befand, war Fräulein Bendicke in ihrem ganzen Leben noch nicht gewesen. Sie lag abseits ihres gewöhnlichen Weges, und die alte Dame that nie etwas Außergewöhnliches. Fast war es ihr wie schlechtes Gewissen, denn sie meinte, wenn sie Bekannte träfe, erröten zu müssen. Dann hatte sie auch geradezu Angst, es möchte den Menschen auffallen, sie dort zu sehen, wo man sie sonst nicht zu finden gewohnt war. Sie legte sich die Frage vor, was sie antworten sollte, wenn etwa irgend eine der Vorstandsdamen des Rettungsvereins so nebenbei wissen wollte, was sie dort gemacht. Eine Antwort fand sie nicht.

Das jagte ihr einen derartigen Schreck ein, daß sie inne hielt und beschloß, eine andere Richtung einzuschlagen.

Aber dann siegte doch wieder die Neugierde, und sie machte männliche, große, ungewohnte Schritte, um sich Entschiedenheit zu laufen. So kam es, daß sie sich ganz unversehens am Eingang der Straße befand. Der Gedanke, umzukehren und die Flucht zu ergreifen, kam ihr wiederum einen Augenblick, dann aber stürzte sie sich mit jähem Entschluß in die schmale Gasse.

Zuerst hatte sie gemeint, es müsse darin ganz anders ausschauen, als in den übrigen Straßen der Stadt, und sie erhielt eine gelinde Enttäuschung, als sie entdeckte, daß die Häuser eigentlich keineswegs sich von anderen Häusern unterschieden.

Nur wenige Vorübergehende kreuzten ihren Weg, ein paar Geschäftsleute, dann Mann und Frau, die gemeinsam einen Handwagen zogen mit Kohlen beladen, endlich ein alter Herr, der sich stark auf seinen Stock stützen mußte, um zu gehen.

Fräulein Bendicke blickte ihn mißtrauisch an. Er schien sich nicht darum zu kümmern. Dann folgten zwei Jungen mit Schultaschen und bunten Mützen, und sie gestand sich im stillen, daß es doch eigentlich unrecht sei, die Knaben gerade diesen Weg zur Schule gehen zu lassen. Aber wie sie noch dachte, schämte sie sich über sich selbst, hier vorüberzuschreiten.

Doch, wenn sie umgekehrt wäre, so hätte sie ebenso weit zurück gehabt, wie jetzt vorwärts. Sie beschloß also, weiter zu gehen, wenn sie auch fühlte, daß ihre Tritte merklich unsicherer wurden.

Da bekam sie es mit einem Male mit der Angst, die Nummer etwa schon verfehlt zu haben, denn wenn sie sich

nun einmal doch in der Straße befand, so war sie auch fest entschlossen, nicht eher zu gehen, als bis sie das Haus wirklich gesehen hätte, das ihr gehörte. „Das ihr gehörte" — es klang so süß! Ihr Eigentum! Sie, die niemals etwas Nennenswertes besessen, war nun Hauseigentümerin! Mochte es sein, wie es wollte, es war doch rührend und ein stolzes Bewußtsein zugleich. Etwas vom Gefühl des Besitzenden überkam das alte Fräulein.

Und nun fiel ihr ein, daß sie ja die Nummer ganz vergessen hatte! Sie bekam einen großen Schreck, doch beruhigend erinnerte sie sich, ihr Notizbuch, in dem sie sich die Nummer aufgeschrieben, bei sich im Muff zu führen.

Aber um zu lesen, mußte sie stehen bleiben; und konnte das nicht am Ende auffallen? Sie blickte sich um — es kam ihr gerade niemand entgegen, deshalb wagte sie es, nachzusehen.

Richtig, es war Nummer einundzwanzig. Sie spähte vorsichtig nach den Hausnummern, indem sie sich den Anschein gab, als betrachte sie etwas ganz Gleichgültiges. Auf der einen Straßenseite befanden sich die graden, auf der anderen Seite die ungraden Nummern: fünfzehn .... siebzehn .... neunzehn ... da ... das nächste Haus, das mußte die Nummer einundzwanzig sein ....

Allerdings ... einundzwanzig .... groß stand es an der Thür, deren obere Füllung rote Glasfenster zeigte mit einer großen, weißen einundzwanzig hineingemalt. Und draußen hing eine Laterne, wiederum mit roten Scheiben und der Einundzwanzig.

Es bemächtigte sich Fräulein Bendickes doch eine gewisse Bewegung als sie sich nun wirklich ihrem Hause gegenüber sah. Und sie betrachtete es aufmerksam. Es

hatte vier Stockwerke mit regelmäßiger Fensterreihe, und schaute recht sauber und stattlich aus. Wenn es sich von den Nachbarhäusern unterschied, so war es höchstens darin, daß überall die Jalousien herabgelassen worden. In der ganzen Front gleichmäßig. Das gab am hellen lichten Tage etwas Scheues und Heimliches. Doch die Jalousien waren grün und frisch gemalt.

Nirgends zeigte sich Leben, nirgends ein Zeichen, daß es bewohnt sei.

Fräulein Bendicke ertappte sich dabei, daß sie stehen geblieben war und ihr Haus mit einem fast zärtlichen Blicke gemessen hatte. Sofort raffte sie sich auf und schritt weiter. Wenn nur niemand ihr aufmerksames Verweilen gesehen! Aber es schien so, als habe kein Mensch auf sie geachtet, und da fand sie sogar solchen Mut, daß sie es wagte umzudrehen und noch einmal ihr Besitztum in Augenschein zu nehmen.

Das Haus war wirklich stattlich! Es schaute zwar mit den geschlossenen Jalousien ein wenig sonderbar aus und vor der roten Laterne und den roten Glasscheiben der Hausthür mit der leuchtenden Nummer einundzwanzig empfand die alte Jungfer eine instinktive Scheu, aber es war doch ihr Besitz, ihr Haus, mit dem sie schalten und walten konnte wie sie wollte. Und der Stolz des Eigentums machte sie so mutig, daß sie einen Augenblick im Gefühl ihres Rechtes auf den Gedanken kam, einzutreten und in Person von ihrem Erbe Besitz zu ergreifen.

Aber das dauerte nur einen Augenblick, rechtzeitig erinnerte sie sich ihrer Stellung und ihres Rufes, und wie sie sich das so recht vergegenwärtigte, überkam sie eine derartig fürchterliche Angst vor diesem entsetzlichen Hause, dessen Bewohner auf den Weg der Sitte und Ordnung zurückzuführen sie sich nun schon fast zwanzig Jahre im

Verein bemühte, daß sie anfing zu laufen, als würde sie verfolgt.

Ohne sich auch nur umzusehen, entfloh sie die Straße hinunter, sodaß nun die Leute aufzumerken begannen.

Als sie in ihrer Wohnung wieder angelangt war, klopfte ihr noch das Herz und scheu blickte sie sich um nach allen Seiten. Das Gewissen begann ihr doch zu schlagen.

Aber was thun? Wie sollte sie davon kommen? Das Haus, ihr Haus tauchte wieder vor ihrer Phantasie auf, mit den geschlossenen Jalousien und der roten Laterne. Als sie sich zu Bett begab an diesem Abend und in ihrer schmalen, harten, altjüngferlichen Bettstelle lag, konnte sie nicht einschlafen, denn immer wieder stand das Haus, ihr Haus vor ihren Augen mit den gespenstischen, grünen Jalousien und der nun wohl schon brennenden, roten Laterne, die Jüngling, Mann und Greis anzulocken schien, um die Einkünfte zu vermehren der neuen Besitzerin, des Fräulein Elise Bendicke, Vorstandsdame des Rettungsvereins.

Am andern Morgen kam der Rechtsanwalt, die Erbin sollte entscheiden, was zu geschehen hätte. Er war ein alter, liebenswürdiger Herr mit langem, weißem Bart und dichten, schneeweißen Haaren, der schon in seinen jüngeren Jahren Fräulein Bendickes Vater als Rechtsbeistand zur Seite gestanden.

Sie klagte ihm ihre Zweifel und ihr Leid, ja sie gestand sogar schüchtern, daß sie sich ihren neuen Besitz angesehen hätte mit eigenen Augen. Dabei begann das Haus in ihrer Erinnerung doch wieder ein wenig eine freundliche Gestalt anzunehmen, und als der alte Herr fragte:

— Nun, wie hat Ihnen denn Ihr Haus gefallen? —

antwortete sie, indem sie allerdings die Augen zu Boden schlug, aber doch nicht ohne einen leisen Stolz:

— Es ist ganz stattlich, sehr stattlich sogar!

Da entschloß sich der Rechtsanwalt, weiter zu forschen:

— Und Sie wären nicht geneigt, es zu behalten?

Sie schrie fast auf vor Schreck, doch er beruhigte sie und setzte ihr auseinander, welche Schwierigkeiten ohne Zweifel einem Verkauf im Wege stehen müßten, da derselbe in Anbetracht des Heikelen der Sache ja doch nur unter der Hand stattfinden könnte. So lange müßte sie jedenfalls Besitzerin bleiben, und habe sich darauf gefaßt zu machen, als solche möglicherweise ins Adreßbuch zu kommen.

Da war es mit der Fassung Fräulein Bendickes zu Ende und sie fing bitterlich an zu weinen. Es wollte ihr nicht in den Sinn, daß der Besitz irdischer Glücksgüter so schwer erkauft sein sollte. In der Verzweiflung platzte sie heraus, der Bewohner ihres Hauses gedenkend:

— Und wenn man sie nun frei ließe?

Der Rechtsanwalt erschrak, denn er war gewohnt, lediglich den Vorteil seiner Klienten im Auge zu haben:

— Um Himmels willen, dann wäre ja das Geschäft ruiniert!

Fräulein Bendicke gedachte ihrer Vorstandsschaft und rief:

— Desto besser, das soll es ja! Vielleicht könnte man dann das Haus so verkaufen, als Zinshaus?

Doch der alte Herr lächelte überlegen, und erklärte, dort, in dieser Lage, zu Mietszwecken, wäre das Haus unverkäuflich, vollkommen unverkäuflich, es sei denn, man gäbe es weg zu einem Schleuderpreise.

Damit schied er, da er ihr Zeit lassen wollte, einen endgültigen Entschluß zu fassen.

Am selben Tage abends war Vorstandssitzung, zu

der Fräulein Bendicke nur mit Zittern und Zagen erschien, da sie fürchtete, etwa auf ihre Erbschaft hin angesprochen zu werden. Und wirklich erkundigte sich auch Frau Geheimrat Seltenberg nach dem Hause, indem sie etwas spitz fragte:

— Mein liebes Fräulein, ist es denn wahr, daß Sie ein Haus geerbt haben?

Es mußte also irgendwie bekannt geworden sein.

Die alte Jungfer erschrak aufs tiefste, war doch die Vorsitzende dafür bekannt, obwohl sie selbst für den Verein kein pekuniäres Opfer brachte, daß sie die Mitglieder auf das unbarmherzigste quälte, hier und da beizusteuern und eine Zuwendung zu machen.

— Was ist denn das für ein Haus, mein liebes Fräulein? — klang da von neuem der Geheimrätin Frage, und Fräulein Bendicke stotterte in ihrer Verlegenheit, Not und Verzweiflung, weil sie sich gar nicht anders mehr zu helfen wußte:

— Ein Pensionat!

— Nein so was, ein Pensionat!

Von allen Seiten empfing die glückliche Erbin Glückwünsche über Glückwünsche, und mit jedem Worte stieg ihre Verlegenheit.

Von diesem Augenblick an ward sie überlaufen mit brieflich Anfragen über die Preise, was sie für Kost biete, ob es sich einer gesunden Lage erfreue, wie viel junge Damen Aufnahme fänden und in welchem Alter, in welchen Fächern Unterricht erteilt werde, kurzum alles, was zu wissen nötig schien.

— Werden Sie selbst die Leitung übernehmen? — fragte der eine und eine alte Dame wollte für ihre Enkelin das Pensionat persönlich besichtigen, sodaß Fräulein Bendicke nun mit ihrer Weisheit zu Ende war und auf dem Punkte stand alles zu beichten, nur um keine Briefe mehr zu be-

kommen und keine Besuche, die ihr den Schlaf raubten und, wenn das so fort ging, sie drohten wahnsinnig zu machen.

Dabei zitterte sie doch immer vor dem Augenblick, wo die Wahrheit an den Tag kommen möchte, und schließlich gelangte sie zur Überzeugung, daß es nur einen Weg gäbe ihre Lüge wieder gut zu machen: reuigen Herzens dieses Erbe, an dem nun Unrecht über Unrecht klebte, von sich zu thun und dem Rettungsverein zu überweisen, der an derselben Stätte, da gesündigt worden, ein Haus der Umkehr errichten mochte. Es schwebte ihr vor die Stelle zu entsühnen, wie man wohl dort in alten Zeiten eine Kapelle baute, wo einst eine Unthat geschehen.

Nun gefiel sie sich in diesem heroischen Entschlusse und malte sich schon den Augenblick aus, wenn sie in der nächsten Vorstandssitzung erklären würde, sie mache ihr „Pensionat“ im Werte von mindestens 60000 Mark ohne die Einrichtung zu rechnen, dem Vereine zum Geschenk, damit er, der bisher nur mit seinen Veranstaltungen zur Miete wohnte, ein eigenes Haus besäße.

Und wieder setzte sie sich den Hut auf, sie besaß nur den einen, zog sich vor dem Spiegel ihre grauen Löckchen zurecht und ging aus: sie wollte noch einmal einen Abschiedsblick auf ihr „Pensionat“ werfen.

Mit stiller Rührung ging sie die Straße entlang, in der es lag, und schon von weitem sah sie die rote Laterne und die ewig herabgelassenen, grünen Jalousien. Ach es war doch stattlich ihr Haus! Ein paar Thränchen drohten der alten Jungfer über die mageren Wangen zu rinnen, sie faltete die Hände und blieb gerade gegenüber stehen.

Immer starrte sie hinüber auf das leblose Gebäude, bis sie sich aus ihren Träumen riß und sich anschickte weiter zu gehen. Noch einen letzten Blick warf sie

auf das „Pensionat“ dann liefen ihr doch die Augen über, daß sie nichts mehr erkennen konnte und langsam fortging.

Jetzt war ihr das Haus nicht mehr schrecklich, sondern gewissermaßen eine liebe Erinnerung. Freundlich leuchtete die rote Laterne in ihre Träume und fast anheimelnd kamen ihr die grünen Jalousien vor.

Als sie dem Rechtsanwalt ihren Plan erzählte, war er zuerst außer sich, dann aber sah er es ein und schließlich meinte er sogar:

— Sie hätten wahrscheinlich doch keine reine Freude davon gehabt.

Der Rettungsverein ernannte Fräulein Bendicke, als sie ihren Entschluß kund gab, sofort durch Akklamation zur Ehrenpräsidentin.

Das that ihr sehr wohl, darüber verschmerzte sie es ihren alten Hut weiter tragen zu müssen.

Aber die Herren im Vorstand waren gute Rechner. Sie fanden, daß der notwendige Umbau viel Geld verschlingen würde und die Lage des Hauses wegen seiner nicht besseren Nachbarschaft für die Zwecke des Vereines unmöglich sei.

Es hätten verhängnisvolle Irtümer stattfinden können.

Deshalb beschloß man dasselbe zu thun, was der Rechtsanwalt der alten Jungfer geraten hatte: auf einen Käufer zu warten.

So geschah es des guten Zweckes halber, daß es bis auf Weiteres so blieb und im Adreßbuche richtig als Besitzer des „Pensionates“ des Fräulein Bendicke, stand: Eigentümer — der Rettungsverein.

Als er es gelesen sagte der alte Rechtsanwalt trocken zu Fräulein Elise Bendicke:

— Ihr Verein beschafft sein Material aus Ersparnisrücksichten nunmehro — gleich selbst.

Und die Ehrenpräsidentin antwortete schmerzlich bewegt im Gedanken an ihre hochherzige Stiftung, indem sie seufzte:

— Das hätte ich am Ende auch selber gekonnt!

Der Spiegel

Heute habe ich lange vor dem Spiegel gesessen und hineingesehen. Lange, aufmerksam habe ich mich betrachtet, jeden Zug meines Gesichtes verfolgt, von allen Seiten einen neuen Eindruck gewonnen. Eitel bin ich nie gewesen, so blieb ich denn auch nie länger vor dem Spiegel als es gerade nötig war, um mir den Scheitel zu ziehen, die Haare zu bürsten. Auf mein Gesicht habe ich niemals dabei geachtet. Heute nun blickte ich es lange an. Wie sonderbar ist es doch eigentlich, uns selbst zu sehen! —

* * *

Wieder schaute ich in den Spiegel. Ich drehte mich, und mein Bild drehte sich mit. Allerlei Stellungen suchte ich einzunehmen, um mir selbst auszuweichen, aber jedesmal fand ich mich doch wieder. Ich konnte mir nicht entgehen. Da schaute ich denn gerade hinein und nun erblickte ich zum ersten Male Runzeln und Falten. Sie sind im Laufe der Jahre gekommen. Ich habe es nicht bemerkt. Das macht, ich bin alt geworden. Der Spiegel muß einem das erst sagen? — Ich legte ihn aus der Hand . . .

* * *

Aber ich nahm ihn doch wieder vor und sah hinein. Lange, lange. Früher war mein Gesicht glatt, unbeschrieben.

Die Jahre haben alle ihre Zeichen zurückgelassen. Jetzt steht eine ganze Geschichte in meinen Zügen — verworren zwar — für mich — aber ich weiß, daß es Buchstaben sind, diese Falten und Runzeln, Buchstaben, die etwas bedeuten. Nur kann ich sie noch nicht entziffern. Sie reden eine fremde Sprache.

Ich will sie lernen.

* * *

Eine Stunde vor dem Spiegel verbracht: doch mir ist noch alles fremd. Ich verstehe nichts, und ich lese Trauer und Enttäuschung darüber aus dem Spiegelbilde.

* * *

Ich werde vertrauter mit den krausen, rätselhaften Zeichen. Nicht, daß ich sie schon zu lesen vermöchte — doch ich kenne allmählich ihre Lage und Stellung zu einander. Wie einem nach langem Betrachten eine Karte anfängt deutlicher zu werden, wie sich mit der Zeit die Straßen und Wege schärfer abzeichnen, wie man durch langes Beschauen ein plastisches Bild von dem Charakter der Landschaft gewinnt — so geht es mir.

* * *

Jede Falte im Gesicht muß ihre Geschichte haben, denn jede wurde von der Erregung einer Stunde gelegt, jede Runzel vom Leid eines Zeitabschnittes gezogen. Und auch die Freude ließ ihre Spuren zurück: auch das Lachen gräbt Furchen.

* * *

Ein Anfang muß gemacht werden. Zwei Zeichen trage ich im Gesicht, deren Ursprung ich kenne. Dort will

ich einsetzen, vielleicht lerne ich dann auch die anderen verstehen.

Eine Narbe habe ich an der Schläfe, klein, fast viereckig, weiß, mit gezackten Rändern. Ich betrachte lange den hellen Fleck und allmählich beginnt er seine Sprache zu reden.

Ich war ein Knabe damals. Aufgeweckt, lebhaft, und für gewöhnlich lenkbar und gefügig wie ein Lamm. Nur manchmal kam etwas über mich, das mich anders machte. Dann stieg mir das Blut zu Kopf — plötzlich befiel mich sinnlose Wut, und im Jähzorn, der mich wie ein Fieber überkommen, sah und hörte ich nichts mehr, wußte ich nicht mehr was ich that.

Oh! was ich meiner armen Mutter damals schon für Not gemacht, wieviel Thränen ich ihr gekostet! Aber ich konnte mich nicht ändern und bessern, denn wenn der Anfall vorbei war, wußte ich gar nichts mehr davon und vernahm nur was geschehen, wie es gewesen, aus den Vorwürfen, die ich empfing. Und ich vermochte es nicht mich zu schützen vor dem Jähzorn ehe er kam, denn er kündigte sich nicht an, er hing nicht von Gelegenheit, Stimmung, Laune, Ereignis ab, sondern er kam ungerufen, wenn ich mich seiner am wenigsten versah.

Und da einmal geschah etwas Furchtbares: ich erhob die Hand gegen meine Mutter in meiner sinnlosen Wut, weil sie mir wehren wollte, eine Vase auf den Fließen der Veranda zu zerschlagen, die ich im Zorn ergriffen, ich weiß nicht warum. Mein Vater sprang dazwischen. Er schlug nach mir und traf mich mit seinem Siegelring, an der Schläfe, daß ich blutüberströmt zusammenbrach.

Seit diesem Tage trage ich jene kleine Narbe.

* * *

An der Kinnlade habe ich ein zweites Erinnerungszeichen aus der Vergangenheit. Ich war etwas älter geworden und von meinem Zorne geheilt. Die Musik hatte einen großen Raum in meinem Leben gewonnen. Stunden lang konnte ich lauschen, wenn meine Mutter am Flügel saß, Stunden lang spielte ich selber die Geige. Meine liebe, meine einzige Geige!

Dann nahm ich sie wohl in kindlichem Überschwang an die Backe und sprang fiedelnd im Zimmer umher.

Ich fühlte mich so voll überschwellender Kraft und Seligkeit.

Eines Tages, als ich wieder so herumhüpfte — nicht einmal geigend sondern singend — indem ich mit dem Bogen in der rechten Hand den Takt dazu schlug, in kindlicher Freude und Glückseligkeitsgefühl, da rutschte ich plötzlich aus und stürzte so unglücklich auf das Instrument, daß es zerbrach und seine Splitter mir an der Kinnlade in's Fleisch drangen.

Die kleine Wunde mußte genäht werden und blieb als Erinnerungsmal.

* * *

Das scheint beides fast ohne Bedeutung, aber für mich bergen diese Kindererlebnisse einen dauernden Wert: sie führen mir die beiden Tage in's Gedächtnis zurück, an denen ich die schwere Erkenntnis gewann, daß auf unserer Erde Gefahr leidet, wer sich seinen Leidenschaften überläßt, und daß hinter die Freude, sei sie auch noch so harmlos, gesetzt ist für uns Menschen: der Schmerz.

* * *

Der Spiegel sagt mir nichts mehr. Ich vermag die Furchen, Male und Zeichen, die meinem Antlitz eingegraben

sind, nicht zu deuten. Nur die senkrechten Falten auf der Stirn, die mir zwischen den Augen tief gezogen sind, die kenne ich. Der Unmut, der Ärger legte sie mir. Oder sie wurden mir durch Sinnen und Denken gebracht.

Da steigen wieder vergangene Bilder herauf: die schwere, die arbeitsame Jugend.

Mein Vater war tot, Mutter und ich standen ganz allein in der Welt. Die Sorge klopfte an unsere Thür. Wir wußten, daß es noch reichen würde bis in meine Studentenzeit hinein, aber da wir von Anfang an vom Kapital lebten, mußte es auch ohne Notpfennig zu Ende sein an einem bestimmten Tage. Bis dahin hieß es arbeiten, arbeiten Tag und Nacht ohne Unterbrechung.

Eine Ferienpause hatte den Termin um Wochen verkürzt, an dem das Geld zu Ende sein würde. Ruhe und Erholung gab es für mich nicht mehr. Ich mußte fertig werden mit meinem Studium bis zu einem bestimmten Tage. Ich mußte von diesem Tage ab selbst erwerben.

Und die Sorge, daß ich fertig werden möchte, die Sorge, daß ich nicht krank würde, daß nichts dazwischen käme, vergiftete meine Zeit.

Damals legten sich mir die ersten Falten, damals blieben auf der glatten Stirnhaut des Jünglings die tiefen Sorgefurchen stehen, die ich jetzt im Spiegel sehe.

* * *

Heute habe ich mich schon lange im Spiegel betrachtet und mir war, als stände ich der Maske nicht mehr ganz fremd gegenüber, die mir aus dem Glase entgegenblickt: ich habe an den Augen seitlich ein paar Striche gefunden, die mich an fröhliche Tage erinnern. Kleine Falten, kurz, kraus, und mir ist es, als kicherte helles Lachen

aus ihnen, als erzählten sie mir eine Geschichte vom Glück.

Denn auch mir hat einmal das Glück gelacht, und ich habe gelacht und gejubelt im Glücke.

Das war die Zeit der ersten Freundschaft.

Damals schlugen die Herzen näher zusammen in dem dumpfen, ungeklärten Gefühle, das noch nicht Liebe hieß, und nur ungeklärte Sehnsucht bedeutete. Sie hatte kein Ziel, sie sah keinen Weg. Und sie, die irrend umherzog, ließ sich nieder an der Brust eines Freundes.

In der Litteraturstunde auf dem alten Gymnasium, das in uns die hundertste Generation Mann werden sah, da blühte sie auf.

„Wingolf, Tempel der Freundschaft“ hieß nach dem Vorbilde, das uns gelehrt worden war, unser Bund. Er und ich. Wir beide ganz allein waren der Bund, den wir im Überfließen der Herzen gegründet hatten, um alle darin aufzunehmen, die „deutsche Jünglinge“ wären und das „Ideal“ hoch hielten.

Doch wir beide blieben allein. Es fand sich keiner zu uns. Und wir schworen uns Freundschaft bis auf den Tod. Wir ritzten uns die Adern und ließen unser Blut sich vermischen. Wir gelobten uns, daß wir uns nie trennen und daß wir uns beistehen würden in allen Nöten des Lebens. Wir blöden Knaben, die wir beide nichts besaßen, wir gaben uns das Versprechen, daß unser Gut, unser Vermögen dereinst, alles was wir hätten, uns gemeinsam gehören solle bis an unser Lebensende.

Unsere Herzen entzündeten sich aneinander. Es gab Tage, wo wir erwogen, ob wir uns nicht gemeinsam den Tod geben sollten, um, zusammen sterbend, durch ein äußeres Merkmal zu zeigen, daß wir zueinander gehörten, untrennlich bis an das Ende.

Dann wieder genossen wir gemeinsam die Schönheit der Welt, dann waren wir heiter und glückselig, wenn wir miteinander an einem milden Sommerabend mit seiner satten Ruhe und dem Frieden überall, durch die Kornfelder streiften, die sich ringsum ernteschwer, golden in Halmen wiegten.

Zu dieser Zeit legten sich mir leise die Falten, die ich heute am Auge als tiefe Furchen sehe. Das müde, gesättigte Lächeln des Glückes hat sie gezogen.

* * *

An demselben Tage, da der Freund dieser Blutsbruder, mich von seiner Thür wies, weil ich ihm die paar Mark nicht zurückerstatten konnte, die er mir vorgeschossen — an diesem Tage ward mir am Mund jene bittere, tiefe Rinne geritzt, jener Zug, den ich heute, wo ich von neuem daran denke, im Spiegel wiederfinde, so herb und scharf, daß er fast einen Schatten zu werfen scheint.

Es ist die Linie der Verachtung.

* * *

Lange, lange Zeit saß ich vor dem Spiegel. Er ist mir vertrauter geworden. Er erzählt mir von verflossenen Tagen und ich rede mit ihm. Allmählich zieht so mein ganzes Leben vorüber. Dieses Versenken in die Vergangenheit, in mich selbst, läßt mich klarer sehen über so vieles, was mir bisher in dämmernden Umrissen erschienen, und über manches, an das ich nicht zu rühren wagte, weil ich mich fürchtete, oder weil ich mich schämte, vor mir selbst.

Wie ich so im Nachsinnen die Augen senke, ist es mir, als hätte ich in Blitzesschnelle einen neuen Zug ge-

sehen. Wann war ich so? Wann schlug ich den Blick zu Boden?

Plötzlich weiß ich es: wenn etwas gesagt oder gethan wurde, was wir unschicklich nannten (weil es uns die Gewohnheit, die Erziehung so vorschrieb) und was doch eigentlich nur der Natur entsprach. Die Prüderie, die zuweilen in unserem Verwandtenkreise herrschte, altjüngferlich und lächerlich, die Prüderie hatte mich gelehrt, die Augen so zu senken.

* * *

Auch ein Heuchler bin ich gewesen.

Wie oft war ich fröhlich mit den anderen und verwünschte die ganze flache, platte Gesellschaft mit ihrem Clownhorizont, ihrem Bajazzowitze. Dann sagte ich Artigkeiten rechts und links und verdammte sie im Grunde meines Herzens zum Teufel.

Jetzt wo ich die Augen hebe, scheinheilig gen Himmel geschlagen, nimmt mein Spiegelbild genau die Züge an, wie in einer Stunde meines Lebens, die mit einem Male wieder sonnenklar vor mir steht, als durchlebte ich sie von neuem.

Das war, als ich der meine Liebe gestand, die meine Frau werden sollte.

Ich sagte ihr, wie ich nicht mehr leben könne ohne sie — und ich log. Ich sprach ihr von den Monaten vorher, daß ich nicht mehr habe ein Auge zuthun können in der Nacht, weil ihr Bild mich nicht ruhen ließ — und ich log. Ich erklärte ihr, daß niemals vorher ich an ein Weib gedacht — und ich sagte schamlos die Unwahrheit. Sie saß vor mir, errötend, zitternd, in höchster Erregung, und ihr Herz schlug stürmisch mir entgegen — ich

aber berechnete kalt die Worte, ich achtete auf meine Bewegungen, wie ein Schauspieler, ich war fühllos, nur in nervöser, furchtbarer Spannung, ob wohl meine Rede den gehofften Eindruck machen würde.

Das alles that ich — um Geld, um gemeines, gemeines Geld.

Denn unsere Summe, die Mutter und ich noch zu verzehren hatten, war fast verbraucht, ohne daß mein Studium beendet gewesen, ohne daß ich einen Weg vor mir gesehen, unseren Unterhalt zu verdienen. Sie aber war reich, und dazu jung, unerfahren, leichtgläubig und mit einem Herzen voll Vertrauen zu den Menschen.

Ich siegte, sie sagte ja!

Als sie es that, wir uns umarmten, sie weinte an meinem Halse, weinte vor Glück, da weiß ich, daß ich nicht an sie dachte, daß meine Gedanken weit fort flogen, daß ich darüber sann, was mit dem vielen Gelde geschehen sollte, das nun bald mir gehören würde. Aber ich war erlöst aus der grausamen Folter der Spannung und tief atmete ich auf, sodaß sie erschrocken fragte:

— Was ist?

Ich gewann es über mich, zu lügen:

— Ich bin so glücklich!

So daß sie schamverwirrt, im Übermaß der Seligkeit an meiner Brust den Kopf verbarg.

Deutlich erkenne ich sie wieder, die Furche, die mir bange Erwartung zog, um den hohen Einsatz, den ich wagte, leicht lese ich jetzt die Falten auf der Stirn heraus, deren Grundlinien zu jener Zeit vorgezogen worden sind, als — Monate vorher — die Not an unsere Thür zu pochen drohte.

Nun war ich reich. Aber was meine Züge tiefer gegraben, daß ich sie heute im Spiegel sehe wie ein Buch,

in dem ich nun schon fast zu lesen vermag, das ist die Reue. Sie fraß an mir, sie zehrte an mir, leise zuerst kaum merklich, stärker immer mit den Wochen und Monaten und Jahren, am Ende, zum wahnsinnig werden!

Ganz im Anfang empfand ich nichts. Ich überwand das Pharisäertum leicht. Ja ich kam mir wie ein Märtyrer vor, denn ich bildete mir ein, meiner Mutter wegen hätte ich mich geopfert. Ich hätte noch leben können, ich hätte mich durchzuschlagen vermocht mit Thatkraft und ein wenig gutem Willen. Und ich wäre einer gewesen, ich für mich allein. Aber die Mutter? Verwöhnt und kränklich dazu. Das ging nicht. Die Mutter mußte ich retten, für sie nur, redete ich mir vor, that ich es endlich.

In dieser ersten Zeit, wo ich meiner Braut gegenüber qualvoll litt, weil ich ihr Liebe heucheln mußte, da kam das Gähnen und die Langeweile grauenhaft über mich.

Die müden Furchen der Blasiertheit, die sich im scharfen Bilde des Spiegels verraten, sie kommen von damals unverwischbar her.

Aber die wirkliche Qual, die mir Jahre des Daseins verbittert hat, folgte in meiner Ehe.

Nicht weil ich meine Frau nicht liebte . . . das wäre kein Zwiespalt gewesen. Mein Heuchlerdasein hätte ich weiter geführt, ganz ruhig, ohne Unterbrechung, ohne Verschärfung. Nein weil ich sie liebte! Denn langsam stieg in mir das Bewußtsein ihres Wertes auf, ihrer Güte, ihrer Geduld, ihrer Demut, ihrer Ergebenheit, ihrer Sanftmut und Nachsicht, ihrer Liebe zu mir. Wie ich immer deutlicher erkannte, was sie für mich war, wie wir uns immer näher kamen und eine Schranke vor ihr fiel nach der anderen, da blieb dennoch als letztes das Geheimnis stehen, wie ich um sie geworben, wie ich sie gewonnen.

Es hat mich zermartert und zerquält, ihr das zu sagen.

Doch ich durfte nicht, ich wagte es nicht, denn dann wäre es wohl mit einem Male aus gewesen. Das hätte sie nie verwunden. Mit diesem Geständnis wäre alle Unbefangenheit davon gegangen, wäre eine Kluft zwischen uns aufgegangen — unüberbrückbar.

An diesem Geheimnis bin ich verwundet, vergiftet gewesen ein Menschenalter hindurch. Der Spiegel sagt mir, daß es kein Wahn ist.

* * *

Jene kleine Rinne an der Schläfe aber flüstert mir zu, daß ich ein Schalk gewesen dann und wann. Ich kenne ihren Ursprung wohl. Vom Lächeln stammt sie her, wenn ich mein Töchterchen auf den Knieen hielt und ihm Geschichten weis machte, die nie gewesen, um es zu unterhalten, um es über die langen Abende hinwegzutäuschen. Denn das Kind war viel krank, immer krank. Es ist auf der Erde nicht gesund geworden, darum ging es von uns.

Der einzige Mensch, dessen ich ungetrübt, ganz rein gedenke. Mein Kind!

Ist es ein Rätsel, wenn mir damals, als ich Nächte lang an seinem Bettchen saß mit der Bitte, es sollte bei uns bleiben, die Schläfe schlossenweiß geworden ist? Auch sie versteht zu erzählen, auch sie redet ihre Sprache, und diese Sprache klingt für mich grausam und traurig.

* * *

Mir ist, als schwiege der Spiegel heute. Ich sehe nur das gebleichte Haar in ihm schimmern, und spüre es, warum er nicht redet.

Ich lege ihn aus der Hand. An mein totes Kind will ich denken.

* * *

Ein Wort Christi lautet: „Ich aber sage Euch, wer nur ein Weib ansieht ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“

Das Wort fällt mir ein und mit ihm das andere: „Die Sünde ist im Gedanken.“

Dachte ich nicht an andere Frauen? Habe ich nicht mit gemeinem Auge ihre Reize betrachtet und dabei liebte ich sie doch, die mir zur Lebensgenossin gegeben?

Aber ich war jünger ... es war im Anfang ..... ich liebte sie nicht so ....

Da ... da ... dämmert vor meinem Gedächtnis wieder jener Abend herauf, wo ich in Vermögensangelegenheiten auf der Reise in einer kleinen Stadt verweilen mußte. Ich war gezwungen, über Nacht dort zu bleiben. Sie war natürlich nicht mitgekommen. Ich allein. Im einzigen Hotel des Städtchens wohnte ich. Doch meine Geschäfte zogen sich in die Länge, ich vermochte sie nicht zu erledigen, und mußte bleiben. Aber den ganzen Tag gab es nichts zu thun mehr für mich, bis an den nächsten Morgen.

Die Witwe, die das Hotel führte, war hübsch und hatte glatte Worte und meinte, wir würden uns ja doch im Leben niemals wiedersehen, denn ich reiste am nächsten Tage ab ....

Da ... verruchter Spiegel, ich sehe die sinnlichen Nasenflügel in deinem Bilde .... Du sollst mir nie wieder meine Schmach zeigen dürfen:

Ich schlage dich in Scherben ....

* * *

Gestern warf ich ihn zu Boden, nun liegt er in Splittern. Ich habe Ruhe.

* * *

Seit fünf Wochen habe ich nicht mehr in den Spiegel gesehen, und ich atme auf.

* * *

Den dreiteiligen Spiegel meiner Frau fand ich wieder. In der Mitte eine Scheibe und je rechts und links, eine Flügelthür, zum auf- und zuklappen. Ich stellte ihn vor mich auf den Tisch und blickte wieder hinein. Er wirft sein Bild zurück, wie der andere. Es ist nichts verändert.

* * *

Was sagen diese Züge noch? Mir ist es, als ob der neue Spiegel schärfer wäre, denn heute finde ich tausend Eindrücke meines Gesichts wieder, und mich bestürmen Bilder aus der Vergangenheit.

Die anderen Freunde, die Bekannten, die ich im späteren Leben gewann, scheinen sich zu melden in der Erinnerung.

Waren sie mir nicht eigentlich einerlei? Was wäre geschehen, wenn sie mir eines Tages alle den Rücken gewendet hätten, oder verschwunden wären, plötzlich? Hätte mir etwas gefehlt? Hätte ich sie entbehrt? Ob ich gelernt hätte, sie zu missen? Wäre eine Lücke in meinem Dasein geblieben?

Heute sind sie fast alle aus meinem Gesichtskreise getreten. Allmählich ist es geworden. Einmal ging dieser, einmal jener, endlich kam auch wohl hier oder da ein neuer an ihre Stelle, bis auch er verschwunden ist.

Einen Eindruck hat keiner mehr hinterlassen. Ich sagte mir nicht: „Schade, daß Du gehst", oder gar: „Jammer, daß Du fort mußt". Ich sprach nur zu mir: „Also Du gehst", und „So, die ist fort!" Dann lebte ich weiter, wie ich vorher gelebt hatte.

Im Grunde genommen: was gingen sie mich auch an? Sie wohnten in derselben Stadt, wir trafen uns auf der belebtesten Straße, wo man alle traf, wir gingen ein Stück miteinander, und trennten uns wieder. Wir aßen zu Gast beieinander, reihum, einmal hier, einmal dort, um uns über einander gegenseitig schlechtes und böses zu erzählen. Oder wir bemitleideten einen Dritten, wegen irgend etwas, eine Weile, bis wir ihn vergessen hatten.

Aber in Wirklichkeit waren wir uns alle ganz gleich. Nur wer denselben Strang zog, kam einem etwas näher, doch nicht zu nahe, sonst mußte man sich wieder in Konkurrenzneid die Zähne weisen.

Schied einer aus dem Kreise der Bekannten aus — so brachte man ihn zu Grabe, um zusammen beim Frühstück sich zu freuen, daß es einen selbst diesesmal noch nicht getroffen.

Für den anderen fühlte fast keiner, und die wenigen, die es vermochten, blieben zurück in der Welt im Vorwärtsstreben, und man lachte sie aus.

Das nur interessierte uns, was uns selbst betraf, und wenn man sich äußerlich auch umarmte und küßte: im tiefsten Grunde des Herzens trug man nur ein Gefühl, ein Wort: „Ich".

Der Egoismus ist tief, unauslöschlich tief, in mein Gesicht gegraben.

* * *

Ich war ein unabhängiger Mann, ich hatte mich durch

keinen Beruf gebunden, so mußte ich auch gefeit sein gegen kleinlichen Neid, denn niemand machte mir eine Ehre streitig, keiner ist mir in den Weg getreten.

Und dennoch! Ha! Ha! Dennoch, kleines Rinnsal, verbissen an den Winkeln des Mundes, ich weiß, wer Dich geboren! Ich weiß, daß auch Du eine Geschichte hast, daß auch Du gegen mich zeugen wirst. Du heißest: Neid!

Unbehagen habe ich empfunden, wenn einer beim Korso ein besseres Paar Pferde vor dem Wagen hatte als ich. Ich legte die Stirn in Falten, wenn in der Morgenzeitung die guten Freunde aus der Nachbarvilla als in Audienz empfangen standen und nicht wir. Den Absatz trat ich zu Boden, wenn man mir sagte, Frau so und so sei die Schönste gewesen, und man schwieg von meiner Frau.

Ich weiß, daß bitterer, bitterer Neid mir in der Seele aufstieg, als mir ein Freund von seinem Kinde sprach, wie es täglich schöner und klüger und herziger würde . . . . .

Und meines war tot . . . . .

* * *

Der Spiegel zeigt mir die Ähnlichkeit zwischen mir und der Mutter. Muß er mir auch das verraten? Trug sie nicht Gramesfurchen, wie ich? Aber ich habe sie ihr in ihr altes, liebes Gesicht gerissen. Ich . . ich . . .

Wie sie älter wurde, verlor sie das Gedächtnis . . . ich half ihr nicht, ich nahm keine Rücksicht darauf . . .

Wie sie älter wurde, mußte sie langsam gehen . . . und ich fuhr sie an, weil mich der schleichende Schritt ermüdete . . .

Wie sie älter wurde, hörte sie schwer . . . und ich nahm mir nicht die Mühe, deutlich zu sprechen, ihr die Worte zu wiederholen, sie ihr auf das Papier zu schreiben, das dazu immer neben ihr lag . . .

Wie sie älter wurde, wurden ihre zittrigen Finger steif und ungeschickt . . . und ich schalt sie, wenn sie einen Gegenstand nicht fassen konnte, oder fallen ließ, daß er zerbrach . . .

Wie sie älter wurde, ward sie mir unbequem und stand im Wege mit all den Rücksichten, die man ihr widmen mußte.

Da vernachlässigte ich sie, da schob ich sie beiseite, da vereinsamte sie ganz. Mir war es, als liebte ich sie nicht mehr, als ob mein Gefühl ganz erkaltet wäre für sie, weil sie mir nicht mehr nützlich sein konnte und nur ich es ihr sein sollte . . .

Und sie hatte mich doch geboren . . .

Die edle Falte der Kindessorge um das Wohl der Mutter . . . die Furche, mit Ehren erworben . . . die trüge ich gern . . .

Ich suche . . . doch das Spiegelbild will sie mir nicht zeigen.

* * *

Bin ich mitleidig gewesen? Das fällt mir heute ein. Bin ich mitleidig gewesen?

Ich finde keine Antwort und ich sinne nach: wo oder wann hat in meinem Leben echtes, wahres Mitleid eine gute That erzeugt? Es müßte ein Zug des Mitleids, des Mitgefühls, des Erbarmens zu finden sein.

Ich überlege mir: habe ich nie Gutes gethan? Habe ich nicht den Armen gegeben bei jeder Gelegenheit? Hatten wir nicht mehrere bedürftige Familien, denen wir jedes

Jahr einen Christbaum entzündeten, mit reichen Gaben? Stand ich nicht an der Spitze jeder mildthätigen Sammlung? Gab ich nicht dem Elend am Wege, wo ich es sah? Wo man mich darauf aufmerksam machte und darum anging?

Ja, das that ich alles, aber wenn ich für eine Wohlthätigkeitsliste eine Summe zeichnete, so hatte ich den Hintergedanken dabei, daß man meinen Namen lesen sollte, daß ich nicht zurückbleiben mochte, wo alle anderen vertreten waren. Und die Höhe der Gabe schätzte ich ab nach der Höhe der „Schicklichkeit", wie es sich wohl gut machen würde, wen ich übertrumpfen könnte mit meinem Gelde.

Zwar gab ich denen am Wege, aber es war, um nicht belästigt zu werden, um weiter zu kommen, um den Dunst der Armut nicht weiter einzuatmen, um mir den Anblick des Elends aus den Augen zu schaffen.

Wenn ich schenkte, diente ich mir selber. Nicht Milde, nicht Mitgefühl, nicht Mitleid, nicht Wohlthätigkeit, nicht Erbarmen öffnete mir die Hand, sondern die Sucht, das Peinliche fortzuräumen, die Prahlerei mit meiner Großmut, der Egoismus, nur Angenehmes, Freundliches um mich zu sehen, vom Leid der Erde nicht aus meinen Träumen des Wohllebens aufgerüttelt, nicht in meiner Stumpfheit des Genusses gestört zu werden.

Die Zeichen der Hartherzigkeit fürchtete ich in meinem Antlitz zu lesen — doch nein .... sie fehlen, oder ich finde sie doch nicht. Aber dafür fehlt auch nur die leiseste Linie, die Mitleid bedeuten könnte, und nun — nun ist alles ohne Wert ....

* * *

Der Spiegel ist trübe. Ich wische mit dem Ärmel darüber, weil es auf dem Glase liegt wie ein Hauch, wie ein Schleier.

Doch das Unklare bleibt ... ich kann nichts mehr deutlich erkennen. .

Ich denke an die Jahre meiner Ehe, an die Zeit, wo ich meine Frau liebte, an die Kämpfe der Seele, als ich mit dem Wahrheitszeugnis rang, ob ich es ihr sagen sollte, wie ich sie gewann.

„Mut", Du schönste Mannestugend, Dich besaß ich nicht! Ich hatte nicht die Kraft, es ihr zu sagen. Ich habe gerungen mit mir selbst — ich unterlag jedesmal und schwieg. Ich habe Nächte lang schlaflos gelegen und bin mit mir zu Rate gegangen, ob ich es ihr nun endlich eröffnen sollte. Ihren Atem behorchte ich dann; ich fürchtete mich, sie möchte erwachen und mich sehen, wie ich über sie gebeugt war und mich dann fragen, was ich eigentlich von ihr wollte. Davor zitterte ich. — Ich war grenzenlos kläglich, gemein, elend .... verächtlich — feige.

Oh, der physische Mut hat mir nicht gefehlt. Ich habe sogar ein Duell bestanden, und habe mich brav geschlagen, so daß die Sekundanten mir nachher, als sie abends zum Diner bei mir waren, ihre Hochachtung aussprachen.

Wenn ich mir jedoch genau überlege, wie ich das gethan, so finde ich nichts dabei, was ich mir zu Gute rechnen dürfte, denn meine Nerven waren vortrefflich damals, ich hatte kein Gefühl einer Gefahr. Gegen den inneren, elenden Menschen brauchte ich nicht zu ringen. „Der inwendige Schweinehund", wie die Herren in meinem Kreise das nannten, mußte nicht erst überwunden werden. Dazu wußte ich, daß mein Gegner schlecht schoß, und hinter mir stand die „öffentliche Meinung", die für mich lautete. Das hatte man mir erzählt. Und dann hob es das Ansehen, so ein gut bestandenes Duell, und ich sagte

mir, daß ich schon still halten mußte — mußte, denn sonst stand meine gesellschaftliche Stellung auf dem Spiel.

Aber den Tag darauf habe ich geschwiegen, als man unerhörte Verleumdungen schleuderte gegen den, an dessen Tische ich jahraus, jahrein Gastfreundschaft genossen. Ja ich weiß noch, daß ich mein Scheit Holz zum Scheiterhaufen mit hinzugetragen, auf dem ihm die Ehre verbrannt wurde. Warum? — Ich beugte mich der Majorität.

Ist der Spiegel trübe, weil mir sonst aus ihm Niedrigkeit der Gesinnung und Gemeinheit entgegengrinsen müßten?

* * *

Er ist noch immer bewölkt. Ich kann es nun deuten. Die eine Lüge, mit der ich meine Ehe begonnen, zog neue nach sich, die unser Leben verdunkelten. Überall schwarze Punkte, Geheimnisse, Schleier.

Mir ist Offenheit abhanden gekommen.

* * *

Jener aufmerksame, mißtrauische Zug an den Augen, wenn ich sie beobachtend zukneife, am Munde, wenn er sich wegwerfend herabzieht, das ist die Eifersucht, mit der ich mein armes Weib oft gequält habe bis zur Verzweiflung.

Darum in auflodernder Leidenschaftlichkeit jenes Duell, das ich verursachte. Und ich fühlte nicht, daß es eine Beschmutzung der eigenen Schwelle war, eine Beleidigung der eigenen Frau, solches zu denken und den Menschen zu zeigen.

„Wo Eifersucht ist, da ist Liebe" entschuldigte ich mich, weil ich immer Umwege suchen mußte, weil ich nicht einmal ehrlich war gegen mich selbst.

Ein ganzes, langes Menschenleben hindurch habe ich bis jetzt Komödie gespielt vor mir selbst .... Doch nun will ich mich ergründen. Zerfasern will ich meine Seele bis in die letzten Teile. Schonen darf ich mich nicht mehr. Alles muß aufgedeckt werden, bloß gelegt ......

Ist das auch Eigensinn, wie ich ihn früher besaß, Verranntheit, Widerspruchsgeist, wenn ich die Lippen aufeinander preßte und die Stirn in Falten zog?

* * *

Zum ersten Male bin ich darauf aufmerksam geworden, daß sich in den Flügeln rechts und links am Spiegel mein Profil scharf zeigt.

So hatte ich es noch nie gesehen!

Ich bin häßlich geworden, so schaut die Habgier darein mit ihrem Raubvogelkopfe, so der Größenwahn mit seiner erhobenen Haltung, als ob ich mehr bedeutete wie andere.

Bin ich ... bin ich ... denn schlechter?

Nein schlechter nicht. Ich weiß genau, daß es welche giebt, die mich noch übertrumpfen. Mörder und Diebe stehen doch noch unter mir auf der Stufenleiter der Menschheit. Mörder und Diebe ..... ja ... aber .... aber .... nein ... zum Verbrecher bin ich nicht geworden .... nein ... nein ...

Du lügst, Spiegel ... Du lügst ... wenn Du das zu meinen wagst .....

* * *

Mich quält der Gedanke, was geworden wäre, wenn ich damals nicht mir die Frau erheuchelt, wenn ich arm geworden wäre, ganz arm .....

Hätte ich niemals nach fremdem Eigentume die Hand ausgestreckt?

Nein — das nie .... Das beschmutzt .... das ist zu niedrig ... zu gemein ....

Und doch ... wollte ich denn nicht wahr sein vor mir selbst? Endlich wahr? Also Spiegel, nun zeige es mir!

Hat mir das Leben in das Gesicht einen Zug gegraben, der Diebstahl bedeutet?

Er schweigt.

* * *

Ich nehme die Frage auf. Ich habe Mut .... heute habe ich Mut. Es sieht ja keiner. Ich stehe ja niemand Rede .... So frage ich Dich denn, totes Glas, das dennoch zu mir spricht, das mir die Geheimnisse enthüllt, das mir mein ganzes Leben zersetzt, ich frage Dich:

Da keine Linie heute an mir ist, die mich zum Verbrecher macht: wenn sich damals mein Geschick nicht gewendet hätte, daß ich reich wurde, wie sähe ich dann heute aus?

Was ... was ist das .... mein ... Bild verschwindet und der Spiegel wird matt? Und ... und .. nun erscheint ein neues .... Umrisse .... Schatten ... lichte Stellen ... ein Kopf .... wer ist das? ... Ich ... ich kenne ihn nicht ..... ich ... Du lachst mich an aus dem Glase? ... Aber doch kenne ich Dich nicht.... Ich bin es nicht ... wer denn .... wer ... das Haar trage ich nicht so ... nicht so kurz .... wie rasiert ... nein .. nein ..... unmöglich .... und die graue Drillichjacke? .... Ich habe kein glattes Gesicht ... nein .. ich trage einen Bart ... und Du hast keinen ... und eine Nummer auf der Brust?

Du lachst?

So lache ich auch ....

Ich bin das? Du nickst? Nein . . . das ist eine Lüge . . . wir sind zwei . . . ich vor dem Spiegel . . . und Du der Sträfling darin . . . . . ich habe mit Dir nichts zu schaffen . . . verdammte Fratze . . . . . .

* *
*

Ich verstehe es nicht, warum ich gestern so aufgeregt gewesen bin. Mein Gesicht war genau wie sonst, ganz ruhig, ohne Bewegung, als ich heute am Spiegel vorüberging und einen Blick hineinwarf.

* *
*

Als meine Mutter starb, war ich selbst schon älter und gleichgültiger geworden. Ich war unempfindlich gegen den Verlust. Ich bin nicht mehr traurig gewesen, als ob ein alter Bekannter verlöscht wäre. Wir waren so lange auf den Tod vorbereitet, daß er mir gar keinen Eindruck mehr gemacht hat.

Die alte Frau hat mir in einem langen Leben nur Gutes erwiesen, sie hat mich nur geliebt, mir nie ein böses Wort gesagt, immer für mich mit eigener Aufopferung gesorgt, und an ihrem Todestage empfand ich ihr Scheiden einen Augenblick wie eine unangenehme Last.

Es war Première in der Oper, wir hatten die Billets für diesen Tag seit lange zurückhalten lassen, und nun sollte alles umsonst sein.

Die ganze Freude in's Wasser gefallen!

Wut überkam mich zuerst, Wut angesichts des Todes meiner Mutter. Das dauerte nur einen Augenblick, aber die Regung war doch gewesen. Und die wiegt schwer im Schuldbuche meines Selbstbildes.

Dank schuldete ich meiner Mutter, heißen Dank, nur Dank.

Mit einer Undankbarkeit habe ich unser Zusammenleben abgeschlossen. Der Spiegel zeigt mir kein Bild, keine Furche in meinem Pharisäergesicht. Er verschmäht das Gemeinste wiederzugeben: die Undankbarkeit.

* * *

Nun habe ich versucht, mich bis zum letzten zu ergründen, und dennoch ist mir soviel dunkel geblieben. Einzeln habe ich Strich an Strich gesetzt, aber kein ganzes Bild gewonnen. Der Spiegel sollte mir ein ganzes Bild zeigen können.

Mir fällt etwas ein: der Verbrecherkopf, den ich im Glase sah. Ein Schauer läuft mir über den Leib. Nur das nicht wieder. Nur das nicht.

* * *

Bis zum Tode meiner Frau habe ich ihr das Geheimnis nicht enthüllt, das uns zusammengeführt hat. Als sie auf ihrem letzten Bette lag, rang ich mit mir, es ihr zu offenbaren. Ich fühlte, es war zu spät. Es wäre nicht mehr möglich gewesen, ich hätte sie getötet durch das Bekenntnis.

Sie fragte mich, ehe sie starb: „— Hast Du mich immer lieb gehabt?“

„— Immer!“

Dann war sie tot. Mit einer Lüge habe ich Abschied von ihr genommen, wie ich mit einer Lüge begann.

Ich will nicht in den Spiegel sehen, damit er mir die Scham auf meinem Gesicht nicht zeigt.

Oder ist auch die verloren gegangen?

* * *

Jetzt habe ich mich ganz erkannt. Ein neuer Zug wird kaum mehr in mein Leben treten. Vielleicht der Geiz? Denn nun, wo ich dem Ende täglich näher komme, klammere ich mich an den Rest meiner Tage, und fürchte um jede Minute, die ausgegeben wird.

Ich will den Spiegel wieder fragen.

* * *

Die Neugierde lacht mich aus ihm an.

* * *

„Wer sich selbst genau kennte, müßte an sich selbst verzweifeln. Ein gnädiges Geschick raubt uns Menschen das volle Bewußtsein unser selbst in der Vergangenheit wie in der Zukunft."

Eben las ich den Satz in einem Buche. Aber er ist Unwahrheit. Gemeine Lüge ist er: ich kenne mich selbst ganz genau. Ich kenne meine Vergangenheit, soll mir die Zukunft verborgen bleiben?

Spiegel, rede!

* * *

Ich sehe in das Glas, und sehe nur mich selbst, den ich jetzt kenne, wie ein aufgeschlagenes Buch, das ich Zeile um Zeile durchgelesen habe.

Zuerst ging es mühsam und langsam, und doch ist mir nichts verschlossen geblieben, doch habe ich Runzel um Runzel, Furche um Furche, Falte um Falte, Zug um Zug, Mal um Mal erkannt!

Spiegel, rede!

* * *

Stundenlang sitze ich jetzt vor dem Spiegel, und er schweigt. Stundenlang blicke ich hinein, er antwortet nicht.

* * *

Es ist zu dunkel im Zimmer. Licht, Licht! Nur dann kann das Bild richtig zurückgestrahlt werden. Ich zünde Kerzen an. Zwei. Aber nur der Schein blendet im Glase. Noch mehr Kerzen, fünf ... sechs ... acht ... zehn ... Es hilft nichts — nur die Zahl der spiegelnden Flammen wächst ...

Finsternis. Alle habe ich ausgelöscht ...

Mein Bild müßte leuchtend erscheinen ...

Es ist so dunkel. Ich fürchte mich. Wovor? Vor mir selbst? Ich kenne mich ja! Ganz genau, mit allen Lastern und Gemeinheiten ... und dabei bin ich nur Durchschnitt ... Ich bin nicht einer der böseften ... hoho! Wie müssen dann erst die anderen sein ...

* * *

Ich habe doch wieder Licht gemacht. Die Dunkelheit vermag ich nicht zu ertragen. Mir ist es dann, als brennte ich selbst, denn in mir, an mir ist für mich ja alles sonnenklar.

Hundert Lichter habe ich angezündet. Die Flügelthüren des Spiegels brach ich ab. Sie werfen nur Schatten, und ich brauche Licht.

Nichts.

* * *

Jetzt habe ich es endlich gefunden: nicht Licht soll der Spiegel spiegeln, er soll aus sich den Schein heraus-

werfen. Nein: hinter mir muß ich einen zweiten aufstellen, der das Licht in meinen Spiegel strahlt.

Endlich!

* * *

Der Spiegel ist nun hell. Ganz hell. Aber ... aber ...

Noch will ich es lieber nicht sagen, denn erst muß ich meiner Sache ganz sicher sein. Aber, wenn es wäre ... wenn es wäre ...

* * *

Um mich zu überzeugen, habe ich lange vor dem Spiegel gesessen und aufmerksam hineingeschaut. Er war ganz hell, sodaß ich alles hätte sehen müssen, doch es geschah nichts Außergewöhnliches.

Ich muß mich geirrt haben ...

* * *

Und doch! Doch geht etwas vor im Spiegel. Aber ich bin ganz ruhig dabei ...

Was hat mir der Arzt gesagt? Ich solle mir nicht unnütze Gedanken machen über mich selbst. Solch ein Unsinn! Ich ... ich soll nicht über mich selbst nachdenken? Das einzige, wozu ich noch Lust und Befähigung habe! Denn was gehen uns andere an? Am Ende aller Enden fühlen wir nicht fremden Schmerz mit, und empfinden nicht fremde Freude. Wir stecken in uns, wir können nicht heraus, und nur das interessiert uns wirklich, was uns selbst angeht ...

Nun will ich es auch sagen: ich bin nicht mehr allein.

* * *

Wenn die Beleuchtung sehr günstig ist und wenn ich lange Zeit in den Spiegel gesehen habe, dann fange ich an, es zu unterscheiden. Da drüben ist einer, gerade mir gegenüber, und der schaut mich an. Immer, wenn ich nach ihm suche — schaut er mich an.

Zuerst war ich erschrocken, und ich wandte den Blick ab — dann sah ich ihn auch nicht mehr. Es war alles vorbei. Wenn ich aber wieder hinsah, war er auch wieder da.

Jetzt schon vermag ich ihn ruhig anzublicken.

* * *

Ich zweifelte ja nicht mehr, aber, wenn ich den geringsten Unglauben gehabt hätte: heute habe ich den Beweis.

Ich saß ganz ruhig vor meinem Spiegel. Hinter mir stand der andere. Lichter brannten überall. Ich hatte es so hell gemacht, wie nur möglich. Ohne Ungeduld wartete ich regungslos. Ich wußte, daß er kommen mußte.

Er kam.

Als ich mich einen Augenblick nur abwandte, dann wieder in den Spiegel sah, war er da.

Wie ich, still saß er mir gegenüber und sah mich an.

Bis dahin hatte ich es doch nicht gewagt, eine Bewegung zu machen. Wie ich zuerst vom Schreck gelähmt war, so war ich sitzen geblieben und so blieb ich jedesmal.

Heute zum ersten Mal fiel es mir ein, mich zu rühren. Ich hatte gar keine Furcht, ich hatte ihn ja erwartet. Um ihn näher zu betrachten, neigte ich mich gegen den Spiegel.

Er mit . . .

Und . . . mir gerann das Blut in den Adern . . . er musterte mich ganz genau . . . er kam mir näher, wie ich ihm näher kam . . .

. . . Mir schlagen noch alle Pulse . . . er fuhr mit demselben Ruck zurück, mit dem ich mich im Schrecken zurückbeugte.

Schreiend bin ich aufgesprungen . . . nur fort . . . fort . . . von dem Spiegel . . .

Da war er auch verschwunden.

Aber eines weiß ich nun: er lebt.

* * *

Ich muß mir Mut einreden. Was ist dabei . . . er wird mir nichts thun . . .

Wieder setzte ich mich vor den Spiegel. Ich rücke ihn zurecht. Die Lichter schiebe ich noch so, daß sie mich gut beleuchten. Nun hineingeblickt.

Er ist da. Er sieht mich an.

Eine Verbeugung . . . .

Er erwidert sie . . . .

Fort . . . fort . . . genug für heute . . .

* * *

Der im Spiegel hat gelacht, als ich ihn verhöhnen wollte, um mir Mut einzureden.

Das ist unerträglich.

* * *

Ich kann nicht mehr schlafen, immer muß ich an den im Spiegel denken.

* * *

Nachts bin ich aufgestanden, habe die Lichter entzündet und habe mich vor den Spiegel gesetzt. Er war da. Er ist immer da. Wo ich bin, ist er. Er verläßt mich nicht.

* * *

Neue Erkenntnis: er trägt genau meine Züge.

*   *
*

Jede Falte ist wie bei mir. Alles. Und da ich aus den Furchen meines Gesichtes gelernt habe, meine Geschichte zu lesen, kenne ich auch seine. Nun ist er ich, und ich bin er.

Als ich das entdeckte, blieb ich vor dem Spiegel sitzen, die ganze Nacht.

*   *
*

Es giebt nur eine Rettung: ich werde ihn töten.

*   *
*

Sorgsam habe ich heute alles verschlossen. Niemand kann herein. Die Fenster sind verhängt. Die Portièren an den Thüren ließ ich herab. Man wird den Schuß nicht hören.

Nun vor den Spiegel.

Alle Lichter zünde ich an. Es muß taghell werden, damit ich ihn nicht fehlen kann. Auf den ersten Schuß muß er tot sein.

Ich hole meine alten Duellpistolen aus dem Kasten . . . nein, die nicht, sie sind nicht gezogen.

Mein Revolver ist geladen. Ich nehme ihn fest in die rechte Hand. Den Finger am Abzug, gespannt ist er schon.

Langsam trete ich an den Spiegel heran. Noch halte ich die Waffe verborgen.

Haha! Da bist Du ja auch schon:

— Guten Abend!

Ich mache ihm eine Verbeugung, und er erwidert sie förmlich.

Nun schnell die Hand gehoben, und eins — zwei —

Himmel und Hölle, auch er . . . er zielt . . . zielt auf mich.

Der Schuß geht los . . . . . . Noch einer . . .

Der Spiegel fliegt zerschmettert in Scherben . . .

Ich fühle nach meiner Brust. Seine Revolvermündung stand mir ja gerade auf dem Herzen. Ich fühle . . . fühle . . . nichts . . . nichts . . .

Bin ich wahnsinnig?

Konfektion

Unten im Geschäft wurden Bänder, Spitzen, Seidenwaren, Damenhüte verkauft, oben dagegen, im ersten Stock, den man vom Laden aus durch eine eiserne Wendeltreppe gewann, war das Lager fertiger Sachen: Umhänge, Capes, Jacken, Mäntel und Kleider.

Dort walteten die Probiermamsells ihres Amtes, unter Leitung des Fräulein Göpel, der Direktrice.

Der Laden war kaum aufgemacht worden, und ein Teil der Mädchen fehlte noch. Aber es war auch keine Eile, denn die Käuferinnen pflegten sich nicht so zeitig einzustellen. Gähnend erschien eben Fräulein Frida König, eine große, schlanke Brünette, auf der Treppe, und ging langsam an den vielen Spiegelschränken entlang, die rings an den Wänden standen. Sie trug einen dunklen Rock, und als sie ihre Jacke auszog, zeigte sie sich in einer schwarzen, glatten Seidentaille, die ihre runde Büste vorteilhaft hervortreten ließ.

Die Probiermamsells mußten sämtlich schwarz gekleidet sein, weil ihre Thätigkeit darin bestand, den ganzen Tag hindurch auf dem eigenen Körper den kaufenden Damen die zu besichtigenden Kleidungsstücke möglichst günstig zu zeigen. Deshalb gab es Mädchen in allen Größen, von allen Figuren: starke, magere, breite, schmale, aber alle dabei von möglichst guter Gestalt, um die Ware ins rechte Licht zu setzen.

Fräulein Frida König besaß eine Normalfigur von tadelloser Ebenmäßigkeit, in der Konfektion „Selbstern" genannt. — Wenn etwas an ihr vielleicht nicht ganz regelmäßig genug schien, so waren es ihre Arme, die eine Spur an Fülle zurückblieben, und ihre Brust, die ein wenig stärker entwickelt war, als sonst ihrer Gestalt zugekommen wäre.

Der Chef der Firma, Herr C. G. Thielemann, hatte dafür aus Paris den Ausdruck mitgebracht, der bei Fräulein Frida König zutraf: fausse maigre. Er liebte diese Gestalten, und die Mädchen wußten, daß er auf Fräulein Frida König nicht ungern sein Auge ruhen ließ.

Sie war aber auch in der That hübsch mit ihrem modern frisierten Kopf, den großen, dunkeln Augen und dem bei einer Brünetten seltenen milchhellen Teint, das wußte sie. Sie hielt sich sogar für die Hübscheste in der Firma und es ward ihr dadurch unwillkürlich bestätigt, daß wenn irgend ein Pariser Modell einem besonders eleganten oder zahlungsfähigen Kunden gezeigt werden sollte, die Direktrice regelmäßig rief:

— Fräulein König soll kommen!

Heute früh war die Direktrice noch nicht einmal erschienen und das große Verkaufslokal lag öde da. Nur im Hintergrund, wo ein Oberlicht dürftiges Licht gab und es zu den Schneiderateliers ging, trieben sich die paar Mädchen umher, die schon eingetroffen waren: die dicke, blonde Lehmann, Fräulein Kazimirek, nur aus Geschäftsrücksichten Fräulein genannt, während sie eigentlich die Frau eines böhmischen Herrenschneiders aus der Mittelstraße war, dann Fräulein Hagenbruch, klein und zierlich, und endlich Fräulein Harnisch, die Nebenbuhlerin des Fräulein Frida König, gleichfalls Selbstern, nur blond und mit stärkeren Armen. Dafür mußte sie sich aus-

stopfen, wie die Mädchen wußten, um die richtige Figur zu haben.

Es war Montag und den meisten steckte der Sonntag noch in den Gliedern, so daß nur wenig gesprochen wurde. Die Mädchen legten ihre Sachen ab und ordneten sich vor den mächtigen Spiegeln das Haar, das vom Hut immer etwas litt.

Die dicke Lehmann öffnete ganz im Hintergrund, wo es ziemlich Nacht war, wenn das elektrische Licht nicht strahlte, einen der großen Spiegelschränke, in dem Capes hingen, und schob die Sachen möglichst zur Seite. Dann setzte sie sich auf den Boden des Schrankes und ließ die Beine hinaushängen, während die halboffene Thür sie vor etwaigen Blicken schützte. Regungslos blieb sie so hocken, schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte nur leise:

— Gott, Herr Gott, ist mir schlecht!

Fräulein Kazimirek blickte sie von der Seite an, indem sie halb höhnisch, halb neidisch sagte:

— Serr rrrecht, serr rrrecht, das kommt vom sumpfen!

Aber die Lehmann achtete nicht weiter darauf und blieb ruhig in ihrem Schrank sitzen, während allmählich die übrigen Probiermamsells eine nach der anderen einzutreffen begannen. Sie zogen sich aus, sagten schläfrig den Kolleginnen guten Morgen und lungerten herum bis Käufer kamen. Setzen durften sie sich nicht, obgleich überall Sofas und Lehnstühle standen mit rotem Plüsch überzogen, der zum Rot des Teppichs paßte.

Fräulein Frida König stand am Fenster und sah durch den mächtigen Store, der die Blicke der Neugierigen vom Hause gegenüber abwehrte, auf die Straße hinunter. Unten klingelten die Pferdebahnen vorüber und rollten die Droschken vorbei. Auf dem jenseitigen Bürgersteige schob

sich eine geschäftige Menge: Leute, die zur Arbeit gingen, Fremde, Bummler. Teilnahmlos starrte sie hinab. Sie erschrak fast, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte und eine Stimme klang:

— Habe ich einen Kater!

Sie drehte sich herum. Fräulein Paschky stand hinter ihr, ein auffallend großes Mädchen mit etwas spärlichem Haar, das an der Stirn aussah, als hätten Mäuse daran herumgefressen. Um ihre Augen zogen sich dunkle Ringe und in der grellen Beleuchtung des Morgens sah sie fast grün aus.

Frida König lachte. Sie griff nach der Hand der anderen, an der ein dickes, goldenes Armband klirrte:

— Was hast Du denn gestern angestellt?

— Ich war mit meinem Freund aus dem Kultusministerium auf dem Maskenball im Wintergarten.

— War's schön? — fragte Frida König. Die Große antwortete mit heiser umschlagender Baßstimme:

— Nee war der besoffen, nee so was. Und er is mir ausgerissen. Wir sind auseinander. Er hat ne andere genommen.

Im selben Atem fast setzte sie jedoch hinzu:

— Aber ich denke 's wird sich schon wieder einrenken. Er kommt wieder. Er kann's ja doch nicht ohne mich aushalten!

Sie wurden auseinandergetrieben durch die Ankunft der Direktrice, Fräulein Göpel. Früher einmal gleichfalls Figur Gelbstern, war sie mit den Jahren ein wenig in die Breite gegangen. Aber sie trug nur Schwarz, sodaß sie noch immer verhältnismäßig schlank aussah. Von den Probiermamsells unterschied sie sich auf den ersten Blick, indem sie stets ihre Taille mit schwarzem Perlenausputz versah, was die Mädchen wegen des fortwährenden An- und

Ausziehens der Kleidungsstücke natürlich nicht gekonnt hätten.

Sobald die Direktrice erschien, ward Leben. Fräulein Harnisch legte den Lokal-Anzeiger fort, den sie bis dahin studiert hatte. Die dicke Lehmann suchte möglichst ihr Unwohlsein zu überwinden und erhob sich gemächlich aus dem Dunkel ihres Schrankes. Fräulein Kazimirek begann geschäftig eine Reihe von Regenmänteln durchzusehen, die in Massen an einem langgestreckten Kleidergestell hingen, und Frida König entfernte sich mit der großen Paschky langsam vom Fenster. Die Direktrice setzte ihren goldenen Kneifer auf und beobachtete die Mädchen ohne ein Wort zu sagen. In Gegenwart des Chef durfte sie ihn nicht tragen, weil er einmal geäußert hatte:

— Die Kunden sollen nicht gemustert werden, sonst denken sie, man will sie taxieren. Das hat gar keinen Zweck: die teueren Sachen werden so wie so zuerst gezeigt, damit die Leute an den billigen den Geschmack verlieren!

Da kam auch schon jemand die Treppe herauf, und die Probiermamsells verteilten sich etwas im großen Raum, daß es besser aussehe, und setzten, nach Überwindung ihres Jammers vom Sonntag, möglichst frische Mienen auf. Der Hausdiener, erst im Herbst von den Ulanen entlassen, nahm Stellung mit geschlossenen Beinen, und strich sich seine dunkelblaue Livree glatt, die ein gelber Vorstoß an den Nähten zierte.

Aber die ganze „Mobilmachung", wie Herr Lüttgens, der erste Kommis, es zu nennen pflegte, war umsonst, denn auf der Treppe tauchte nur der Chef auf, Herr C. G. Thielemann, ein würdiger Herr, mit angehender Glatze, vollendetem Bäuchlein, und bei seinem ergrauenden Haar eigentümlich pechschwarzen Koteletten.

Er rieb sich die Hände, und sagte verbindlich:

— Guten Morgen, meine Damen!

— Guten Morgen, Herr Thielemann! — kam es zurück. Dann stellten sich alle sehr beschäftigt, obwohl sie durchaus nichts zu thun hatten, und niemand kümmerte sich mehr um den Chef, der nur mit der Direktrice ein paar Worte wechselte, einen freundlichen Blick zu Fräulein Frida König sandte, und dann langsam die Treppe wieder hinunterstieg, um unten in seinem Privatkontor die Vossische Zeitung zu lesen, sein Leibblatt, denn er war Stadtverordneter.

Endlich erschienen die ersten Kunden, und die Tagesarbeit begann. Ein paar beleibte Damen suchten einen Morgenrock. Für welche er sein sollte, schien nicht sicher, und die dicke Lehmann mußte einen nach dem andern anziehen, sodaß sie ein Gesicht zog, als möchte sie die beiden Fetten vergiften.

Frida König zeigte immer abwechselnd mit Fräulein Harnisch einer jungen Frau, die, wie es schien, ihre Schwiegermutter zu Hilfe und Rat mitgebracht hatte, schottische Capes. Unausgesetzt mußten die beiden Mädchen ein neues umhängen. Dann traten sie jedesmal seitwärts vor einen Pfeilerspiegel, zogen sich den Umhang zurecht, damit er gut fiele, und schritten darauf den langen Gang zu den Schneiderateliers hinten, auf und ab, in gerader Haltung, sich nach den Spiegeln wendend, die rechts und links ihren Weg begleiteten, um, aus alter Gewohnheit, mit ihrer schönen Gestalt und ihrem hübschen Köpfchen zu liebäugeln.

Die Direktrice stand dabei und pries den beiden Damen den guten Schnitt, die diskreten Farben, die haltbaren, sogar regendichten Stoffe. Immer klang es:

— Fräulein, nehmen Sie das! Fräulein, zeigen

Sie einmal das! Fräulein, die gnädige Frau möchte das braune mit dem roten Futter noch einmal sehen!

Allmählich ward es voller und voller, bis schließlich eine ganze Anzahl Damen nicht mehr bedient werden konnte und sich wartend auf den roten Plüschmöbeln niederließ.

Die große Paschky stöhnte jedesmal, wenn sie an Frida König vorüberkam und raunte ihr zu:

— Ach, wenn mein Emil nur erst wieder gut wäre!

Dabei schien sie grüner und grüner zu werden, und Frida König freute sich im stillen, daß sie den Abend vorher ruhig bei ihrer alten Mutter in der Invalidenstraße gesessen und deshalb weder Kater hatte, noch ihren Emil betrauerte. Wenn sie dann die dicke Lehmann betrachtete, die gleichfalls wie eine Leiche ausschaute, so stieg noch ihr Wohlbefinden, und sie kam sich vor wie eine Heilige unter den anderen Mädchen, die bis auf das verheiratete Fräulein Kazimirek samt und sonders Verhältnisse hatten.

Sogar die zierliche, kleine Hagenbruch befand sich in festen Händen, wenigstens ging sie immer mit dem ersten Kommis, Herrn Lüttgens nach Haus.

Und selbst die Direktrice Fräulein Göpel machte keine Ausnahme. Jährlich zwei Mal im Herbst und im Frühjahr fuhr sie mit dem Chef Herrn C. G. Thielemann nach Paris, um die neuen Moden kennen zu lernen, in möglichst kurzer Zeit, möglichst viele Neuigkeiten unentgeltlich abzugucken und kleine Modellpuppen sowie Modelle zu erstehen, die dann in Berlin gleich in Masse nachgearbeitet wurden.

Schon vor Jahren hatte sie vom Chef einen Ring erhalten, der einem Trauringe ähnlich sah, jedoch einen einzigen Rubin trug. Für gewöhnlich stand er nach oben,

zu den Reisen aber drehte sie ihn aus repräsentativen Gründen herum, sodaß der Stein sich im Inneren der Hand verbarg.

Fräulein Frida König konnte jedoch nicht lange nachdenken, denn sofort tönte wieder die Stimme der Direktrice:

— Fräulein, bitte, die gnädige Frau möchte durch Sie bedient sein.

Und so ging es den ganzen Tag. Nur die Mittagspause brachte etwas Ruhe. Aber nachmittags war es fast noch schlimmer. Von Zeit zu Zeit zeigte sich Herr C. G. Thielemann. Er keuchte die Treppe herauf und begann einen Rundgang durch die verschiedenen Abteilungen, ging von einer Gruppe Damen, die seine Schätze musterten, zur andern, und machte ihnen, sich dabei die Hände reibend, mit lächelndem Gesicht eine Verbeugung. Meistens wußten die Käuferinnen zwar nicht, wer der freundliche Herr sei, aber da sie einmal begrüßt wurden, so nickten sie auch und Herr C. G. Thielemann dankte dann durch neues Verneigen.

Als er gegen fünf Uhr wieder erschien, war es leer geworden und es trat ein Augenblick der vollkommenen Ruhe ein, der seltsam abstach gegen das Treiben nur wenige Minuten vorher. Die Direktrice war verschwunden, um nach den Schneiderarbeiten hinten zu sehen, weil für Frau Bankier Schellhorn eine Pellerine bis abends sieben Uhr abgeändert werden sollte, die eben erst in Arbeit gegeben.

Die dicke Lehmann hatte sich infolge dessen wieder in das Dunkel ihres Schrankes zurückgezogen, die große Paschky, die sich noch immer nicht erholen konnte, trank eben ein Glas Wasser. Fräulein Kazimirek, Fräulein Hagenbruch, Fräulein Harnisch standen zusammen und hörten zu, wie Herr Lüttgens, der erste Commis, ein

großer, schwindsüchtig dreinschauender Blonder mit gebranntem Lockenhaupt und emporgekräuseltem Schnurrbart, einem Friseur gleichend, ihnen Geschichten erzählte. Sie mußten gepfeffert sein, denn die Mädchen thaten verschämt, hörten aber dann wieder desto eifriger zu.

Sie bemerkten nicht das Nahen des Herrn C. G. Thielemann; Fräulein Frida König stand allein neben einem der großen Spiegelschränke, unweit der Treppe und besah ihre Nägel. Sie waren rund und kurz abgeschnitten. Es fiel ihr ein wie die große Paschky ihr geraten, sie länger wachsen zu lassen und spitz zu schneiden in Krallenform. Das sei viel feiner.

Als der Chef sie anredete, erschrak sie, so geistesabwesend war sie gewesen. Er betrachtete sie wohlgefällig und sprach:

— Nun Fräulein, so in Gedanken?

Sie lächelte, aber als sie seine begehrlichen Augen sah, trat sie einen Schritt zur Seite, als müsse sie sich den anderen Mädchen mehr nähern.

— Was haben Sie denn? — fragte der Chef, ließ noch einmal einen Blick über ihre hübsche Figur gleiten und strich ihr, nachdem er sich verstohlen umgesehen, ob es niemand bemerke, vertraulich tröstend über die Schulter, während er dabei leise lachte.

Frida König war heiß geworden, als sie seine Berührung fühlte. Sie wollte ihn abwehren, aber zugleich dachte sie daran, daß sie es doch nicht mit ihm verderben durfte, denn er war der Chef. Und wiederum sträubte sich ihr Gefühl, sich anfassen zu lassen.

Doch ehe sie sich zu diesem oder jenem entschlossen, wandte sich Herr C. G. Thielemann ab: ein paar Damen kamen die Treppe herauf und er ging ihnen ein Stück entgegen, um seine Verbeugung zu machen, indem er sich

die Hände rieb. Dann stieg er langsam in den Laden hinab.

Die Käuferinnen waren weitergeschritten der Gruppe des Herrn Lüttgens mit den drei Mädchen zu. Die kleine Hagenbruch und Fräulein Harnisch fragten nach ihrem Begehr und dabei sah Frida König, wie der Kommis Fräulein Kazimirek von hinten verstohlen ins Bein kniff.

Sie mußte das gewohnt sein, denn sie ließ es sich ruhig gefallen.

Und daß diese, die doch verheiratet war, auch nicht anders zu sein schien als die übrigen, das fiel plötzlich Frida König auf. Noch nie hatte sie so darauf geachtet, sich noch nie Gedanken gemacht, nun war es ihr, als sei ihr plötzlich ein Schleier herabgefallen und sie zur Erkenntnis gelangt.

Sie war ja vieles gewohnt, hatte manches derbe Wort mit anhören müssen, aber immer war sie ruhig darüber hinweggekommen, hatte sich nicht weiter viel dabei gedacht.

An diesem Abend, als das Geschäft schloß, beobachtete sie die anderen mit schärferen Augen, sah, daß die Direktrice im Privatkontor des Herrn C. G. Thielemann verschwand, um die Verkäufe des Tages zu besprechen, und das fiel ihr zum ersten Mal auf, sah Herrn Lüttgens mit der kleinen Hagenbruch davongehen und gewahrte, daß die dicke Lehmann von einem mittelalterlichen Herrn erwartet wurde mit gewichstem Schnurrbart und bis ins Genick durchgezogenem Scheitel, Einglas im Auge und blankem Cylinder, den er zog, als wäre sie eine Prinzessin und keine verkaterte Probiermamsell.

Fräulein Harnisch war längst davon. Frida wußte, daß sie regelmäßig von einem Offizier in Civil abgeholt wurde, der sich in Berlin auf Kommando befand.

Sie selbst ging mit Fräulein Kazimirek die Straße hinab. Die große Paschky hatte richtig kurz vor dem Laden ihren Emil gefunden, dessen demütige Bitte um Verzeihung sie sehr gnädig entgegennahm. Aber auch die Frau des böhmischen Schneiders schien Nebenwege zu wandeln, denn als sie eine Weile nach den Linden zu gegangen waren, entfernte sie sich plötzlich unter einem einfältigen Vorwande, und kurze Zeit darauf erblickte Frida sie, wie sie von einem Herren angeredet ward, der jedenfalls nicht Herr Kazimirek war.

Nun war das Mädchen ganz allein. Nachdenklich schritt sie des Weges. War sie denn die einzige, die keinen Liebhaber hatte? Es schien ja, als müßte das so sein.

Da war es ihr, als ob sie jemand verfolgte und in der Scheibe eines großen Lederwarengeschäftes konnte sie einen Herren sehen, der dicht hinter ihr her ging. Und plötzlich überkam sie eine jähe Angst und sie rettete sich in ihren Omnibus zur Invalidenstraße, der gerade schwerfällig des Weges rollte.

Als sie im Inneren saß, erschien sie sich recht thöricht, denn sie kannte doch das Leben in der großen Stadt, und war kein Kind mehr. Aber gegen die anderen kam sie sich doch wie eine Heilige vor.

* * *

Am nächsten Tage hatte die große Paschky wieder Kater und als Frida sich darüber wunderte, flüsterte sie ihr zu:

— Wir haben doch Versöhnungsfest gefeiert.

Frida lächelte und ging wieder daran, den Damen Mäntel, Kleider, Umhänge und Capes vorzulegen. Von keiner anderen ließen sie sich so gern bedienen wie von

ihr. Sie wußte es den Leuten mundgerecht zu machen, gab bereitwillig zu, daß dieses und jenes nicht geschmackvoll sei und verstand es, die Damen im Glauben zu erhalten, sie wären die einzigen, die wirklich zu beurteilen wüßten, was chik sei.

Herr C. G. Thielemann hatte das wohl bemerkt und sagte ihr etwas Schmeichelhaftes darüber, zur größten Wut des Fräulein Harnisch, der anderen Selbsternfigur. Aber Frida liebte es nicht, wenn der Chef mit ihr sprach. Er hatte etwas so Lüsternes, daß er sie jedesmal abstieß. Das drückte sich in ihrem Wesen aus, indem sie den Eindruck machte, als habe sie schon ihren einen Fuß zur Flucht vorgesetzt, wenn Herr C. G. Thielemann sich nur in der Nähe zeigte.

Die anderen Mädchen waren die Huldigungen des Chefs längst gewahr geworden.

— Sie sind dumm Fräulein! — sagten sie zu ihr, und Fräulein Kazimirek, die etwas Katzenhaftes haben konnte, begann schon in Frida König den aufsteigenden Stern zu sehen, dem man schmeicheln mußte um später etwa eine gute Stellung zu haben.

Es dauerte auch nicht lange, so kam es zur Entscheidung: Fräulein Göpel die Direktrice hatte eine so scharfe Auseinandersetzung mit dem Chef vor den versammelten Mädchen, daß sie eines Morgens nicht im Geschäft erschien, sondern sagen ließ, sie habe Halsentzündung und müsse sich laut ärztlichem Rat mindestens eine Woche lang schonen.

Und das war so gekommen:

Die Direktrice that freundlich gegen die Damen, wo es am Platze schien, fast demütig, wenn sie gute Kunden vor sich hatte. Aber sie konnte auch vernichtend kalt sein, wenn sie merkte, daß jemand kam, der nur besehen, aber

nicht kaufen wollte. Bisher war ihr Auge darin untrüglich gewesen. Doch jetzt hatte sie sich geirrt.

Eine einfach gekleidete Dame war eingetreten, und hatte sich bei Fräulein Göpel sofort dadurch verdächtig gemacht, daß sie nicht wußte, was sie eigentlich wollte. Begleitet wurde sie von einer älteren Dame, die sich sehr zurückhielt. Alles wurde gezeigt, aber nichts schien Gnade zu finden, bis der Direktrice die Geduld riß, sie ihren Kneifer aufsetzte, und bei einem zurückgeschobenen Stücke wütend rief:

— Das ist ein Pariser Modell von Lachaud frères, rue de la paix. Das gleiche Exemplar ist nur noch für die Herzogin von Montpensier angefertigt!

In ihrem Ärger wurde sie purpurrot, und schickte sämtliche Probiermamsells, die neue Sachen vorlegen wollten, fort, sodaß die beiden Damen inmitten des Lokals allein standen, auf dem großen, rotgeblümten Teppich, und keine menschlichen Gestalten mehr um sich sahen, als in den vielen Spiegelscheiben rundum ihr eigenes Bild.

Die Jüngere, bescheiden gekleidete, lächelte etwas verlegen, und hob ihre Lorgnette vor die Augen. Sie wußte offenbar nicht recht, was geschehen sollte. Die Ältere dagegen wandte sich spöttisch zu ihr, blitzte Fräulein Göpel an und sprach mit besonderer Betonung der Anfangsworte:

— Königliche Hoheit befehlen wohl, nichts weiter zu sehen!

Dann waren die Damen gegangen, und, ohne sich weiter umzublicken, in einem mittlerweile vor dem Laden vorgefahrenen, prinzlichen Wagen verschwunden.

Nun gab es für Herrn C. G. Thielemann offenbar keine Aussicht mehr, Hoflieferant zu werden, und das

vergaß er der Direktrice nicht. Er keuchte die Treppe herauf und rief Frida, die, wie gewöhnlich, nicht weit vom Eingang stand. Mit innigem Behagen sah er sich das Mädchen an. Für Figur Gelbstern besaß er Vorliebe und Verständnis. Er klopfte seiner Probiermamsell auf die Schulter, wobei er wohlwollend seine Hand etwas länger ruhen ließ, als gerade notwendig, und sprach mit gewinnendem Lächeln:

— Fräulein . . . Fräulein . . . wie ist doch gleich Ihr Name?

— Frida König! — entgegnete sie leise, und er fuhr fort:

— Also, Fräulein König, die Direktrice hat sich krank gemeldet. Ich sehe, Sie haben Geschick — so mögen Sie die Vertretung übernehmen.

Ihre Augen strahlten, und sie machte sich sofort daran, den kaufenden Damen ihre Dienste anzubieten. Daß sie die Direktrice vertreten sollte, mußte sie den übrigen Mädchen selbst mitteilen, denn der Chef fürchtete Auseinandersetzungen und hatte sich zurückgezogen.

Nur Fräulein Harnisch meinte:

— Die Herrlichkeit wird ja nicht lange dauern!

Die anderen waren es wohl zufrieden. Die dicke Lehmann hoffte, nun faulenzen zu dürfen, und flüchtete augenblicklich in das Dunkel ihres Schrankes. Fräulein Kazimirek zeigte sich besonders freundlich. Die große Paschky gab Frida sogar hinter dem Kleiderständer einen Kuß.

Aber die Mädchen hatten sich verrechnet. Die Stellvertreterin ließ ihnen keine Ruhe. Von einer Käuferin ging sie zur anderen, fragte, ob sie gut bedient sei, schlug etwas vor, ordnete eine Änderung an, wenn sich der endgiltige Kaufabschluß an einer Kleinigkeit stieß, und zeigte

den Damen fast das ganze Lager, sodaß die Probiermamsells hunderte von Kleidungsstücken anziehen mußten, ganze Berge sich häuften von Jacken, Kleidern, Umhängen, und die Spiegelschränke beinahe leer wurden.

Das ging so ein paar Tage, bis die Mädchen sich auch damit absanden und sich schließlich so daran gewöhnt hatten, Fräulein Frida Königs Anordnungen nachzukommen, daß sie sich fast fürchteten, die alte Direktrice möchte wiederkehren.

Aber daran war nicht zu denken.

Fräulein Göpel hatte in ihrer Wut Herrn C. G. Thielemann in einem eingeschriebenen Briefe den Ring zurückgeschickt, mit der Bitte, ihn weiter machen zu lassen, da sie zu dicke Finger bekommen, um ihn noch tragen zu können. Sie war nicht gewillt gewesen, ihn auf ihre Kosten ändern zu lassen, denn sie kratzte jede Mark zusammen, und der ganze Ring war doch überhaupt auf Geschäftsspesen zu rechnen. Zugleich hoffte sie dadurch auf zarte Weise den Chef an seine Verpflichtungen zu erinnern, denn die Frühjahrsreise nach Paris stand vor der Thür.

Aber Herr C. G. Thielemann fühlte sich im Gegenteil nur daran gemahnt, daß seine Direktrice nicht mehr die schlanke Gelbsternfigur besaß, wie einst, und freute sich im Gedanken an die Pariser Reise, den Ring auf Fräulein Frida Königs schmalen Finger stecken zu können. Deshalb schrieb er Fräulein Göpel einen groben Brief und führte so einen vollkommenen Bruch herbei, der damit endigte, daß er seiner früheren Direktrice ein Abstandsgeld zahlen mußte, und sie aus Rache in die Konkurrenzfirma Gebrüder Möwes eintrat, mit der Drohung, alle Kunden dorthin zu ziehen.

Der erste Kommis, Herr Lüttgens, verließ plötzlich

die kleine Hagenbruch und entdeckte in sich eine späte, aber leidenschaftliche Neigung zu Fräulein Göpel, mit der er sich verlobte. Nun schied auch er aus der Firma aus.

Herr C. G. Thielemann aber ernannte Fräulein Frida König zur Direktrice. Damit schien, nach den Gepflogenheiten der Firma, die Modellreise nach Paris verknüpft.

Und die Probiermamsells im Laden meinten, auch der Ring mit dem Rubin, der sich aus repräsentativen Gründen in einen Trauring verwandeln ließ, gehöre unfehlbar dazu, wie Scepter und Krone als Attribute der Herrschaft.

* * *

Die neue Direktrice freute sich wie ein Kind auf die Pariser Reise. Sie war noch nie aus der Mark Brandenburg heraus gekommen und erwartete sich Wunder von Paris. Nur der Ring machte ihr Sorgen, und sie überlegte sich im stillen, was sie sagen sollte, wenn ihr Herr C. G. Thielemann davon sprechen würde.

Aber vor der Hand that er des symbolischen Reifens nicht Erwähnung, der Frida vorkam, wie das Schnupftuch des Orientalen, der es jener Sklavin zuwirft, die seine Gunst erworben.

Abends nach Schluß, wenn die anderen Mädchen gegangen waren, der Hausdiener die Rollläden herableierte und das elektrische Licht löschte, rief sie der Chef, wie er es früher mit Fräulein Göpel gethan, noch hinunter in sein Privatkontor mit dem Ausgang nach dem Hausflur.

Als sie eintrat, legte sich eine Beklemmung auf sie, daß es ihr die Kehle zusammenschnürte, und ihre Angst wuchs, nun, da sie sich allein dem Chef gegenüber sah.

Er war aufgestanden und näherte sich ihr. Aber er blieb ein Stück von ihr entfernt, betrachtete sie nur freundlich lächelnd, und fragte:

— Nun Fräulein, sind Sie denn zufrieden über Ihr Avancement?

— Ich danke vielmals, ich bin sehr glücklich, Herr Thielemann! — antwortete sie mit gepreßter Stimme. Er sprach nichts weiter, sondern blieb vor ihr stehen. Es schien, als wüßte er nicht so recht, was er eigentlich sagen sollte. Endlich trat er ganz nahe heran:

— Fräulein, Sie wissen, wir werden demnächst nach Paris reisen!

Frida schlug die Augen zu Boden und antwortete nicht. Herr C. G. Thielemann suchte nach weiteren Worten. Die Kehle ward ihm trocken. Er schluckte ein paarmal und näherte sich ihr immer mehr, während er irgend etwas erzählte, von den Schönheiten der Reise und dem Glück, daß sie nun alles dieses kennen lernen sollte. Es war durcheinander gewürfelt, ohne jeden Zusammenhang. Sie fühlte, daß er nur redete, um zu reden.

Immer näher kam er an sie heran, sie spürte seinen warmen Atem, und meinte, ihm ausweichen zu sollen, während sie doch nicht begriff, warum sie immer noch an der Stelle gebannt blieb, wo sie stand. Wie gelähmt fühlte sie sich, unfähig, auch nur einen Schritt zu thun.

Da betrachtete sie der Chef von oben bis unten und erklärte, indem er ihre Taille besah, die sie sich nun, wo sie nicht mehr anzuprobieren hatte, eigenhändig am Abend vorher mit Schmelz benäht:

— Sie haben wirklich Geschmack, Fräulein Frida, wie das alles sitzt. Zeigen Sie mal her.

Dabei strich er leise mit der Hand über ihre Schulter, als wolle er den Besatz prüfen. Sein Atem ging schneller,

er hustete, sagte „ja . . ja“ ein paarmal, hob ganz unnötig eins der schwarzen, glänzenden Prismen auf, mit denen das Kleid ausgeputzt war, und faßte sie endlich plötzlich an, indem er heiser flüsterte:

— So eine Figur, es ist eigentlich eine Sünde, daß Sie nicht mehr anprobieren. Wer so gebaut ist . . . . .

Da wehrte sie ihn ab, und trat, dunkelrot geworden, einen Schritt zurück:

— Herr Thielemann, das verbitte ich mir . . . .

Aber er ließ nicht nach, und griff noch einmal nach ihr mit den Worten:

— Sein Sie doch nich' komisch, Kindchen . . . . . .

— Rühren Sie mich nicht an, Herr Thielemann! — rief da Frida laut. Sie hob die Faust, als würde sie den Chef schlagen, wenn er es noch einmal wagen sollte, sie anzufassen. Einen Augenblick begann er zu stutzen, doch dann lächelte er freundlich und lenkte ein:

— Was wollen Sie denn, Sie mißverstehen mich, wie es scheint. Ich hatte nur die gute Absicht, Ihnen meine Hilfe anzubieten für Paris. Sehen Sie mal, Kindchen, dort müssen Sie nicht nur gut gekleidet gehen, nein, sogar besonders chik. Einfach aus Geschäftsrücksichten. Und ich muß das verlangen. Ich wollte Ihren Anzug mal kontrollieren, denn Sie reisen ja mit mir. Da wollte ich denn einfach sehen, was Sie brauchen würden. Sehen Sie, das bekommen Sie von mir. So ist es mit Fräulein Göpel auch gewesen. Das trägt die Firma. Das sind Geschäftsspesen. Na also. Nun sehen Sie mal an, und Sie führen so'ne Komödie auf und sind gleich so wütend! Als ob ich Ihnen was hätte zu Leide thun wollen! Und ich meine es doch gerade gut mit Ihnen!

Herr C. G. Thielemann hatte seine volle Ruhe wieder-

gewonnen und that nun, als sei ihm von seiten seiner neuen Direktrice bitteres Unrecht widerfahren.

Sie wollte ihm zuerst nicht glauben, doch seine Sicherheit machte sie schwanken, und schließlich ließ sie sich ganz gewinnen, da er ein väterlich freundliches Wesen zeigte, als läge ihm nur daran, für ihr Wohl und Wehe zu sorgen.

Am nächsten Tage wurde ihr Maß genommen, und in aller Eile zwei Kleider für Fräulein Frida König, die neue Direktrice, angefertigt.

— Für die Hochzeitsreise! — wie die Probiermamsells höhnisch sagten, indem sie nach Fridas Finger äugten, um den Ring zu entdecken.

Aber noch steckte kein Ring daran.

Die einzige, die es wirklich gut meinte, war die große Paschky. Sie nahm Frida beiseite, in der Mittagspause, als Fräulein Harnisch mit der dicken Lehmann und der kleinen Hagenbruch essen gegangen waren, und nur noch Fräulein Kazimirek am Fenster stand und auf die Kunden wartete, die nicht erschienen:

— Du bist nicht nett gegen den Chef. Wozu spielst Du nur jetzt die Komödie. Das hat doch gar keinen Zweck, Frida. Und wenn unser Alter nu auch mal 'n bißchen zärtlich wird und Dich abknutscht. Was schad't Dir denn das? Du wirst Dich ja doch anderswo schadlos halten, daß 's Jemüt nich zu kurz kommt.

Dabei zwinkerte die große Paschky mit den Augen und schnalzte mit der Zunge, als ob eine Flasche entkorkt würde. Frida antwortete nicht. Einen Augenblick wollte sie sich verteidigen, und entrüstet zurückweisen, daß sie sich schadlos hielte, dann beruhigte sie sich. Sie dachte nur, es würde ihr ja doch keines der anderen Mädchen glauben, daß sie jeden Abend nach Geschäftsschluß ruhig zu ihrer

alten Mutter hinausfahre, nach der Invalidenstraße, ohne sich auch nur nach einem Manne umzusehen.

Doch die Reise machte ihr jetzt Sorge, und sie mochte sich nicht recht freuen über die beiden schönen Kleider und einen Umhang, den der Chef noch dazu gab, weil er ihr Jacket nicht genügend fand. Da er sich aber die paar Tage, die noch blieben, fast gar nicht um seine Direktrice kümmerte, so gewann sie wieder Mut und reiste endlich mit Herrn C. G. Thielemann ohne besonderes Herzklopfen ab.

Herr Schneegans, der neue erste Kommis, ein Fünfziger, der schon einmal ein eigenes Geschäft besessen, jedoch verkracht war, weil er mit ungenügenden Mitteln begonnen, übernahm während ihrer Abwesenheit die Oberleitung.

Alles ging seinen alten Lauf: die Mädchen kamen Montags, wie ab und zu auch in der Woche, verkatert an. Die dicke Lehmann kroch in ihren Schrank, die große Paschky erzählte von ihrem Freund aus dem Kultusministerium, dem ungetreuen Emil. Fräulein Harnisch ließ sich von ihrem Offizier abholen. Fräulein Kazimirek bummelte die Linden auf und ab, die kleine Hagenbruch kokettierte mit dem neuen ersten Kommis, als hätte es nie einen Herrn Lüttgens gegeben.

Nur eine war neu: Fräulein Baromeit, eine Ostpreußin, die an Frida Königs Stelle getreten. Sie war bildhübsch, schwarz, mit dunklem Teint, bloß eins störte, daß die Augenbrauen ein wenig zusammengewachsen waren. Wie die übrigen Mädchen wußten, bezog sie von einem Landsmanne, der in Berlin sein Gut verzehrte, ein monatliches Geschenk von zwei- bis dreihundert Mark, je nach der augenblicklichen Vermögenslage des Freundes. Aus diesem Grunde und wegen ihres Namens Baromeit hieß sie der Barometer.

Zu der Zeit als der Zug aus Köln gerade in Paris ankommen mußte und Fräulein Frida König vielleicht eben mit Herrn C. G. Thielemann eine Droschke bestieg um in's Hotel zu fahren, standen die große Paschky, Fräulein Harnisch und der Barometer im Dunkeln um den Schrank der dicken Lehmann, während vorn die anderen mit Herrn Schneegans den Versuch machten einer rothaarigen Dame einzureden gerade ihr stünde eine rote Pellerine gut, die sie wegen ihrer Farbe bisher noch nicht hatten absetzen können.

Fräulein Barometer erklärte es gerade, indem sie ihre echten Perlenohrringe nach vorn drehte, für eine unerhörte Forderung, mit dem Sündenlohn, den die Firma zahlte, auszukommen, als die große Paschky die Uhr zog.

— Fräulein Paschky! — klang da die Stimme des ersten Kommis, und sie konnte nur noch in der Eile des Weggehens sagen:

— Jetzt dreht die Direktrice den Ring um.

* * *

Herr C. G. Thielemann und Frida König waren wieder da.

Er war mürrisch und brummig zurückgekehrt und sie trug keinen Ring. Aber die Probiermamsells glaubten nicht daran, sondern meinten nur, sie sei eben vorsichtiger und wahre den Schein.

Der Chef hatte solchen Widerstand bei ihr gefunden, daß sie ihm ganz unerklärlich geworden. Solch ein Mädchen war dem alten Junggesellen, der nun schon seit einem Menschenalter die Konfektion kannte, noch nicht vorgekommen. Aber Frida nötigte ihm Achtung ab.

Dazu hatte sie sich geschäftlich von der glänzendsten Seite gezeigt. Leicht und schnell hatte sie sich alles ge-

merkt, dann alles im Hotelzimmer aufs Papier geworfen, mit Wort und Stift, denn sie zeichnete sehr hübsch Moden. Herr C. G. Thielemann brachte das Bewußtsein heim, noch nie so gut eingekauft zu haben. Die Modellpuppen waren von tadellosem Geschmack, die Modelle an Kleidungsstücken billiger als sonst, und alle so, daß die Damen sich darum rissen, als die ersten Neuigkeiten im Laden erschienen.

Jetzt gab es alle Hände voll zu thun, das Geschäft wurde nicht leer vom Morgen bis zum Abend, und die Wiederholung eines marineblauen Umhangs mit Stuartkragen und dreifacher Bandeinfassung, den die Direktrice gegen das Urteil des Chefs ausgesucht, ward einundachtzig mal verkauft, sodaß Herr Schneegans ganz wie von selbst jeder Dame sagte:

— Gnädige Frau befehlen gewiß den marineblauen Umhang. Etwas anderes wird gar nicht getragen.

Mit stiller Rührung saß Herr C. G. Thielemann abends vor Geschäftsschluß in seinem Privatkontor. Er hatte eben festgestellt, daß seit Bestehen seines Geschäftes eine Tageseinnahme wie die vom vergangenen Tage noch nicht vorgekommen war.

Er wußte, daß er dieses Ergebnis nur der neuen Direktrice zu danken hatte, und mit Schrecken dachte er an die Möglichkeit, daß sie ihm von der Konkurrenz ausgemietet werden könnte. Dazu erinnerte er sich ihres Versagens auf der Reise, und ihre schöne Gelbsternfigur mit den Eigenschaften der „fausse maigre“, für die er stets Sinn und Verständnis besessen, trat ihm vor die Phantasie.

Er dachte daran, wie sie ihm gedroht, als er ein einziges Mal versucht, sich ihr in Paris zu nähern, augenblicklich den Kellner zu rufen. Er überlegte, daß er keine

Anverwandten besaß, von denen er Schwierigkeiten gewärtigen könne, oder denen er Rücksichten schuldig wäre.

Da kam ihm der Gedanke, da er sonst keinen Ausweg fand: sie zu heiraten. Das schöne Mädchen würde in jeder Hinsicht den Platz an seiner Seite ausfüllen.

Er ließ sofort die Direktrice rufen.

Gleichmütig trat Frida König ein. Sie hatte keine Angst mehr und keine Beklemmungen, seit sie wußte, daß der Chef ihrer bedurfte und sie sofort eine Stelle finden konnte, wenn sie das Geschäft verließ.

Herr C. G. Thielemann nötigte sie auf das kleine Sofa neben dem Schreibtisch und nahm seine Bücher vor. Als Einleitung begann er ihr Rechnungsabschlüsse und Tageseinnahmen-Durchschnitte des letzten Jahrzehnts vorzulesen, sodaß sie zuerst nicht verstand, wohin das eigentlich zielen sollte.

Sie betrachtete seine gefärbten Koteletten und er schien ihr älter als je. Es war ihr, als stände sie jetzt ganz anders zu ihm, solche Sicherheit hatte ihr die Reise gegeben.

Der Chef wurde weich über seinen Zahlen, die er an Stelle einer Liebeserklärung vortrug, und als er mit seinem Rechenwerke zu Ende war und das schlanke Mädchen auf dem Sofa neben sich sah, mit der neuen Pariser Frisur, die sie den Damen dort abgeguckt, und er gewahrte, wie sie atmete, was ihm immer besonderen Eindruck machte: da konnte er nicht mehr an sich halten, und verkündete ihr, wie eine Belohnung für ihre Leistungen:

— Mein Kindchen, meine liebe Frida, darum sollen Sie eben meine Frau werden!

Er glitt, ehe sie recht zur Besinnung kommen konnte, auf den leeren Sofaplatz neben ihr, und drückte einen Kuß mit saugenden Lippen auf ihre Wange.

Das brachte sie sofort zur Wirklichkeit. Sie sprang auf. Aber sie sagte nichts. Es kam ihr zu unerwartet. Nicht böse blickte sie ihn an, mehr mit dem Ausdruck unsäglichen Erstaunens. Darüber wieder war er betroffen, und meinte, in ihrer Bescheidenheit könne sie das große Glück nicht fassen, das er ihr bot.

Und Herr C. G. Thielemann fühlte sich sehr großmütig, indem er ihr vorschlug, heute kein Wort mehr darüber zu sprechen. Sie möge ruhig nach Hause gehen, sich sammeln, morgen würde sich dann schon von selbst alles finden.

Frida ging. Er machte den Versuch, sie an sich zu ziehen, doch sie drängte ihn beiseite. Das nahm er nicht weiter übel: er legte es ihr als Befangenheit aus und ließ sie ziehen.

Als sie aus dem Privatkontor trat, flimmerte es ihr vor den Augen, und sie war froh, die anderen Mädchen nicht mehr zu finden. Nur der Hausdiener stand noch vor der Thür, in seiner Livree mit der gelben Einfassung. Er unterhielt sich mit einem Mädchen vom Fleischer gegenüber.

Sie schritt planlos durch die Straßen, immer im Gedanken an das, was geschehen, und fand sich am Belle-Allianceplatz, also gerade auf entgegengesetztem Wege, um zu ihrer Mutter zu gelangen. „Heiraten, heiraten", das Wort ging ihr im Kopf herum. Er wollte sie heiraten. Eigentlich ein Glücksfall. Er war gewiß wohlhabend, wenn nicht reich. So konnte sie ihr Glück machen. Dann hätte sie das Geschäft mit besessen. Sie, die reiche Frau C. G. Thielemann. Und vielleicht wurde er doch noch Hoflieferant, und endlich einmal Kommerzienrat!

Gegen ihre sonstige Sparsamkeit schwang sie sich auf die Pferdebahn, um nach Haus zu fahren. Es war ja

jetzt ganz gleich. Darauf kam es nun wirklich nicht mehr an.

Erleichtert seufzte Frida auf. Ach, wie sie sich sehnte, bloß aus den Sorgen des Tages herauszukommen, obgleich sie jetzt schon ein wesentlich höheres Gehalt bezog.

Etwas wie Mitleid überkam sie, fast wie Verachtung, wenn sie an die anderen Mädchen dachte, mit ihren Freunden, ihrem Leben von der Hand in den Mund. Wenn Herr C. G. Thielemann auch nicht gerade schön war, und nicht mehr jung — ach was, sie war auch schon neunundzwanzig Jahre! Wer mochte wissen, wie lange sie noch ihre Selbsternfigur besaß.

Da war es ihr, als hätte sie schon den Ring am Finger, aber nicht den mit dem Rubin, den man erst drehen mußte, sondern einen glatten, goldenen Reif, um von allen Seiten die Probe zu bestehen.

Unwillkürlich griff sie nach dem vierten Finger. Dabei lief ein Lächeln über ihre Lippen.

* * *

Den ganzen folgenden Tag hindurch fand sich keine Gelegenheit für Frida, mit dem Chef zu reden, so groß war der Andrang der Käuferinnen. Sogar die Mittagspause konnte nicht eingehalten werden, und die Direktrice ließ sich nur durch den Hausdiener aus einem benachbarten Bräu etwas kalten Aufschnitt als Mittagessen holen. Aber sie that gern die Arbeit ohne Unterbrechung, denn es war ihr, als arbeite sie schon halb für das eigene Interesse.

Zwar wollte sie manchmal ein unangenehmes Ge-

fühl beschleichen, wenn sie daran dachte, sich von Herrn C. G. Thielemann küssen lassen zu müssen, und im Gedanken, daß sie ihm als Frau alle Rechte einräumen müsse, schüttelte sie sich zuerst, doch mit der Zeit gewöhnte sie sich daran und wußte sich die günstigen Seiten klarer ins Licht zu rücken.

Eigentlich war er so übel nicht, jedenfalls ein ganz guter Mann, der stets für sein Personal gesorgt hatte. Wenn er auch eine zu ausgesprochene Vorliebe für Fräulein Göpel besessen, so konnte sie ihm das nicht zum Vorwurf machen, beim Entgegenkommen der ersten Direktrice, und in Anbetracht dessen, daß er Junggeselle war.

Thaten es nicht alle so? Sie war nichts anderes gewöhnt, sie hatte nie etwas anderes vor Augen gehabt. Vor allem fühlte sie sich nicht berufen ihm etwas vorzuwerfen, sie gewiß nicht.

Wie sie einen Augenblick Ruhe hatte, weil zwei Schwestern, denen sie den marineblauen Umhang mit Stuartkragen empfohlen, miteinander Rat hielten, ob nur eine ihn wählen sollte oder beide, da entglitten ihr plötzlich ihre Gedanken und sie dachte Jahre zurück, als sie eben erst von der Mutter ins Geschäft geschickt worden.

Ein Männerantlitz stieg in ihrer Erinnerung auf, ein großer, schlanker, blonder Mensch, der „junge Mann“ im Schnittwarenladen draußen, weit draußen im Norden Berlins, wo die letzten Häuser standen und das kahle, nackte Feld anfing hinter den Mietskasernen.

Und sie dachte an die vielen, vielen Stunden, wo kein Mensch den Laden betrat und die beiden allein waren, während die „Frau“, eine Witwe, in den vierten Stock hinaufgegangen, um ihren Kindern das Essen zu kochen.

Sie dachte an die Langeweile, die sie plagte, wie er begonnen sie einmal zu küssen und sie sich nicht gesträubt aus Unerfahrenheit, Gleichgültigkeit, Langeweile und Jugend.

Wie dann der Frühling ins Land gezogen und er sie bestürmt und bestürmt mit seinem ehrlichen Gesicht und den treuen Augen, die sie doch verlassen, nachdem er kaum seinen Willen gehabt.

Das meinte sie, hatte sie geheilt — für immer. Aber es fiel ihr plötzlich auf die Seele. Davon ahnte Herr C. G. Thielemann nichts, wie keiner im Geschäft. Es war ein Glück für sie gewesen, sonst würde sie wohl wie die anderen Mädchen geworden sein. Nur bildete sie sich ein, sie müsse es dem Chef sagen.

— Wir nehmen ihn beide . . . beide den blauen, Fräulein! — klang da die Stimme der einen Schwester, und Frida rißen die Worte zur Wirklichkeit zurück. Sie verbeugte sich sofort gegen die Damen:

— Wie Sie wünschen. Ich würde auch dazu raten. Man trägt jetzt nur noch das.

Dann wurde den Schwestern sofort durch Fräulein Baromeit und Fräulein Hagenbruch die angenähte Preistafel abgeschnitten, denn natürlich wollten die Damen sich gleich mit ihrem neuen Besitztume auf der Straße zeigen.

Gegen Geschäftsschluß ließ Herr C. G. Thielemann die Direktrice Fräulein Frida König in sein Privatkontor rufen. Das Herz klopfte ihr doch ein wenig als sie eintrat, und sie war wankend geworden in ihrem Entschluß, dem Chef von ihrer Vergangenheit zu erzählen. Wozu meinte sie jetzt, das war vergessen und abgethan. Er würde nicht danach fragen, und sie wollte nicht dumm sein und sich womöglich die Aussicht verderben, ihr Glück im Leben zu machen.

Herr C. G. Thielemann strahlte über das ganze Gesicht, als sie eintrat, und ging ihr sofort entgegen. Wie er ihr die Hand reichte, fand sie ihn nicht gar so übel mit seinem freundlichen Lächeln und auch sie machte ein fröhliches Gesicht. Er schien sie an sich ziehen zu wollen, doch in der Bewegung zögerte er und hielt ihr mit gedämpfter Stimme eine kurze Anrede:

— Also Kindchen die Sache ist klar, nicht wahr? Ich möchte nur gern sagen .... eh .. eh .... ich habe mir's reiflich überlegt und bin kein junger Sausewind, der etwa anderer Ansicht werden könnte. Das ist ja das, was wir Leute in den besten Jahren voraus haben vor so einem jungen Kiekindiewelt. Ich habe mir gedacht: Du machst es nicht wie die Kollegen, die nur eine nehmen mit 'nem hübschen Vermögen, das im Geschäft angelegt und meinetwegen auch sichergestellt werden kann, nein, Du heiratest eine, ohne einen Groschen in der Tasche, aber ein Mädchen wie man's suchen kann, ein Mädchen, das 's Geschäft ganz allein besorgt wenn's nötig ist. Das ist ne Mitgift wie'n Kapital. Und Du heiratest eine, mit der Du zusammen arbeiten kannst, daß ihr mal die erste Firma werdet in der Konfektion in Berlin. Ja, das Vertrauen habe ich. Und endlich habe ich mir gesagt, wenn sie auch nur Probiermamsell war und Direktrice ist — es kann ihr doch keener was nachsagen, ebensowenig wie einer, die bei den Eltern wohnt in der Beletage in der Tiergartenstraße. Und außerdem ... außerdem so'n schönes Mädchen giebts nich so leicht wieder wie die ....

Er war ganz erregt geworden über all das Glück, das sich ihm mit dem Mädchen böte und faßte Frida bei den Armen, indem er schmunzelnd ihr Fleisch betastete.

Sie hatte ruhig seine Worte mitangehört. Das Gefühl ihres Wertes für diesen Mann ward ihr klar, und

es schien ihr, als böte sie ihm soviel mehr, als er ihr, mit ihrer Schönheit und Jugend, ihrer Geschäftstüchtigkeit, und er dünkte ihr in diesem Augenblick so alt und häßlich, daß die Wagschale immer noch weit zu ihren Gunsten stünde, auch wenn sie ihm mit dürren Worten seinen Irrtum von ihrer Reinheit nähme.

Ja sie betrachtete es als Pflicht und als Klugheit zugleich, ein für alle Mal diesen Punkt für die Zukunft klarzustellen. Und sie, die nur mit Ekel und Mißbehagen stets an den Fehltritt ihrer unerfahrenen, dummen Jahre zurückdachte, empfand etwas wie Sühne, wenn sie spräche.

Schnell fand sie die Worte:

— Herr Thielemann, es ist nicht ganz wie Sie denken. Vor nun bald zehn Jahren habe ich mich mal übertölpeln lassen von einem jungen Menschen. Ich wußte selbst nicht recht, ob's gut wäre oder böse. Vierzehn Tage, dann war's vorbei, und mir kommts heute wirklich wie'n Traum vor. Ich versteh's selber nicht. Wenn ich's nicht längst bereut hätte, brauchte ich's Ihnen ja gar nicht zu sagen, denn es weiß keiner davon ....

Sie zögerte und fügte noch langsam hinzu:

— Und er lebt auch nicht mehr, Herr Thielemann ....

Frida wollte noch etwas sagen, doch sie erschrak über des Chefs Gesicht, daß ihr die Worte in der Kehle blieben. Herr C. G. Thielemann sah so erstaunt aus, als sei er aus allen Himmeln gefallen. Zuerst wußte er gar nicht, was er dazu sagen sollte. Eine Sekunde übermannte ihn die Wut, darauf kam ihm jäh der Gedanke, wenn es so mit seiner Directrice stünde, dann könne er es ja auch einfacher haben und die Heirat wäre nicht von Nöten.

Das alles zog er in die gedehnte Frage zu sammen:

— Ja warum hast Du denn dann nur in Paris solche Geschichten gemacht, mein Liebchen?

Dabei wurde er puterrot, lachte und schlang den Arm um sie.

Da blitzte der Zorn in ihr auf. Unsägliche Verachtung zuckte um ihre Mundwinkel und sie drängte ihn fort mit den Ellenbogen. Allein er hielt sie fest. Sie sah seine glänzenden Augen und dicht neben sich den gefärbten Backenbart mit einem Schimmer von weiß an den Haarwurzeln. Das erschien ihr plötzlich so ekelhaft, daß sie ihm einen Stoß vor die Brust versetzte. Er taumelte gegen den Schreibtisch und riß das große Kontobuch zu Boden.

Frida aber lief hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Sie ging durch den unteren Geschäftsraum, von den erstaunten Blicken des Hausdieners gefolgt, der eben die Roll-Läden herunterleierte. Oben setzte sie schnell den Hut auf und zog ihr Jackett an. Ihr schlugen die Adern, ihr pochte das Herz, ihr fieberten die Schläfen. Nur Luft, Luft wollte sie, Luft.

Als sie die Straße hinunterging, ward ihr wohler. Allmählich wurde sie ruhiger und ruhiger. Die Frühlingsluft that ihr wohl.

Es war ein Sonnabend und noch mehr Leben auf den Straßen als sonst. Zuerst hatte sie sofort nach Hause gewollt, dann überlegte sie es sich anders. Der Mutter hatte sie nichts gesagt von ihren Plänen mit dem Chef, das kam zeitig genug. Nun sollte die auch nichts von der Aufregung bemerken. Sie wollte erst nach der Invalidenstraße fahren, wenn sie ganz gleichmütig wieder geworden. So lief sie immer weiter und weiter.

Und je länger sie in dem Menschentreiben und Hasten ging, desto stiller ward es in ihr. Die Empörung wich, der Sturm in ihrem Herzen legte sich. Sie, die zuerst kaum gesehen, wo sie sich eigentlich befand, begann nun wieder auf den Weg zu achten. Sie war Unter den Linden.

Ihr Omnibus nach der Invalidenstraße rollte schwerfällig daher, aber sie benutzte ihn nicht. Ein großer Ekel war in ihr vor der ganzen Welt, Abscheu, Müdigkeit und Lust zu Weinen. Die angespannten Nerven rächten sich, und unter dem Schleier perlten ihr plötzlich ein paar Thränen herab.

Wozu dies alles? Wohin? Was sollte aus ihr werden? Ihre Träume kamen ihr wieder in den Sinn, der Aufschwung aus den Reihen der Konfektion zur Herrin, zur Hoflieferantin, zur Kommerzienrätin. Aber so? An der Seite dieses Mannes, der sie jetzt nach diesem Geständnis demütigte, als ob sie irgend eine Hergelaufene sei, die er auf der Straße aufgelesen? Und hatte er nicht recht? Nein, sie fühlte sich doch über ihm, hoch, hoch über ihm . . . nur dumm war sie gewesen, das zu sagen. Das hätte sie nicht geburft. Das konnten sie eben doch nicht vertragen. Wenigstens so einer nicht.

Nun war alles hin, nun war ja doch alles gleich. Sie blieb eben die kleine Konfektioneuse, vielleicht war es sogar mit der Direktrice vorbei.

Jetzt war ja alles vollkommen einerlei . . . ach . . ganz . . ganz . . einerlei . . . .

Jahrelang hatte sie fleißig gearbeitet, nie wieder einen Mann angesehen, sich hoch gehalten über den anderen Probiermamsells, und das war das Ende! Und nun sollte sie vielleicht den Ring bekommen mit dem Rubin und nicht den ehrlichen, glatten Trauring, dann war sie

wie irgend eine andere auch. Nur, daß sie den Chef hatte, der alt war und häßlich, während die anderen Mädchen, wenn sie auch nicht heiraten durften oder konnten, doch lieben durften, lieben ..... einen Jungen nach ihrer Wahl.

Das war das Einzige, was noch blieb in diesem elenden Leben der Konfektion .... und sie war heute noch jung und hübsch, erst neunundzwanzig, die schlanke Gelbsternfigur, die fausse maigre, schön gewachsen, zur Liebe geboren. Was hatte es denn für einen Sinn alle die Entsagung und das solide Leben.

Da atmete sie die Lenzesluft ein. Die paar Bäume auf der Straße dufteten doch. Die Luft schien ihre eigenen Kräfte zu haben, so frisch und doch weich, so mild und doch würzig. Und vom Tiergarten, dem sie sich näherte, wehte es warm herüber.

Dann schritt sie zur Lennéstraße, an den Baumreihen hin, die mit jungem, frischem Grün geziert waren. Überall Menschen, die miteinander gingen, nur sie war allein.

Auf den Bänken saßen die Pärchen, auf den Wegen gingen sie zu zweien, in den Wagen, in den Droschken, die vorüberrollten: immer Mann und Frau. Nur sie war allein.

Da bewegte der Lenz ihr das Herz, und ein großes Sehnen überfiel das einsame Mädchen. Die weiche, warme Luft umkoste sie und ließ ihr Blut brennen. All das Treiben, wo überall sich einer zum anderen fand, weckte in ihr dunkle Gewalten. Was sie erlebt an diesem Tage, vergaß sie alles, ihre Verachtung von einst, ihr Ekel, ihre Reue, Sühne, ihre Entsagung, alles, alles vergaß sie, als wäre es nie gewesen. Das Weib wachte in ihr auf. Sie

wollte nicht elend sein, sie wollte genießen, genießen wie alles um sie herum, wie die ganze Welt.

Sie wollte sich nicht als Enterbte fühlen, als Ausgeschlossene vom Glück, sie wollte ihr Teil an der Seligkeit der Menschen, sie fühlte wie andere, sie lebte, liebte, und sehnte sich, Mund auf Mund zu pressen, und Arm in Arme zu liegen.

Da hing sie sich an den ersten, der des Weges kam und scherzhaft leise Worte zu ihr sprach, im Halbdunkel der Bäume, und ging mit ihm. Beim Licht einer Laterne sah sie, daß er jung war und hübsch und gut gekleidet. Sie dachte nicht nach, sie schämte sich nicht, sie war wie von Sinnen. Kein Wort sprach sie. Er redete fröhlich und erzählte ihr ununterbrochen, nahm ihre Hand, und als er entdeckte, wie hübsch sie war, elegant und doch einfach, wie schön ihre Gestalt, da freute er sich über den Fang, den er gethan, und zog ihren Arm in den seinen.

Dann nahmen sie einen Wagen zusammen und fuhren tiefer in den Tiergarten hinein. Der Kutscher wählte dunkelste Pfade und sah sich nicht um. Sobald sie ganz in den Schatten der Bäume untertauchten, schloß der junge, hübsche Mensch sie in die Arme und küßte sie.

Frida bot ihm die Lippen, öffnete sie und ließ die seinen sich hineinlegen. Sie schloß die Augen, nichts zu sehen, zu genießen, zu lieben, zu sehnen. Und als sie sie wieder aufschlug, erblickte sie über sich den tiefen, schönen, sternenklaren Himmel durch die Wipfelkronen schimmern, und dann sein Gesicht, seinen Mund, der sich auf ihren legte.

Da bewegte der Lenz ihr das Herz, und als er sie fragte, folgte sie ihm.

* * *

Am Montag Morgen erschien die Direktrice, Fräulein Frida König, wieder im Geschäft, als sei nichts geschehen. Herr C. G. Thielemann hatte ihr einen Entschuldigungsbrief geschrieben, den sie Sonntag früh bei ihrer Mutter in der Invalidenstraße vorgefunden, als sie heimgekehrt — von einer Freundin, wie sie gesagt. Der Chef wünschte unter die Vergangenheit einen Strich zu machen. Er hatte ihr versprochen, nie von dem etwas verlauten zu lassen, was zwischen ihnen geschehen. Aber ihr Gehalt war bedeutend erhöht, und ihr sogar im Kontrakte ein Gewinnanteil an jedem verkauften Stück zugesagt.

Das hatte Frida angenommen. Sie mußte ihre Mutter ernähren.

Die Direktrice war die erste im Geschäft gewesen, denn sie hatte den Kopf klar, da sie den Sonntag zu Hause verbracht, während die Probiermamsells sich vergnügten.

Wie immer Montags kam die dicke Lehmann zu spät und verschwand bald im Dunkel ihres Schrankes. Herr Schneegans traf mit Fräulein Hagenbruch zugleich ein. Den Barometer hatte sein Ostpreuße bis vor den Laden gebracht, und Fräulein Harnisch wie Fräulein Kazimirek sahen abgespannt aus, als ob sie nicht geschlafen.

Die große Paschky aber neigte sich, als sie auch etwas verspätet eintraf, zur Direktrice und flüsterte ihr zu, während ihr goldenes Kettenarmband klirrte:

— Diesmal ist er mir nicht ausgerissen!

Fräulein Frida König lächelte kaum. Sie hatte die Straße vergessen, nach der sie Sonnabend Abend gefahren, und seinen Namen dazu. Nie wollte sie ihn wiedersehen. Ihr Leben gehörte dem Geschäft.

Sie war ja nur eine Konfektioneuse, und in der Konfektion wollte sie bleiben.

Aber noch immer kam sie sich gegen die anderen wie eine Heilige vor.

Das Kriegsrecht

Der Schnee fiel in so dichten Massen, daß seit zwei Tagen sogar die Bahnverbindung unterbrochen war. Und immer noch rieselten fortwährend die Flocken nieder. An den langen Winterabenden langweilten wir uns schrecklich in dem winzigen Neste. Trostlos sahen wir zum Fenster des Kasinos hinaus dem Naturspiele zu, das uns von der Außenwelt abschnitt.

Sogar dem allezeit fröhlichen Wagen, der erst seit einem Jahre Offizier war, ging der Humor aus:

— Da wollt' ich doch lieber, wir hätten einen frischen, fröhlichen Krieg!

Der Major wurde ganz ernst. Kopfschüttelnd sah er den jungen Leutnant an:

— Herr von Wagen, man merkt, daß Sie noch keinen Krieg erlebt haben!

— Na Herr Major, man kann doch nur einmal totgeschossen werden!

Der Major schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

— Das eigene Leiden ist es nicht. Was man sieht, macht es, was man erlebt! Der Krieg ist etwas Furchtbares!

Ganz still war Leutnant von Wagen geworden, und auch wir anderen sagten nichts, bis endlich einer den Major bat, von 1870 zu erzählen. Er wehrte sich zuerst. Er meinte, ihm sei die Gabe versagt, ein Geschehnis regelrecht zur „Geschichte" zu bilden.

Das war aber nur Bescheidenheit, wie wir wußten, denn der Major hatte uns schon manche Stunde vertrieben mit seinen heitern Erlebnissen, in denen er sich oft ein wenig selbst ironisierte. Nun sollte einmal etwas Ernstes kommen. Uns auch lieb. Man vergaß doch wenigstens die Öde und Langeweile des Winterabends.

Wir setzten uns zurecht, ließen die Lichter anstecken, die Vorhänge schließen und ein paar Scheit Holz auf das offene Feuer des Ofens werfen.

Der Major, der den ganzen Tag die Cigarre nicht aus dem Munde bekam, steckte sich eine neue an, machte noch eine Kunstpause, wie er sie liebte, um die Aufmerksamkeit zu schärfen, und fing endlich an zu erzählen:

„In der ersten Zeit des Krieges hat mir der Ort, wo ein Gefecht stattgefunden hatte, immer einen unauslöschlich furchtbaren Eindruck gemacht. Mit der Zeit werden die Nerven abgestumpft dagegen. Man wird roh und gefühllos. Mein Gott, man ist auch totmüde und oft so überanstrengt, daß einem alles vollkommen gleichgültig ist und man über solche Sachen nicht mehr nachdenkt.

Wo man Platz findet, legt man sich hin und schläft wie ein Bär, und wenn man auch mitten unter totgeschossenen Kameraden läge.

Den ersten Gefallenen sah ich bei Wörth. Ich hatte eine Patrouille bekommen und ritt mit meinen Leuten durch den Wald. Ich voran. Auf einer Lichtung, die wir durchquerten, scheute plötzlich meine Stute — sie ist mir später vor Paris im Stalle verbrannt, den die Kerls von einem Fort in Brand geschossen hatten — also die Stute machte einen Satz zur Seite, während sie pustend und schnaubend den Kopf senkte.

Da lag die erste Rothose. Ein Kavallerist, der offen=

bar vom Pferd heruntergeschossen worden war. Der Kopf ruhte im Graben, der Körper auf dem Wege. Eine Wunde war nicht zu sehen, und die Augen — schwarz wie das Haar — standen groß offen, so daß wir dachten, er lebte noch.

Ich meinte, er müsse jeden Moment meinen Gaul bei den Beinen packen. Ja es ist lächerlich, aber ich weiß noch ganz genau, daß meine erste Empfindung so war. Dabei gab es keinen Zweifel, daß er tot war, denn in dieser Lage hätte es ein Verwundeter nicht ausgehalten, ohne zu ersticken.

Wir blieben einen Augenblick halten. Es war doch ein sonderbares Gefühl: der erste Tote! Das Grauenhafte war, daß die Leiche eine Cigarette im Mundwinkel hängen hatte. Der Tod mußte also wohl augenblicklich eingetreten sein.

Aber dieses bläulich-braune Gesicht mit den offenen, schwarzen Augen und der Cigarette im Munde starrt mich noch heute an, wenn ich daran denke.

Dann schritten wir vorwärts, und nun kamen die ersten Schlachtfelder.

Sehen Sie sich das mal an, Herr von Wagen, und dann reden Sie mir noch einmal von „frischem, fröhlichem" Krieg.

Sie müssen sich zwar nicht vorstellen, daß da meilenweit dick alles voller Toten und Verwundeten gelegen hätte. Das habe ich nie so gesehen. Aber an einzelnen Stellen: einfach furchtbar. Vor allem in der Nähe, hinter oder vor den Deckungen, an den Waldsäumen, Mauern, Einfriedigungen, Straßengräben, dort lagen sie Mann an Mann getreulich nebeneinander.

Wir ritten einmal — das ganze Regiment — die Chaussee hinab, die nach Branle-la-Pêche führt. Eine

pappelbepflanzte, ziemlich breite Straße. So etwas hatte ich doch nicht für möglich gehalten: im Chausseegraben rechts und links lagen die Toten förmlich wie in Schützenketten.

Es waren fast nur Bayern. Eine Menge hätte man gar nicht einmal für tot gehalten. Sie hatten sich zum Schießen im Graben hingekniet, gekauert oder lang ausgestreckt, je nach der wechselnden Tiefe der Aushöhlung. Das Gewehr war auf den Grabenrand zum Feuern aufgelegt, als warteten sie nur auf das Kommando zum Feuern.

Andere waren zurückgefallen und befanden sich nun in den verschiedensten Stellungen auf der Grabensohle. Oft zwei oder drei übereinander, auf dem Rücken oder platt auf dem Bauche, das Gesicht in der Erde.

An den tiefsten Stellen der Gräben stand Wasser vom Regen in der Nacht, und dort in die Lachen und Pfützen waren Köpfe vergraben, als ob die Sterbenden in ihrer letzten Not und Angst noch hätten die Lippen benetzen wollen, oder als ob sie, unfähig, sich aus der einmal eingenommenen Lage zu erheben, langsam ertrunken wären, wie das Regenwasser allmählich stieg.

Auf der Straße selbst war fast nichts zu sehen. Den Durchgang hatte man am frühen Morgen für die vorbeimarschierenden Truppen gesäubert. Nur hier und da, aber doch nur an wenigen Stellen, hatte eine Granate die Straßenbettung aufgerissen und ihren Trichter ausgeworfen.

Eine kleine Pappel ganz nahe bei Branle-la-Pôche war zerspellt von einem krepierenden Geschoß, als hätte sie der Blitz getroffen.

Aber an den Seiten der Straße lag alles herum, was der Tag an Opfern gefordert: Raupenhelme, Mützen,

Keppis und Tschakos, Epaulettes, Faschinenmesser, Säbel, Gewehre, Patronentaschen und alle Montierungsstücke.

Auf dem Felde, das sich zu den Höhen von Branle-la-Pêche hinaufzog, wo die Hauptstellungen der Franzosen am Tage vorher gewesen, da war es geradezu furchtbar. Wenn ich die Augen schließe, so sehe ich noch heute das Bild genau vor mir, obwohl so viele Jahre dazwischen liegen.

Lehnan, von der Straße ab bis hinauf an die weiße, in der Sonne blendende Kirchhofsmauer, dehnte sich ein einziges Totenfeld. Wir mußten dort die Straße verlassen, weil wir an die „Ferme les Sabliers" befohlen waren, die unmittelbar nördlich vom Kirchhof sich erhoben hatte. „Hatte," denn sie war bis zum Boden niedergebrannt.

Ich weiß noch, daß die Tête .... ich war bei der dritten, an diesem Tage Tête-Eskadron .... zuerst zögerte, über den Graben zu setzen. Drüben am Landungsufer war nämlich nicht ein Fleckchen frei, wo beim Sprunge unsere Tiere hätten fußen können.

Die Kolonne verhielt. Ein paar Gäule krochen zurück und brachten dadurch Unordnung in die Schwadron. Unser Regimentskommandeur Oberst von Bülow kam im Galopp an der Kolonne vorgeritten:

— Na vorwärts! vorwärts! Direktion Kirchhof von Branle-la-Pêche habe ich gesagt! Ihr werdet doch noch den Graben nehmen können! ....

Aber das Wort erstarb ihm fast im Munde, als er den Leichenwall vor uns sah, auf den zu springen Tier und Mensch der Instinkt abhielt.

— Ja so .... also ausbiegen .... aber schnell .... Herr Rittmeister! — rief unser braver Oberst. ... Es war, als ob er herumwürgte an den paar Silben.

Und nun bogen wir nach dem Dorfe zu aus, um etwa fünfzig Schritt. Dort war ein regelrechter Übergang über den Graben hergestellt, wahrscheinlich für das Auffahren unserer Artillerie am Tage vorher. Obenauf lagen Faschinen, abgehauene Äste von den benachbarten Pappeln, die Speichen von einem wohl zerschossenen und stecken gebliebenen Munitionswagen, ein paar Tornister, Sand und Erde. Doch die Aufschüttung hatte der Regen der Nacht zum großen Teil weggespült, und wir wurden gewahr, daß man zu unterst, der Längsrichtung des Grabens folgend, Gefallene gebettet hatte, nebeneinander geschichtet wie ein Bund Reisig, um den Geschützen über das Hindernis zu helfen.

Unser Weg ging über Leichen.

Ein Adjutant kam uns von der Höhe aus entgegen, um das Regiment zur Eile zu mahnen. Sein Perd jagte rücksichtslos über die Körper der am Boden liegenden Menschen und Rosse. Ihm war das schon ganz einerlei, was uns noch Grausen erregte. Er hatte die Gefechte der vergangenen Woche schon mitgemacht, während wir erst frisch ins Feuer kamen.

Ihm hatte schon die harte Notwendigkeit das Gefühl geraubt.

Später ging es mir auch so. Wie oft bin ich als Ordonnanzoffizier über ein Gefechtsfeld geritten ohne Regung, ohne Zucken. Die Pflicht trieb mich. Die Zeit fehlte mir, die blutenden Stumpfe und abgerissenen Glieder, die verzerrten Gesichter, die zerfleischten Leiber mit menschlichem Gefühl zu betrachten. Ein Dutzend Biwaksnächte nacheinander bei Regen und Kälte, endlose Märsche, Übermüdung und Nervenzerrüttung ließen mich gleichgültig werden gegen alle Greuel des Krieges.

Ruhig habe ich mich dann, wenn die Müdigkeit mich

übermannte, hingeworfen, wo es gerade kam. Ich dachte über nichts dergleichen mehr nach.

Ein einziges Mal breitete ich ein Taschentuch über das Gesicht eines Toten neben mir, um schlafen zu können. Es war ein großer, blonder „Garde mobile du Nord," dessen Züge im Todeskampf zu grinsen schienen, als lache er über einen guten Witz.

Dann habe ich einmal — es war ganz am Ende des Feldzuges — wieder Grauen empfunden, als ich auf einem abendlichen Ritt ganz allein nördlich von Paris über den Schauplatz eines Ausfalles der Belagerten mußte:

Das Schlachtfeld war fast aufgeräumt. Die Schneedecke hatte wohl auch manches verborgen. Da sah ich plötzlich im Vorüberreiten, wie eine Hand um einen Baum am Wege griff.

Ich parierte mißtrauisch meinen Gaul. Man wird vorsichtig auf solchen Ritten, wo einen aus dem Hinterhalt eine Kugel erreichen kann, ohne daß man etwas vom Feinde bemerkt hat. Wie ich nun genau hinsah, entdeckte ich, daß es eine braune, starke, linke Hand war, behaart und mit einem Trauringe am vierten Finger. Doch mit einemmale erblickte ich die Fleischwunde am Gelenk, wo sie vom Arme getrennt. Sie war wahrscheinlich durch einen Granatsplitter abgerissen, fortgeschleudert worden und nun auf irgend eine Art und Weise an der scharfen Rinde des Baumes hängen geblieben.

Der Anblick war mir so schrecklich, daß ich dem Gaul die Sporen gab, um möglichst schnell vorüberzukommen.

Und nun rede man noch von „frischem, fröhlichem" Krieg!

Die furchtbarsten Seiten des Krieges sind aber nicht Greuel und Verwüstung der Schlachtfelder, sondern die Grausamkeiten gegen die Bewohner, die er mit sich bringt,

weil in solchen Zeiten nichts gilt, als die Frage: was ist notwendig zur Gewährleistung des Sieges?

Im zweiten Teil des Feldzuges führte ich eine Zeitlang die Schwadron als einziger Offizier. Der Rittmeister war eines Sturzes halber, der ihn zum Reiten unfähig machte, in die Heimat geschafft. Der Premierleutnant lag am Typhus erkrankt im Lazarett.

Wir hatten Quartiere gewechselt, und ich kam mit meinen Leuten erst ziemlich spät am Nachmittage in unserem neuen Standorte an.

Saint-Julien-en-Chevalet hieß das Dorf, in dem wir bis zum Morgen bleiben sollten. Der Ort war klein, aber reizend, soweit sich unter der dichten Schneedecke, die ihn einhüllte, erkennen ließ.

Ich war mit dem Wachtmeister und einigen zwanzig Pferden auf dem Schlosse untergebracht worden. Dem „Châtiau", wie die Bauern es nannten. Nur flüchtig nahm ich das „Châtiau" in Augenschein, das eigentlich wohl mehr den Namen einer Villa verdiente, dann ging ich ins Dorf, um nach meinen Leuten zu sehen.

Als ich nach einer halben Stunde etwa zurückkehrte, fand ich nirgends ein lebendes Wesen auf dem Hofe. Die Husaren waren bei ihren Pferden beschäftigt, und im Hausflur zeigte sich kein Mensch.

Irgend wo mußte ich doch bleiben: Ich trat also ein, bestrebt, den Säbel klirren zu lassen, weil ich hoffte, dadurch meine Anwesenheit bemerkbar zu machen.

Eine Thür im Flur ging auf, und ein alter Diener in einfacher, schwarzer Livree sagte zu mir:

— Monsieur le comte vous prie d'entrer ici dans cette pièce.

Dabei öffnete er ein Zimmer zu ebener Erde.

Ich befand mich allein in einem Salon Louis XVI.

Nicht eben groß, aber dafür desto geschmackvoller. Darin sind sie ja einzig, die Franzosen. Alles in dem Raume war zu einander passend und mit künstlerischem Gefühl abgetönt. Im Kamin, auf dem ein paar prächtige Bronzen standen — übrigens nach meinem Urteil vielleicht ein wenig zu „spielig“, übertrieben zierlich — brannte knisternd das Feuer. Mit meinen dicken Feldzugsstiefeln, an denen doch noch trotz sorgfältigen Abtretens der Schnee backte, wagte ich gar nicht recht weiter in das Zimmer hineinzugehen, denn auf dem hellen Rokokoteppich ließ ich, wenn auch gegen meinen Willen, Spuren zurück.

Zwischen den Fenstern stand ein wunderschönes Bahût Louis XVI., jenes kleine schrankartige Möbel, das wir 1870 fast überall in den Salons fanden.

Ich bückte mich, um die Malerei auf den beiden kokett geschwungenen Flügelthüren des Bahût anzusehen, als jemand eintrat.

Ich fuhr herum. Ein älterer Herr stand vor mir. Klein, mit bräunlichem Teint, ergrautem, kurzgehaltenem Haar und schwarzem, nur an den Spitzen sich weiß färbendem Henri-quatre. Wahrscheinlich der Hausherr, Comte de Brissac-Lebuys.

Wir verneigten uns beide, und er sagte höflich, wenn auch kühl:

— Monsieur, je vous souhaite la bienvenue.

Da ich mein Bonnenfranzösisch noch nicht ganz vergessen hatte, antwortete ich ihm, in seinem Idiom, es thäte mir leid, ihn in seiner Bequemlichkeit zu stören, allein wie er ja wisse, sei es ja nicht eigne Wahl, die mich hierherführe, sondern die Pflicht gegen mein Vaterland.

Der Graf de Brissac erwiderte nichts darauf, machte nur eine artige Gebärde, die in einem Achselzucken und

Mienenspiel so viel heißen sollte als: traurig genug, wir können es aber nun einmal nicht ändern.

Ich beendete die Verlegenheit, indem ich bat, mir mein Zimmer anzuweisen. Wir traten wieder auf den Flur, und er schritt voran die Holztreppe hinauf, die in das Obergeschoß führte. Dabei nahm ich erst wahr, wie klein er sei, denn er trug Absätze, eine Handbreit hoch.

Mein Zimmer war riesig. Es hatte vier Fenster Front nach dem Park zu, der sich an das „Châtiau“ schloß, und den man durch die kahlen Äste der Bäume hindurch weit überblicken konnte. Im Kamin brannte ein lebhaftes Feuer. Mein Bett stand unter einem mächtigen Himmel von Cretonne von demselben Muster wie die Vorhänge. Es war breit nach französischer Art.

Der Graf wartete neben mir, und — ich meinte, um etwas zu sagen, immer französisch natürlich:

— Ihre französischen Betten sind wundervoll, Herr Graf!

Ein freundliches Lächeln flog um seine Lippen, und er erwiderte mit einem gewissen Stolz:

— Sie sind sehr artig, mein Herr, das zu finden, aber es ist auch so!

Nun erkundigte ich mich noch danach, wo mein Bursche untergebracht sei. Aber er verstand mich durchaus nicht. Endlich bemerkte ich den Grund: ich hatte geglaubt, richtig zu übersetzen, und sprach immer von meinem „Garçon“. Graf de Brissac, der von einem Kellner nichts wußte, half mir ein:

— Votre ordonnance! Je ne sais pas! C'est l'affaire du valet de chambre de s'en charger.

Das wollte ich aber nicht. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, wo wir auch während des Feldzuges hin-

kamen, stets meinen Burschen mit mir zusammen oder unmittelbar neben mir schlafen zu lassen. Feindseligkeiten der Bevölkerung hatten mich schon mehrfach gelehrt, daß Vorsicht nicht unnütz sein konnte.

Ich bat meinen Wirt, es so einrichten zu wollen, daß mein Bursche ein Zimmer neben dem meinigen erhielte.

Er blickte mich erstaunt an, aber sagte es zu. Auch der Wachtmeister, den er im Stallgebäude hatte schlafen lassen wollen, wurde auf meine Bitte im „Châtiau" einquartiert. Er sollte neben der „Office" im Erdgeschoß seine Wohnung bekommen.

Dann empfahl sich Graf de Brissac, indem er mich bat, doch gefälligst im Salon zu erscheinen, sobald ich meine Toilette beendigt. Das war bald geschehen, zum Umziehen besaß ich nichts. Ich wusch mir also nur die Hände und ließ mir die Stiefel durch den getreuen Grumbke, meinen Burschen, reinigen, wobei ich ihm empfahl, noch ein paar Scheit Holz in den Kamin zu werfen, der mehr für das Auge zu sein schien, als für Abwehr eines so strengen Winters. Freilich waren ja die Temperaturverhältnisse damals für Frankreich außergewöhnliche.

Als ich in den kleinen Salon trat, saß mein Wirt am Feuer und las. Er erhob sich und bot mir einen Stuhl an.

Ich entschuldigte meinen Anzug, vor allem meine schweren Schmierstiefel, damit, daß ich thatsächlich augenblicklich nichts anderes anzuziehen hätte, als was ich selbst mit mir auf dem Pferde trug, dazu müsse ich für alle Vorkommnisse bereit sein, sofort wieder in den Sattel steigen zu können.

Graf de Brissac meinte, er sei zwar nicht Soldat

gewesen, aber er habe von seinen Freunden gehört, daß sie in den glorreichen Feldzügen, die sie mitgemacht, alles bei sich gehabt hätten, bis auf die geringsten Toilettegegenstände. Dabei begann er mit einer gewissen Absicht diese Kriege aufzuzählen: Krim, Algier, Mexiko, Italien.

Ich erwiderte ihm ruhig, wir erachteten es als schweren Fehler, auch nur ein einziges Stück mitzuschleppen, das nicht unbedingt notwendig sei.

Darüber schien er einigermaßen erstaunt. Er meinte nicht ohne Schärfe:

— Man kann doch nicht im Kriege ganz Barbar werden. Die Reinlichkeit sollte immer aufrecht erhalten bleiben!

Da er einen solchen Ton anschlug, antwortete ich ironisch:

— Herr Graf, zu diesem Zwecke führe ich auch eine Zahnbürste in der Packtasche!

Das hätte ich nicht thun sollen, denn unsere Stimmung gegeneinander wurde dadurch nur um so eisiger. Wir, als Sieger, hatten die Pflicht, so zuvorkommend zu sein, wie nur möglich. Kleine Empfindlichkeiten mußten und konnten wir unseren Wirten verzeihen, die so tief gedemütigt waren, durch die fortwährenden Niederlagen, und die ein Recht hatten, uns Eindringlinge zu hassen, aus vollster Seele.

Während des ganzen Krieges war es mein Bestreben gewesen, wohin ich auch kam, Mitleid zu haben, zu lindern, zu besänftigen. Ich that es ja so gern! Ich habe diese armen Leute lieb gewonnen, achten gelernt im Feldzuge, die so oft verzweifelt und gebrochen waren über das Unglück ihres Vaterlandes. Nie habe ich vergessen, mich zu fragen: wie ist es uns zu Mut gewesen,

unter Napoleons I. Unterdrückungen? Was würden wir thun, wenn heute die Franzosen als Sieger in Deutschland wären, statt wir bei ihnen?

Ich beschloß also, einzulenken, wollte eben etwas Dementsprechendes sagen, als der alte Diener eintrat, der mich in den Salon geführt. Er wandte sich zu Graf de Brissac mit der Meldung:

— Monsieur le comte est servi!

Wir standen auf und gingen in das danebenliegende Zimmer, wo der Tisch gedeckt stand. Mit einer Handbewegung forderte mich mein Wirt auf, Platz zu nehmen, und der Diener begann zu servieren. Ich bekam ein vorzügliches Diner vorgesetzt, von wenig Gängen, aber so ausgezeichnet zubereitet, wie man es eben nur in Frankreich erhält. Dabei sagte der Graf noch ein paar entschuldigende Worte, deren Spitze freilich wiederum etwas Absichtliches hatte. Er meinte nämlich, das Essen habe darunter gelitten, daß in diesen Kriegszeiten die Gegend zu unsicher sei, um sich etwas kommen zu lassen. Es würde von unseren Truppen ja doch nur weggefangen werden. Sein Ton war höflich und zuvorkommend, in vorsichtigen Ausdrücken zwar, aber die Absicht lag doch auf der Hand.

Dem wollte ich entgegnen.

Ich nahm also mein ganzes Französisch zusammen und sprach — vielleicht durch den Ärger besser die Worte findend, etwa folgendes:

— Herr Graf, Sie werden mir beistimmen, wenn ich Ihnen von vornherein sage, daß der Krieg natürlich ein Unglück auf jeden Fall ist. Er mag niedrige Leidenschaften entzünden, sie vielleicht im Außergewöhnlichen aller Umstände auch schärfer zu Tage treten lassen als in Friedenszeiten, aber stark breit machen dürfen sie sich

nicht. Bei uns nicht. Bei uns Preußen ist der hervorstechendste Zug der Armee: Disziplin, Manneszucht. Unsere Leute gehorchen den Befehlen ihrer Offiziere. Und unser Offizierkorps ist nicht eine Bande von Freibeutern und Wegelagerern, sondern eine Vereinigung von Gentlemen. Ich darf Sie wohl darauf aufmerksam machen, Herr Graf, daß ich demjenigen, der das anzweifeln sollte, zur Verfügung stehe, falls er mir seine Zeugen schickt. Natürlich vom Tage des Friedensschlusses ab, denn bis dahin gehört mein Leben meinem Könige!

Diese Rede war ein bißchen floskelhaft und übertrieben, aber die Franzosen haben ja nun einmal die kleine Schwäche, solche Redensarten zu lieben. Und in der That, wie ich gehofft, hatte sie auf meinen Wirt Eindruck gemacht. Er sagte mir nämlich ein paar Komplimente über zwei Kameraden von der Infanterie, die vor acht Tagen bei ihm gelegen hätten und „très bien“ gewesen wären. Dann gab er mir zu, im Dorfe und auf seiner Besitzung habe niemand klagen können. Die Soldaten hätten sogar der Dienerschaft geholfen, Holz zum Feuern klein zu schlagen.

Hierbei nickte der alte Diener nachdrücklich, der bis dahin, während wir aßen, regungslos am Büffett gestanden hatte.

Ich fragte sofort den Grafen, ob er etwa über das Verhalten meiner Husaren irgend wie zu klagen hätte. In diesem Falle würde es mir eine besonders angenehme Pflicht sein, Abhilfe zu schaffen.

Zuerst wollte der alte Herr nicht recht mit der Sprache heraus, bis es sich schließlich ergab, daß ihn mein braver Wachtmeister gekränkt, der mit ein paar Leuten der Sicherheit halber das ganze „Châtiau“ durchsucht hatte, wie wir es übrigens immer thaten. Man konnte

ja nie wissen, ob nicht doch irgend wo feindliche Soldaten Unterschlupf gefunden hatten.

Ich beruhigte Graf de Brissac darüber mit der Erklärung, daß ein solches Vorgehen Vorschrift und durchaus notwendig sei.

Er meinte, in seinem wundervollen, gewählten Französisch, das ich nicht wiedergeben kann:

— Ja mein Herr, sehr gut, aber man hätte doch wenigstens auf meine Damen Rücksicht nehmen können.

Ich antwortete:

— Das habe ich nicht wissen können, daß Damen hier sind. Sonst . . . .

Er verteidigte sich sofort:

— Meine Frau ist nämlich nicht ganz wohl, und meine Tochter will daher ihre Mutter nicht verlassen.

Die Damen waren also vor mir versteckt worden, und nur Graf de Brissac selbst hatte sich gezeigt, damit wenigstens jemand dem feindlichen Offizier die „honneurs“ machte.

Ich sagte meinem Wirte, es thäte mir leid, wenn ich im Hause irgend eine Störung veranlaßte. Es würde mir ebenso recht gewesen sein, einfach für mich allein auf meinem Zimmer zu essen. Aber davon wollte der Graf nichts wissen. Es sei seine Pflicht als Hausherr, Gäste nicht allein zu lassen, auch wenn es Feinde wären.

Da machte ich mir endlich Luft:

— Herr Graf, Ihr Feind bin ich. Sie sind Franzose, ich preußischer Offizier. Das ist nun einmal nicht wegzuleugnen. Aber glauben Sie mir, ich habe ebenso ein Herz wie Sie. Ich verstehe ihr Unglück genau so wie Sie. Wenn Sie uns verwünschen und hassen, so begreife ich das. Bitte, vergessen Sie das nicht. Wenn ich Franzose wäre, so würde ich das Gleiche thun, so würde ich in jeder deutschen Uniform auf dem Boden meines Vaterlandes

eine Beleidigung sehen, ein . . . ein . . . genug etwas Schreckliches . . . .

Graf de Brissac sah mich groß an. Er war sehr bewegt, nervös spielte seine rechte Hand auf dem Tischtuch. Wir schwiegen beide eine ganze Weile. Endlich sagte er mit zitternder Stimme:

— Meinen Sie das wirklich so?

— Sonst würde ich es doch nicht sagen!

Der alte Diener, der eben mit der kleinen Bürste die Brotkrumen vom Tisch auf das Präsentierbrett in seiner Hand fegte, hielt inne und betrachtete mich.

Von diesem Augenblick an wurde unsere Stimmung gegeneinander anders. Mein Wirt streifte allmählich seine ganze Zugeknöpftheit ab. Seine Zurückhaltung schwand, das Eis war gebrochen.

Das Diner war beendet. Wir erhoben uns und gingen wieder in den kleinen Salon Louis XVI. zurück. Der Diener brachte uns Zigarren und Likör, und Graf de Brissac bot mir eine Zigarre an.

Ich zögerte sie zu nehmen:

— Darf hier im Salon geraucht werden?

— O bitte, mein Herr!

— Aber wenn die Damen morgen wieder hierherkommen?

— Es schadet nichts, Sie können ruhig rauchen! Es wird meine Damen nicht stören!

Er schien die Rücksicht auf seine Damen mir sehr hoch anzurechnen.

Wir setzten uns an den Kamin, und er begann vorsichtig zu fragen, mit einer ungeheuren Unkenntnis unserer Verhältnisse und einem gewissen naiven Stolz auf französische Art und Sitte, ob wir wohl auch den Begriff des Salons kennten und respektierten als Damenzimmer, in

dem nicht geraucht würde, ob man bei uns nach dem Diner Kaffee und Likör serviere, ob unsere Häuser auch so gebaut wären, daß Empfangs- und Gesellschaftszimmer im Erdgeschoß angeordnet seien, und tausend andere Sachen.

Er hatte Frankreich niemals verlassen und war im Grunde seines Herzens vollkommen davon überzeugt, daß es für einen halbwegs anständigen Menschen eigentlich gänzlich unmöglich sei, im Auslande zu leben. Genug, er entwickelte so falsche Ansichten von uns, wie wir sie im allgemeinen von den Russen haben. Deutschland schien er für eine Art Wüste zu halten, auf der fast das ganze Jahr undurchdringlicher Schnee läge:

— Sie müssen sich doch sehr wohl fühlen bei diesem furchtbaren Winter, den wir dieses Jahr bei uns erleben!

— Warum, Herr Graf?

— Weil Sie es gewöhnt sind.

Ich begann zu lachen und klärte ihn ein wenig über die Verhältnisse bei uns auf. Er schien von einem Erstaunen in das andere zu geraten, aber je mehr er erkannte, daß er es mit keinem Wilden zu thun hatte, desto liebenswürdiger wurde er.

Wir sprachen von französischer Kunst. Ich erklärte ihm, Victor Hugo gelesen zu haben, wenn auch nur bruchstückweise. Ich zählte ihm Stücke her, die ich gesehen hatte vom „Tartuffe" bis zur „Camelienbame". Am glücklichsten war er darüber, daß mir Alfred de Musset bekannt. Das schien sein Lieblingsdichter zu sein. Zur Belohnung erklärte er mir sogar, er habe im Jahre 1868 in Paris in einem Salon von einem Mitgliede der Comédie Française (den Namen habe ich vergessen) Goethesche Gedichte in der Übersetzung gehört.

Graf de Brissac schloß:

— Ja, Goethe sehen Sie, das war ein Dichter! Den kann man sogar mit Hugo vergleichen!

— Er hatte auch die Ehrenlegion, Herr Graf! Von Napoleon I. erhielt er sie.

— Wirklich, das freut mich! Obwohl ich eigentlich von Napoleon . . . .

Er hielt inne und fügte dann verbissen hinzu:

— Napoleon III. ist ja auch jetzt an unserem nationalen Unglück schuld!

Ich fragte ihn vorsichtig, ob er denn mit der kaiserlichen Herrschaft nicht einverstanden sei. Der Graf antwortete sofort sehr entschieden, indem er dabei fast heftig seinen Überrock zuknöpfte und sich den Henri-quatre strich:

— Ich bin Legitimist, mein Herr!

Nun wußte ich also, daß ich freier reden konnte, ohne Befürchtung anzustoßen, und dadurch fand ich einen neuen Berührungspunkt. Meine Mutter nämlich war eine Österreicherin und kannte die Gräfin von Chambord, die mit ihrem Gemahl den Winter regelmäßig in Frohsdorf bei Wien verlebte. Das sagte ich ihm. Er war außer sich vor Freude:

— Denken Sie doch, daß meine Frau als Mädchen dort war. Ihr Vater Marquis de Lanerolles war ein Freund des Herzogs von Berry, des Vaters des Grafen von Chambord.

— Der ermordet wurde? Meine Mutter erzählte mir davon.

Graf de Brissac ereiferte sich plötzlich:

— Oui, par cette brute, par ce Louvel.

Ich gebe das Französisch wieder, weil ich offen gestanden, keine rechte Übersetzung für „brute“ weiß. Nun war mein Wirt in das richtige Fahrwasser gekommen. Er

überschüttete mich mit unendlichem Redeschwall und versicherte mir einmal nach dem anderen, meine Mutter müsse seine Frau gekannt haben, jedenfalls habe ich doch gewiß aus ihren Erzählungen den Namen Lanerolles behalten.

Um ihm einen Gefallen zu thun, gab ich das zu, obwohl meine Mutter nur ein- oder zweimal bei der Gräfin Chambord eingeladen gewesen war, mir kaum etwas davon erzählt und bestimmt niemals den Namen Lanerolles genannt hatte.

Der Graf war so verändert in seiner Haltung und Gesinnung gegen mich, daß er plötzlich sagte:

— Ich werde einmal sehen, wie es meiner Frau geht. Vielleicht ist sie wohl genug, den Sohn ihrer Freundin zu empfangen.

Er hatte in seiner Freude, auf eine sehr oberflächliche Vermutung hin, sofort meine Mutter zur Freundin seiner Frau gemacht, und mit jugendlicher Lebhaftigkeit stürmte er hinaus, indem er mir kaum Zeit ließ, durch ein artiges Wort ihm zu danken.

Ich sann nach. Wie liebenswürdig dieses Volk, wie leicht erregt und — jetzt wenigstens — wie unglücklich!

Da klopfte es an der Thür. Es war mein Bursche Grumbke.

— Nun Grumbke, was giebts?

— Der Herr Wachtmeister ist da!

— Was will er denn?

— Mit Herrn Leutnant sprechen.

— Ja das glaub' ich schon, aber was denn?

— Das weiß ich nicht, Herr Leutnant!

So mußte ich also hinaus.

Wachtmeister Brodmeyer, ein untersetzter, stämmiger Märker, erwartet mich in der Flur an der „Office“:

— Ist etwas Besonderes?

— Herr Leutnant, der Befehl ist da!

Wir traten in die „Office“, einen schmalen Raum zwischen der Küche und dem Eßzimmer, der zum Anrichten diente und zur Aufbewahrung von Porzellan und Glas. Ich las den Befehl durch. Er enthielt nichts Besonderes, als die Mitteilung, daß wir im Südwesten voraussichtlich in den nächsten Tagen auf feindliche Kräfte stoßen würden. In Bezug auf Sicherung und Aufklärung sei infolgedessen auf diese Himmelsrichtung eine besondere Wichtigkeit zu legen. Ich ordnete dementsprechend einiges an, erkundigte mich nach der Verpflegung und dem Unterkommen und versprach dem Wachtmeister, in nicht zu langer Zeit selbst noch einmal durch das Dorf zu gehen.

Dann kehrte ich guter Laune wieder in den Salon zurück.

Am Kamin fand ich zwei Damen, Mutter und Tochter. Graf de Brissac stellte mich vor unter einem mir völlig unbekannten Namen. Den meinigen vermochte er entweder nicht auszusprechen oder hatte ihn vergessen.

Die Gräfin war klein und zierlich, von fast mädchenhafter Figur. Nur am Gesicht sah man ihr Alter, um so mehr, da sie sich ziemlich stark gepudert hatte. Von einem Unwohlsein merkte ich ihr nichts an.

Die Tochter besaß ein paar wundervolle, große, dunkle Augen, sonst war sie eher häßlich als hübsch. Sie hatte aber ein reizendes Benehmen und war auffallend graziös. Sprechen that sie kein Wort.

Beide Damen trugen Schwarz. Die Gräfin empfing mich außerordentlich liebenswürdig mit der Anrede:

— Mein Mann erzählte mir, daß Sie Sympathie für Frankreich besitzen!

Ich gab das zu, und sofort waren wir auch bei der Gräfin Chambord. Es stellte sich heraus, daß Gräfin de

Brissac den Mädchennamen meiner Mutter nicht kannte. Aber gleichviel, diese Enttäuschung trübte nicht unser gutes Einvernehmen, sondern ich wurde à conto des Umstandes, daß meine Mutter bei dem angestammten Herrscher der Legitimisten verkehrt, nicht mehr als Feind betrachtet.

Ich glaube fast, wenn ich Civil angehabt, so wären wir wie alte Freunde miteinander gewesen.

Natürlich kamen wir trotz alledem sehr bald wieder auf den Krieg zu sprechen. Es war ja auch kaum möglich, nicht seiner zu gedenken, da doch jeder Schritt auf ihn hinwies und allein schon meine Gegenwart an ihn immer wieder erinnern mußte. Aber unser Gespräch hatte einen ganz anderen Ton angenommen wie vorher.

Graf de Brissac schüttete mir nun mit der größten Offenheit sein Herz aus. Er begann in Ausdrücken über Napoleon zu schimpfen, die eigentlich alles überboten, was ich bis dahin in Frankreich nach Sedan über den Kaiser gehört hatte. „Paillasse, coquin, fourbe, polisson, gredin," war noch das mildeste, was er vorbrachte. Diese Ausdrücke vor seiner Tochter, bei einem Manne wie Graf de Brissac, erschienen eben nur erklärlich durch die maßlose Erbitterung, die das Unglück seines Vaterlandes hervorgerufen hatte.

Er schob alle Schuld an den Niederlagen ganz allein auf Napoleon, und je weiter er sich hineinredete, desto mehr schien er zu vergessen, daß er zu einem Offizier jener Armeen sprach, die als Feinde im Lande standen:

— Feige sind die Führer gewesen! Feige ist dieser Schurke gewesen! Er hätte sich wenigstens schlagen sollen bis zum letzten Blutstropfen! Alle feige!

Dem meinte ich entgegnen zu müssen und gab ihm die Versicherung, die Siege seien uns oft schwer genug

geworden, und seine Landsleute hätten sich heldenmütig geschlagen.

Er horchte einen Augenblick auf, die Anerkennung schien ihm wohl zu thun, aber bald fing er wieder an, seiner Wut, seiner Trauer, seiner Verzweiflung Luft zu machen.

Die beiden Frauen hatten ihre Taschentücher in der Hand und drückten sie von Zeit zu Zeit an die Augen. Das junge Mädchen weinte still vor sich hin, die Gräfin warf ab und zu ein Wort dazwischen. So sagte sie:

— Aber nun, wo wir so gedemütigt sind, ist auch alles erlaubt. Wenn die Männer zu feige sind und sich schlagen lassen, müssen die Frauen sich bewaffnen.

Der Graf fügte hinzu:

— Wie haben es die Deutschen damals gegen Napoleon I. gemacht! Überall sind im geheimen Bünde geschlossen worden. Wenn die Truppen nicht siegen können, so müssen wir anderen uns bewaffnen.

Ich warf leise ein:

— Das wäre gegen das Völkerrecht!

Er blitzte mich an:

— Krieg ist Krieg!

— Herr Graf, ein gesittetes Volk darf nicht mit solchen Mitteln kämpfen!

— Es giebt Fälle, wo alles gleich ist. Wir sind zur Verzweiflung getrieben!

— Aber dann müssen wir uns eben auch wehren, wie wir können.

— Wie meinen Sie das?

— Nun, wie wir es schon gethan haben und wie es eine Ordre, die wir erhielten, jedem Offizier gestattet: jeden Civilisten augenblicklich niederzuschießen, der mit

der Waffe in der Hand betroffen wird oder, auf frischer That ertappt, geständig ist.

Gräfin de Brissac fuhr dazwischen:

— Ich finde, es ist unrecht, einen Unterschied zu machen, ob einer Soldat ist oder nicht. Beide lieben ihr Vaterland, und alle haben das Recht, für ihr Vaterland zu kämpfen.

Ich sagte möglichst artig zu ihr:

— Frau Gräfin, es mag Momente geben, wo jeder zur Waffe greift, aber Kriegsrecht ist Kriegsrecht, und wir müssen uns doch dagegen schützen, daß wir meuchlings ermordet werden. Dann wäre es doch auch eine patriotische That, Gift in die Suppe zu streuen!

Graf de Brissac schüttelte den Kopf:

— Das Gastrecht ist heilig!

Dann setzte er sich plötzlich in einen Fauteuil und begann krampfhaft zu schluchzen, während auch die beiden Damen weinten.

Die Lage war für mich äußerst peinlich geworden. Was sollte ich thun? Einen Trost zusprechen gegen unsere Waffen, an den ich nebenbei selbst nicht glaubte? Der Kummer, die Verzweiflung meiner Wirte schnitten mir ins Herz. Ich mußte Sieg auf Sieg für uns wünschen, aber verstehen konnte ich sie vollkommen, und je bitterer sie sprachen, je trostloser sie sich gebärdeten, desto größere Achtung empfand ich für sie. Doch länger hier verweilen mochte ich nicht, so schützte ich denn die Pflicht vor. Ich müsse noch einen Gang durchs Dorf thun.

Sie hatten sich erhoben, und ich nahm gleich Abschied von ihnen, da sie wohl noch schlafen würden, wenn ich am nächsten Morgen mit meinen Leuten das Dorf verließ.

Die Gräfin trug mir einen Gruß an meine Mutter

auf und reichte mir die Hand, die ich küßte. Ich sagte zu ihr, ich hoffte, sie könne vergessen, in welcher Eigenschaft ich hier sei, und ich dankte ihr für ihre Liebenswürdigkeit.

Der Tochter machte ich meine Verbeugung, die sie stumm erwiderte.

Graf de Brissac geleitete mich zum Korridor. Er drückte mir zum Abschied die Hand und sprach:

— **Monsieur, je ne vois pas en vous un ennemi, mais un homme qui m'est sympathique!**

Auf dem Hof traf ich Wachtmeister Brodmeyer. Ich nahm ihn mit ins Dorf, wo wir alles in vollkommenster Ruhe und Ordnung fanden. Nach Südwesten zu, auf der Straße nach Maubant, ordnete ich noch einen Patrouillengang an, dann kehrten wir in das „Châtiau“ zurück. Wir besprachen noch ein paar Kleinigkeiten über das Ausrücken am andern Morgen und trennten uns dann.

Ich stieg die Treppe zu meinem Zimmer in die Höhe, das ich nach alter Feldzugsgewohnheit genau absuchte und verschloß, nachdem ich einen Blick in den Alkoven nebenan gethan, in dem der ehrliche Grumbke schnarchend, wie ein Murmeltier schlief.

Ich war auch müde und begann mich deshalb sofort zu entkleiden. Von den Fenstern warf ich noch einen Blick in den wunderschönen Park hinaus, den ich weithin übersehen konnte, da die Nacht sehr hell war und der Schnee am Boden blendete. Der Mond stand am Himmel und strahlte sein weißes Licht herab. Rechts lag sanft ansteigend der Wald von Maubant, links das Dorf, in dem noch einzelne Lichter brannten, geradeaus eine Schneefläche im Park, durch die sich ein zugefrorener Bach schlängelte. Er verlor sich allmählich in der Ferne.

Ja, schön war dieses Frankreich, auch in solchem Winter, den es sonst nur selten kannte.

Ich legte mich in mein Riesenbett und schlief sofort ein.

Mitten in der Nacht erwachte ich. Mir war es, als hörte ich eine Thür gehen. An Vorsicht gewöhnt, sprang ich auf und schlich, ohne Licht anzuzünden, aus meinem Zimmer in den Flur.

Es war mir, als ob ich unten an der Treppe Stimmen vernähme. Ich lauschte einen Augenblick, und richtig, jemand sprach mit dem Diener, dessen Organ ich genau erkannte. Die andere Stimme sagte:

— Il faut que je parle à m'sieur le comte. Ça va bougrement lui faire plaisir.

Nun horchte ich auf. Lauschend blieb ich an der Treppe stehen und beugte mich über das Geländer. Aber trotz der größten Anstrengung vermochte ich nicht zu verstehen, was der alte Diener antwortete, da er absichtlich die Stimme zu dämpfen schien.

Doch der andere sprach deutlich. Er rief etwas polternd und heiser:

— V'la que les nôtres s'ront demain à Maubant . . . . . . non . . . non . . . les piou-pious . . . ah ils devront fourrer le nez dans la . . . . sales cochons de Prussiens . . . nous les flanquerons . . . .

Er verlor sich in Patois, dem ich nicht mehr folgen konnte . . . . leider verließ mich weniger mein Ohr, als mein Französisch. Aber so viel hatte ich doch wenigstens verstanden, daß es jemand war, der dem Hausherrn aus irgend einem Grunde die Nachricht brachte, daß französische Truppen, und zwar sogar Infanterie, morgen in Maubant erwartet würden. Piou-piou hatten wir ja oft genug für „Infanterist" gehört.

Vielleicht wußten sie davon, vielleicht auch nicht, bei

uns beim Regiment. Benachrichtigen mußte ich sie jedenfalls.

Wie der Blitz fuhr ich in meine Sachen, weckte Grumbke, nahm meinen Revolver in die Hand und lief mit dem Licht die Treppe hinab. Ich riß unten alle Zimmer auf, während mein Bursche die Thür zum Hof bewachte. Der Wachtmeister, der sich gar nicht ausgezogen, erschien augenblicklich und suchte mit mir.

Nichts war zu entdecken. Alle Räume waren leer. Der alte Diener lag in seinem Bett und schlief, oder er that doch wenigstens so.

Graf de Brissac kam im Schlafrock aus seinem Schlafzimmer, das wir eben absuchen wollten, uns schon entgegen. Er erkundigte sich in sehr ruhiger Weise nach dem Grund des Alarms.

Ich gab ihm eine ausweichende Antwort und wünschte ihm eine gute Nacht. Was war auch am Ende daran gelegen, ob wir den Bauer erwischten, der es für nötig befunden, seinem Gutsherrn die Nachricht zu überbringen? Wahrscheinlich war es sogar viel besser, nicht weiter Lärm zu schlagen, sondern nur augenblicklich die Meldung abzusenden.

So schickte ich denn Wachtmeister Brodmeyer sofort in den Stall, einen Husaren zu wecken, der satteln sollte und zum Stabe nach Tourniolet-sur-Bran reiten.

Währenddessen schrieb ich folgende Meldung:

— Ein Bauer bringt dem hiesigen Gutsherrn soeben die heimliche Nachricht, daß morgen französische Infanterie in Maubant eintreffen werde.

Dann ließ ich mir Husar Groeber kommen, der abreiten sollte. Ich vergewisserte mich, ob er auch noch den Weg nach Tourniolet-sur-Bran kannte, den wir selbst mit der Schwadron gekommen. Er wußte genau Be-

scheid. Der kleine Kerl schien ganz stolz auf seinen nächtlichen Auftrag zu sein:

— Ich werde gleich durch'n Park machen, Herr Leutnant!

Das wollte ich jedoch gerade nicht. Der Weg durch den Park war verschneit und deshalb mir zu unsicher, da sich doch irgendwo versteckt Gräben befinden mochten, in die er geraten konnte. Deshalb befahl ich ihm, durch das Dorf zu reiten und dann im Bogen die Chaussee. Dadurch kam er zwar erst nach zwanzig Minuten an das Parkthor, das er geradeaus durch den Park in fünf Minuten erreicht hätte, aber er langte doch wenigstens mit Sicherheit an, und es handelte sich ja weniger um die Schnelligkeit als um das bestimmte Eintreffen der Meldung.

Ich ging möglichst leise, nicht etwa die Damen zu wecken, wieder nach meinem Zimmer und warf mich gleich angezogen auf das Bett, da wir ja doch in ein paar Stunden wieder ausrücken mußten.

Dann schlief ich wie ein Toter.

Ich weiß nicht, wie lange ich geruht haben mochte, als ich in die Höh' fuhr. Irgendwo war Lärm. Ich suchte möglichst meine Benommenheit abzuschütteln. An der Thür wurde geklopft.

— Herr Leutnant! Herr Leutnant! — rief die Stimme des Wachtmeisters.

Ich schloß auf. Wachtmeister Brodmeyer stand vor mir.

Ein wenig ärgerlich und noch ein bißchen duselig brummte ich:

— Was ist denn schon wieder los?

Der sonst so ruhige Wachtmeister war ganz erregt:

— Herr Leutnant, der ‚Fehrbellin', den der Groeber

ritt, ist eben im Galopp wiedergekommen. Er lief auf der Dorfstraße herum.

Das war doch ärgerlich, ich schimpfte also:

— Das Rindvieh der Groeber ist wohl hingeflogen?

— Nein, Herr Leutnant, runtergeschossen haben sie ihn!

— Haben Sie denn den Schuß gehört?

— Nein, Herr Leutnant, aber der Sattel ist voll Blut!

Mir entfuhr ein Donnerwetter. Wir eilten die Treppe hinunter. Unten war schon alles in Bewegung. Mein Bursche kam mir entgegengestürzt:

— Herr Leutnant, der alte Franzose ist vorhin im Garten gewest. Ganz bestimmt.

Der Wachtmeister und ich riefen einstimmig:

— Der Diener?

— Nee, der alte Breisack!

Graf de Brissac? In der Nacht im Park? Denn Grumbke sagte immer Garten für Park! Eine Ahnung blitzte in mir auf. Sofort stürmten wir nach dem Schlafzimmer des Grafen. Es war verschlossen. Wir schlugen laut an die Thür und horchten. Es war mir, als raschelte etwas. Wir pochten wieder:

— Qui est là? — fragte der Graf von innen.

Ich rief:

— Öffnen Sie, Herr Graf. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Eine Weile dauerte es noch, dann schob der alte Mann den Riegel zurück. Er trug seinen Schlafrock über dem Nachthemd. Sofort waren wir im Zimmer.

Graf de Brissac wollte mir Vorwürfe machen, aber ich schnitt ihm das Wort ab:

— Darf ich fragen, ob Sie im Park gewesen sind?

— Nein, mein Herr, warum . . . .

— Sie haben dieses Zimmer nicht verlassen, seitdem wir uns diese Nacht gesprochen haben?

— Aber nein, mein Herr, ich weiß nicht ....

Mein Bursche, der bloß das kopfschüttelnde Leugnen des Grafen verstanden hatte, schrie wütend los:

— Das sohlt er, Herr Leutnant. Ich hab'n gesehn. Weiß der Deubel, er war's!

Und der Wachtmeister rief, indem er das Bett befühlte:

— Im Bett hat er nicht gelegen. Das ist ganz kalt.

Plötzlich zog er noch obendrein unter den Vorhängen, die ein Stück bis auf das Parkett reichten, einen Stiefel mit nassen Sohlen hervor. Am Absatz klebte eine Spur geballten Schnees.

Graf de Brissac war totenbleich geworden. Er stammelte:

— A quoi bon cette farce-là!

Ich antwortete ihm einfach:

— Warum sagen Sie nicht die Wahrheit?

Er machte eine verächtliche Gebärde.

Währenddessen entstand Lärm auf dem Hofe. Ich ließ den Hausherrn unter Bewachung von zwei Husaren zurück, die heraufgekommen waren, und ging die Treppe hinab.

Ein paar meiner Leute liefen mir entgegen. Ein Gefreiter erzählte:

— Herr Leutnant, mir hab'n Groebern gefunden. Gleich im Dorf. Er muß geschleift sein vom Fehrbellin. N'en Schuß hat er im Koppe. Der muß gleich weg gewesen sein.

Die Leiche lag im Schnee auf dem Hof an der Stallmauer. Ich fühlte Groeber an. Er war tot. Der Roßarzt, der hinzugekommen, bestätigte es mir.

Langsam stieg ich wieder die Treppe hinan, nachdem ich einen zweiten Mann mit der Meldung abgefertigt. Für mich war kein Zweifel mehr, daß Graf de Brissac dem Meldereiter, dessen Absendung er auf irgend eine Weise wahrgenommen, aufgelauert und ihn niedergeschossen hatte, um die Meldung vom Eintreffen der Franzosen in Maubant zu verhindern.

Oben auf dem Korridor war Lärm und Tumult. Ein paar Frauenstimmen kreischten. Es waren die Gräfin und ihre Tochter, die Morgenkleider übergeworfen hatten und durchaus in das Zimmer des Grafen eindringen wollten.

Sobald sie meiner ansichtig wurden, stürzten sie auf mich zu:

— Sie werden nicht dulden, daß man meinen Mann mißhandelt! — und:

— Was hat mein armer Vater verbrochen? Er ist unschuldig.

So kreischten sie durcheinander.

Ich suchte sie möglichst zu beruhigen und bat sie, in ihre Zimmer zurückzukehren, mit der Versicherung, daß ich ihnen in ein paar Minuten selbst Aufklärung bringen würde.

Dann bahnte ich mir den Weg in das Zimmer. Die Husaren drängten die Damen zurück. Graf de Brissac stand bewegungslos noch dort, wo ich ihn verlassen hatte. Seine Hände aber waren auf dem Rücken gebunden Ich fragte:

— Wer hat das befohlen?

Wachtmeister Brodmeyer wies mir eine Pistole vor, die er in der Wäsche gefunden hatte. Er steckte einen Zipfel seines Taschentuchs in den Lauf und zog ihn leicht geschwärzt wieder hervor. In einem Kasten aus Eben-

holz, der unter dem Toilettentisch des Grafen stand, fand sich eine zweite und in dem Kissen, das auf dem Boden lag, der genaue Abdruck der anderen Pistole.

— Sie schießen gut! — sagte ich zu Graf de Brissac.

Er schwieg.

Ich war so empört über den mörderischen Überfall, daß ich zum Gefangenen bemerkte:

— Das ist ganz gemeiner Meuchelmord!

Der Graf sah mich ruhig an, kein Nerv zuckte an ihm. Langsam sprach er:

— Mein Herr, Krieg ist Mord überhaupt.

— Aber wir kämpfen ehrlich. Soldat gegen Soldat. . . .

Er schnitt mir das Wort ab und sagte mit unnachahmlichem Stolz und dem Hochtrabenden, dem Theatralischen, das so leicht im Französischen liegen kann:

— Wenn das Vaterland geknechtet wird, dann sind wir gegen die Unterdrücker alle Soldaten. Dazu bedarf es nicht der Uniform. Jeder Franzose kennt seine Pflicht.

Ich war trotz meines Zornes, meiner Empörung doch voll leisen Mitgefühls. Ich wußte ja, dieser Graf de Brissac war kein elender Meuchelmörder. Ich war gewiß, sein Handeln betrachtete er als patriotische That. Wahrscheinlich als Pflicht. Begreifen konnte ich es, daß er in der Verzweiflung über das Schicksal seines Vaterlandes jedes Mittel für erlaubt hielt, wie mir das ja am Abend vorher seine Frau und er ganz offen angedeutet.

Aber wenn ich mir auch diese That menschlich erklären konnte, so wußte ich doch ebenso genau, was ich zu thun hatte. In zwei Stunden rückten wir aus. Mitschleppen den Gefangenen, war unmöglich. Irgend welche

genaue Untersuchung ausgeschlossen. Ich also war der Richter, der Rächer, der Herr über Leben und Tod. Mein Urteil war sofort zu vollziehen. So wollte es das blutige, notwendige Recht des Krieges.

Ich fragte den Gefangenen nur:

— Wissen Sie, was Ihnen bevorsteht?

— Ja, mein Herr!

Dann ging ich hinaus, um, meinem Versprechen gemäß, die beiden Damen von dem zu unterrichten, was zu geschehen hatte. Sie waren noch auf dem Korridor, wo sie von den Husaren an der Thür durchaus verlangten, eingelassen zu werden. Unsere Leute zuckten nur mit den Achseln, aber wichen nicht vom Fleck.

Ich sagte zur Gräfin so artig und ruhig, als ich nur konnte:

— Frau Gräfin, Graf de Brissac — hat einen deutschen Soldaten getötet. Das verlangt Sühne.

Die folgende Scene war furchtbar, die alte Dame bat mich himmelhoch, das nicht zu glauben, ihr Mann sei unschuldig, er habe ganz bestimmt das Haus nicht verlassen. Sie kam mir immer näher und krallte sich schließlich förmlich an mir fest, mich mit ihren Bitten überschüttend.

Das junge Mädchen fand keine Worte. Sie lehnte an der Wand und biß krampfhaft in ihr Taschentuch, während ihre großen, dunklen Augen mich finster betrachteten.

Ich riß mich von der Gräfin los und rief:

— Frau Gräfin, ich habe Gastfreundschaft in Ihrem Hause genossen: es ist die traurigste Pflicht meines Lebens, die ich zu erfüllen habe, doch ich muß sie erfüllen!

Plötzlich wich die Gräfin zurück. Sie kreischte, als

ob ihr erst jetzt eine Ahnung der Wahrheit aufgegangen sei:

— Sie wollen ihn töten?

Ich antwortete nicht.

Da wankte die alte Dame und fiel, ehe ihr jemand beistehen konnte, ohnmächtig zu Boden.

Das junge Mädchen aber trat hart an mich heran, sah mich mit unsäglicher Verachtung an und spuckte plötzlich vor mir aus.

Ich drehte mich herum und trat in das Zimmer des Grafen zurück. Dort gab ich dem Wachtmeister den Befehl, Graf de Brissac in den Hof führen zu lassen. Mit gebundenen Händen, ohne Hut, nur mit seinem Schlafrock bekleidet, ging er hinaus.

Die Gräfin und ihre Tochter waren verschwunden. Ich ließ sie in ihrem Zimmer einschließen.

Wie wir die Treppe hinunterschritten, dachte ich noch einmal über die Ereignisse dieser Nacht nach. Ich hatte am Tische dieses Mannes gegessen, unter einem Dach geschlafen und trotz der Feindschaft zwischen unseren Völkern in ihm den Gentleman, den artigen, guten Gesellschafter gefunden. Wir hatten Höflichkeiten ausgetauscht, als ob wir nicht uns als Sieger und Besiegter gegenüberstünden.

Und jetzt war dieser Mann ein Mörder, und ich ging, ihn totschließen zu lassen.

Wir standen im Hof. Ich ließ vier Karabiner laden, und die Husaren stellten sich nebeneinander. Der Gefangene wurde gegen die Stallmauer gelehnt, neben dem toten Husar.

Der Gefreite, der die Leiche des Husar Groeber gefunden, wollte dem Grafen die Füße zusammenbinden, doch jener schüttelte den Kopf und sagte mir:

— Je ne suis pas un lâche! Ne craignez pas que je me sauve! Monsieur, je ne vous en veux pas. Vous faites votre devoir.

Die Husaren gingen in Anschlag. Aufrecht, stolz, eine achtunggebietende Erscheinung trotz des Schlafrockes, den er trug, stand der kleine, alte Herr da. Wie der Wachtmeister sein „Feuer" kommandierte, schrie er laut:

— Vive la France!

Die Schüsse erdröhnten. Der Gefangene fiel augenblicklich vorn über und blieb mit dem Gesicht im Schnee liegen. Graf de Brissac war nicht mehr.

Im selben Augenblick jedoch tönte aus dem „Châtiau" ein greller, markerschütternder Schrei. . . .

* *
*

Sehen Sie, meine Herren, das ist furchtbarer als Greuel und Verwüstung der Schlachtfelder. . . .

Und so, Herr von Wagen, ist der ‚frische, fröhliche' Krieg!"

Die Radlerin

Geschichte zweier Menschen

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Preis: geheftet M. 3.50; gebunden M. 5.—

Aus den Besprechungen

Hamburger Nachrichten: Ompteda greift seine Stoffe aus dem modernen Leben und hat in seinem neuen Werke dem heutigen Modesport eine kleine Konzession gemacht und ihm den „aktuellen" Titel „Die Radlerin" gegeben. — Es ist eine ganz einfache Geschichte „zweier Menschen" und trotzdem von größtem Eindruck und erschütternd. Ein schlichter Stoff; und doch: in der Hand des Künstlers der Vorwurf für ein ergreifendes Lebensbild. — Die Schilderung der Beziehungen zwischen dem Bürgermädchen und dem Grafen zeugen von feinster Beobachtung und tiefer Empfindung. Die Personen des Romans stehen plastisch vor uns und sind wahr und echt bis ins Letzte. Die Charaktere sind alle gleichmäßig liebevoll ausgearbeitet, so daß selbst die, welche nicht im Mittelpunkt der Handlung stehen, unsere volle Teilnahme beanspruchen, und unter ihnen sind es ganz besonders die Angehörigen der „Radlerin" — die Schwester und der Vater, in denen Ompteda uns mit der an ihm gewohnten Meisterschaft Figuren von voller Lebenswahrheit und hohem künstlerischem Gehalt hinstellt.

Hamburger Fremdenblatt: Die Geschichte, die uns hier in der gewinnenden Art Omptedas erzählt wird, ist durchaus ernsten Charakters, sie ist ein feines Seelengemälde, für das unsere radfahrende Zeit nur den Untergrund hergibt. — (Folgt Inhalt.) — Ompteda hat mit einer Feinheit und Lebenswahrheit gemalt, die einerseits an „Werthers Leiden" und andererseits an die hypermodernen Romane d'Annunzios erinnert. An Handlung ist die Arbeit arm. Man empfindet dies

freilich nicht, der Leser fühlt sich unablässig gefesselt. Die Kunst, die dies in der gegenwärtigen Zeit zustande bringt, kann keine kleine sein. Das Gros der Romanleser und -Leserinnen ist durch die moderne Fabrikarbeit, die nichts als Handlung kennt und jeglicher Vertiefung spottet, verdorben; aber auch dieses Gros wird sich dem eigenartigen Zauber dieses Romans nicht entziehen können, dessen seelische Bewegung die äußere durchaus ersetzt. Auf junge Herzen wird die Geschichte einen geradezu faszinierenden Eindruck machen, denn sie ist ein echter Liebesroman voll Herz und Gemüt.

St. Galler Blätter: Diese Geschichte zweier Menschen, von ihm und von ihr, ist vortrefflich erzählt. Der Roman rutscht förmlich in den Leser hinein, so klar und flüssig ist er geschrieben; sein Verdienst geht aber über eine gefällige Glätte entschieden hinaus — das Verhältnis, das er ins Licht rückt, wird mit bemerkenswerter psychologischer Eindringlichkeit entwickelt, mit Anmut und einer Fülle intimer Züge, denen der Atem des Lebens innewohnt. Mit wahrer Teilnahme sieht man das schlichte Lebensbild, oder vielmehr die Lebensepisode sich formen, in sich ruhen und — verfließen, im freudigen Werden so naturgemäß wie verständlich in der elegischen Zersetzung. Man kann diesem Buche entschiedenen und beträchtlichen poetischen Gehalt zusprechen, trauliche Schönheiten, die in manch anderem Roman von anspruchsvollerem Gefüge vergeblich gesucht würden.

Kölnische Zeitung: Es liegt ein höchst liebenswürdiger Realismus voll Beobachtungskunst und Charakterisierungsvermögen in der Art, wie Ompteda dieser schlichten Geschichte vollste Anschaulichkeit und plastische Lebensechtheit in künstlerisch geschmeidiger Kleinmalerei zu verleihen weiß.

Leipziger Tageblatt: . . . . Die Schilderungen des Verhältnisses zwischen dem Grafen und dem Bürgermädchen zeugen für des Autors feine Beobachtung und sein warmes Empfinden. Brillant ist ihm die Steigerung gelungen von der ersten keuschen Zärtlichkeit, die der vornehm geartete Mann für das Mädchen hegt, bis zu den späteren sinnlichen Regungen beim näheren Verkehr mit der Geliebten. Außerordentlich geschickt sind die auf Geburt und Erziehung zurückzuführenden Gegensätze zwischen ihnen für den Verlauf der Handlung verwertet, da ist nicht ein Funke von Affektation zu spüren, sondern alles nur schlichte Lebenswahrheit. Diese letztere und ihre echt künstlerische Wiedergabe verhilft auch der leicht zu übertreibenden Szene zwischen dem Grafen und dem alten Lehmann, in der dieser jenen anfleht, seine Tochter freizugeben, zu ihrer hinreißenden Wirkung. Jener Spießbürger und die nur episodisch in die

Handlung eingreifende, aber eminent wirkungsvolle Figur der alten Gräfin, welche schneidenden Kontraste und wie vorzüglich verkörpert! Und dann wieder die altjungferliche Schwester mit ihren Schrullen und ihrer Ziererei, ferner die leicht kupplerisch gesinnte Cousine in aller ihrer Gewöhnlichkeit neben der Heldin, deren knospenhafter Liebreiz und hochgespanntes Empfinden das Kleinliche und Unschöne in ihrem Charakter noch verdeckt, und zwischen diesen allen der junge Aristokrat! Ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung, von jugendlichem Unbedacht, aber auch jugendlich warmem Fühlen, eine Prachtgestalt in Anlage und Ausführung. Neben dem Erzähler kommt in diesem Buche auch der Lyriker Ompteda zu seinem Rechte; die dem Grafen zudiktierten Liebesgedichte zeichnen sich durch Schwung und Feuer aus.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: . . . . Dieser Roman ist vielleicht das gelungenste aller Werke, die ich von Ompteda kenne und, wäre der Ausdruck nicht durch schrankenlosen Mißbrauch so entwertet und nachgerade verdächtig geworden, man würde es vielleicht ein Meisterwerk nennen müssen.

Ompteda behandelt diesmal ein Thema, das die Modernen mit Vorliebe zu wählen pflegen: das „Verhältnis". Auch er hat dieses Thema schon einmal bearbeitet in seinem ersten erzählenden Buche, der „Offiziersgeschichte" „Die Sünde"; schon damals ist mir die fast ängstliche Diskretion aufgefallen, mit der er, sehr im Gegensatze zu anderen Autoren, das erotische Moment behandelt. Diese Diskretion macht sich in allen seinen Erzählungen bemerkbar. In seinem neuen Buche zwingt ihn zwar die Natur des Stoffes, sich mit der Erotik zu beschäftigen, aber auch hier macht sich diese Diskretion geltend: während in den zahllosen „Verhältnis"-Romanen und -Novellen das punctum saliens solcher Beziehungen auch den Angelpunkt der Handlung zu bilden pflegt, jedenfalls vorhanden ist, fehlt es hier, so daß man eigentlich gar nicht von einem „Verhältnis" im üblichen Sinne reden sollte, obwohl sonst alle Bedingungen eines solchen gegeben sind. Aber in diesem Falle darf man dem Autor keinen Vorwurf daraus machen, denn obschon das Ausbleiben der letzten und wesentlichen Konsequenz eines „Verhältnisses" einigermaßen auffällt, tut es der Lebenstreue der Erzählung keineswegs Abbruch. Diese Lebenstreue ist ganz außerordentlich, was freilich bei Ompteda etwas Gewöhnliches ist, denn einen peinlich wahreren, gewissenhafteren Erzähler als ihn gibt es in der deutschen Literatur kaum.

Nicht leicht dürfte man in einem Buche so oft jene Momente finden, die die Prüfsteine für dessen Lebenswahrheit bilden, jene Momente, wo der Leser sich in der tiefsten Seele

angerührt fühlt, wo er vom Autor oder von dessen Geschöpfen seine eigensten Gedanken und Empfindungen ausgesprochen findet. In diesem Buche nun greift Ompteda unablässig in die Saiten unserer Seele, und aus ihren Schwingungen klingt ein süßes, wehmütiges Lied, ein Lied, das keiner vergißt, der es einmal vernommen hat, das alte Lied nämlich von Jugendlust und Jugendleid, von der ersten Liebe. Man sollte meinen, diese Melodie sei schon bis zum Überdrusse abgewandelt, da tausend und abertausend Dichter und Schriftsteller sie schon in allen erdenklichen Tonarten gesungen, geflötet, gesäuselt und gebrüllt haben. Aber diese Melodie ist nicht umzubringen, sie ist das uralte, ewig neue Lied der Menschheit; es kommt nur darauf an, wer es anstimmt. Im Munde des Dutzend-Autors wird es zum unerträglichen Gassenhauer, auf den Lippen des Dichters zum Kunstwerk. Und Ompteda ist ein Dichter. . . .

Tägliche Rundschau: Ein tüchtiges, braves, ein gutes Buch.

Velhagen & Klasings Monatshefte: Die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. So ewig alt und ewig neu wie Sonnenaufgang und Frühlingsluft, Blühen und Welken, Sehnsucht und Entsagung. Wieder einmal die alte Geschichte von der Liebe ist es, die Georg von Ompteda in seiner „Radlerin" erzählt, so schlicht und so prunklos, als wäre sie eine Erfindung von gestern; zum tausendsten Male hören wir sie, und es ist doch ein Klang in ihr, als vernähmen wir sie zum ersten Mal. Ewig bleibt die Empfindung dieselbe, aber wie sie sich äußert, wie sie entsteht, unter welchen Bedingungen sie erwächst und verblüht, das gibt der uralten Weise immer wieder ein neues Gepräge, einen neuen Ton. — Folgt ausführliche Inhaltsangabe. — Eins ersieht man schon aus dieser flüchtigen Übersicht, daß die Radfahrten der beiden Liebesleute keinen Wesensbestandteil der Erzählung bilden. Aber sie geben zu Schilderungen Anlaß, aus denen es wie ein frischer Lufthauch, wie Sonnenatem und Erdgeruch den Leser anweht.

Westermanns Monatshefte: Zwei Menschen, die sich zufällig finden, um sich ganz in Liebe einander hinzugeben, in Liebe und um Liebe, denn als die zwingenden Verhältnisse sie wieder voneinander reißen, gehen sie still, ohne laute Klage oder schrilles Weh jeder an seinen Platz. Was der Geschichte ihren literarischen Wert gibt, ist die unaufdringliche, schlichte Einfachheit, das rein Menschliche, das dieses alltägliche Verhältnis verklärt. Auch die Darstellungsart und Sprache stehen in ungetrübtem Einklang mit dieser seelischen Schamhaftigkeit, dieser Wahrhaftigkeit, Ruhe und Stille, mit denen der Dichter Menschenglück und Menschenleid betrachtet.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.